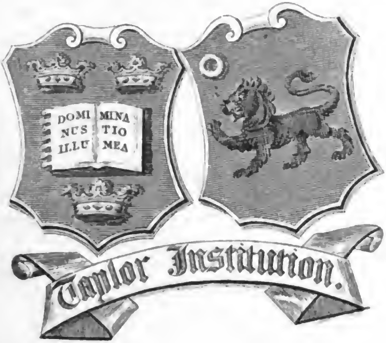

DOMI NUS IL.LU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



X. A. v. A. CABER

Ct RINGSWALD sc.

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Zweiter Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
Die Deserteure. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte	1
Die Nacht von Bingen. Novelle	101
Die Meergeusen. Novelle	211
Der gespenstige Stollen. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte	319
Die Zweite. Eine Historie	355

Die Deserteure.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

Hunsrücken! ruft vielleicht manche schöne Leserin aus, wenn sie die Bezeichnung der Heimath dieser Geschichte liest, und fühlt dabei einiges Frösteln, weil ihre Geographie den Landstrich, welcher so heißt, als ein rauhes und sterile Hochland schildert. — Das wäre nun freilich nicht die erste geographische Sünde, zu welcher eins oder das andere unserer geographischen Hand- und Lehrbücher verführen; aber eine Sünde wäre es gewiß, begangen an einem reich gesegneten Landstrich. Ich fühle den Beruf, die Ehre des Hunsrücken zu retten, weil ich ihn kenne, weil ich ihn liebe. Hab' ich ja doch in den majestätischen Domen seiner Wälder dem süßen Flüstern der Bäume gelauscht, wenn der Abendwind Wipfel zu Wipfel neigte und sie sich die Geheimnisse des Waldes vertraut; hab' ich doch am grünen Ufer seiner klaren Bäche geruht und dem plätschernden Kosen ihrer hüpfenden Wellen zugehorcht; hab' ich doch auf seinen Höhen gestanden und die reine Luft geathmet, den Blick über die schöne Landschaft schweifen lassen und im ergreifenden Zusammentönen der Abendglocken so vieler Dörfer meine Seele erhoben gefühlt

zu Dem, der in die Gluthen des Abendhimmels und in das leuchtende Gold des Frühroths schrieb: „Meine Liebe wird mit jedem Morgen neu und meine Treue ist groß!" An seiner Wiesengründe frischem Grün, am Saatengolde seiner Fluren, am dunkeln Kranze seiner Höhen, am Blumenteppich seiner Thäler hab' ich mich erfreut, und sein biederes Volk hat meine Liebe gewonnen, — ich bin ein Hunsrücker geworden mit Leib und Seele, obwohl mich das Leben und seine Fügungen lange getrennt hatten vom Schauplatze meiner Kindheit.

Es ist nichts, rein nichts mit den Hunnen, deren Rückzug nach der Niederlage in den katalaunischen Gefilden dem Lande den Namen gegeben haben soll, nichts mit der Colonie Gratians. Das sind Hirngespinnste müßiger Köpfe. In dem alten Worte „hun" hoch, und „rick" oder „rück", Rücken, „Hochland," hat der Name seine Begründung. Und ein Hochland ist der Hunsrücken, dessen Hochebene nördlich zur Mosel, östlich zum Rheine, südlich zur Nahe abfällt, und der im Westen von den walddunkeln Höhen des Hochwaldes, des Soon und des Idar begrenzt wird. Ich habe ihn Hochebene genannt, aber ich will das keineswegs wortstreng genommen haben, denn der Hunsrücken ist ein wellenförmiges, hügelreiches Land, das selbst ansehnliche Berge umschließt. Ueberall tritt der Hochwald herein in die reichen Getreidefluren, wo des Hunsrückers Pflug seine Furchen zieht, wo seine goldenen Saaten reifen, wo der Flachs sein bläuliches Blüthenmeer ausdehnt; und in diesen Hochwäldern reckt stolz die hundertjährige Eiche ihr Haupt empor, wölbt die Buche ihr glänzendes Laubdach, wiegt träumerisch die weißstämmige Birke ihre hängenden Zweige im Lufthauche. Hier hat der Edelhirsch und das fromme Reh seine Heimath. Zahlreiche Bäche schlängeln sich in mäandrischen Krümmungen durch die reizenden Thäler, wo ungestört im Gebüsche Golddrossel und Nachtigall in den Jubelhymnus der Lerche einstimmen, die draußen auf der Flur in die reine Luft emporsteigt. Und über diese Landschaft ist ein

Grün ausgebreitet, wie es nie das gepriesene Rheinthal sein nennen kann. Ich will nicht reden von den Schätzen, die im Schooße der Erde ruhen, nicht von des edlen Waidwerks Lust; nur darauf will ich hinweisen, wie überall um altehrwürdige Kirchen sich stattliche Dörfer lagern, Dörfer, in denen die Zeiten des gesegneten Friedens in wachsendem Wohlstande sichtbar sind, wo das altherkömmliche Strohdach fast gänzlich vom glänzenden Schiefer verdrängt ist, wo ein biederes, treues, der alten Sitte ergebenes, einfaches, betriebsames und, daß ich eine seiner schönsten Eigenschaften nicht vergesse, frommes Volk lebt, ein Volk, das sich eben so sehr durch körperliche Kraft als Schönheit auszeichnet.

Hin und wieder begegnet der Freund der Kunst und Geschichte einer Kirche, deren Architektur ihn fesselt, einer Burgruine, die aber zahlreicher die Abhänge nach dem Rheine, der Mosel und Nahe zieren; seltener den Ueberresten eines ehemaligen Klosters. Die Denkmale der alten Herzoge von Simmern in dieser freundlichen Stadt, die mitten im Herzen des Landes liegt und auch in Bezug auf Verkehr und Handel sein Herz genannt werden darf, sind für die Kunst bedeutsam. Römische Niederlassungen finden sich zahlreich, und ein weitverzweigtes Netz römischer Heerstraßen durchzieht das Land.

Mögen diese wenigen Zeilen hinreichen, die Theilnahme für ein Land und Volk zu wecken, zu welchem uns die nachfolgende Geschichte führt.

1.

Von dem matten Strahle der Sonne des Spätherbstes beleuchtet, liegt vor uns ein kleines und ärmliches Dörfchen, dessen Häuser eine alte Kirche umgeben. Die Häuser sind zweistöckig; weit vor-

ragende Strohdächer bedecken sie, mit Ausnahme der Kirche und eines städtisch aussehenden Gebäudes in ihrer Nähe. Der Hochwald tritt an die Häuser des Dorfes gegen Norden ganz nahe heran, so nahe, daß die Aeste der Eichen selbst in die „Bitzen" (so nennt der Hunsrücker den Gras- und Obstgarten, der selten einem Hause fehlt und an den sich der Pflanzgarten anlehnt) hereinragen. Aus diesem Walde strömt ein klarer Bach, doch so stark, daß er schon unter dem Wiesengrund eine Mühle treibt. Der Hochwald umschließt das Dörfchen wie mit liebenden und schützenden Armen, und die fruchtbare Feldmark zieht sich jenseit des Wiesengrundes hin. Da das Dörfchen hoch liegt, gestattet es die Aussicht über ein ziemlich weites Gefilde.

Das Haus, in dessen Nähe die Kirche und die hohe Dorflinde steht, das allein außer der Kirche ein Schieferdach besitzt, hätte Jeder wohl für den Pfarrhof gehalten; allein das wäre ein Irrthum gewesen; denn in Erbach wohnt kein Pfarrer, es ist ein Filialdorf. Das stattliche, auch wohlerhaltene Haus hat noch die kurpfälzische Hofkammer, seligen Gedächtnisses, erbaut, und der drinnen wohnt, ist auch noch ein altes Stück des kurpfälzischen Inventariums, nämlich der Förster, den der französische Unterpräfect in Simmern auch zum Ortsvorstande gemacht hat, Syndic genannt.

Er ist uralt; aber wie weiß auch sein Haar, wie wetterdurchfurcht auch sein Gesicht ist, diese Gestalt hat das Alter noch nicht gebeugt. Sie ist fest, wie aus Eisenguß. Der Name des Mannes ist Dietrich; allein er hat noch ein Anhängsel, das sehr bezeichnend, aber nur im Gebrauch ist, wenn man sich hinterwinds befindet. Die Bauern nennen ihn den alten Kümmel-Dietrich. „Kümmeln" heißt aber so viel als verkaufen, heimlich zu Gelde machen, und darin hat auch der Name seinen Grund. Als alter kurpfälzischer Beamter versteht er sich auf den Kümmel, und die alten Bäume im Forste könnten, wenn sie der Rede fähig wären, manches Stücklein davon erzählen, wie ein Förster ohne Mühe reich werden kann und

zwar nicht auf die ehrlichste Weise. Das ging um so leichter in der französischen Zeit, als ein Beamter dem anderen freundlich durch die Finger sehen mußte, sintemal, wie der Hunsrücker sagt, sie alle nicht sonderlich sauber waren.

Der Kümmel-Dietrich ist, wie gesagt, ein hoher Siebenziger, wetterhart, wie eine Eiche, aber dabei ein finsterer, wortkarger Mann, gegen alle Welt schonungslos streng, nur nicht gegen sich selbst. Die Bauern fürchten und hassen ihn. Bei ihm lebt sein Sohn Andres und die alte Lisbeth, seine Haushälterin; aber jeder dieser drei Hausbewohner hat seine eigene Wirthschaft und treibt's nach eigenem Gefallen. Außer diesen drei Personen bewohnt ein Rudel Hunde aller Racen das Haus. Hier liegt eine faule Wolfsdogge, da schnuppern zwergbeinige Dächsel herum, da klaffen einige Bracken, und glatt- und rauhhaarige Hühnerhunde liegen oder stehen umher und sehen dumm in die Welt hinein. Muß einmal Jemand zum Kümmel-Dietrich, so gibt's einen solchen Höllenlärm, daß man im ganzen Dorfe weiß, es gehe jetzt Jemand in's Forsthaus. Doch lassen wir die Drei sammt den Hunden einstweilen ihr Wesen treiben, um uns ein anderes Haus im Dorfe genauer anzusehen.

Es ist unstreitig das ärmste des Dorfs und liegt am Saume des Waldes, den die Axt noch nicht sonderlich gelichtet hat. Es ist auch zweistöckig, wie alle Hunsrücker Häuser, und, wie sie, aus Holz und Fachwerk erbaut. Der Zahn der Zeit, dieser arge Feind alles Bestehenden, ist recht thätig an dem Hause gewesen, das sieht man schon; denn das Strohdach ist sehr alt und geflickt; die Spiegel der Gefächer waren ehedem weiß getüncht — jetzt sieht der gelbe Lehm überall naseweiß durch und der Kalkbewurf ist in ansehnlichen Flächen abgefallen. Die Balken, ehemals roth angestrichen, weisen nur noch Rudera ihrer Farbe, wo sie das Fachwerk berühren. Reinlich aber ist das kleine Haus, wie geblasen, kein Spinnwebchen sichtbar, die Fenster klar wie Krystall; das Höfchen gekehrt, obwohl der große Hutzelbirnbaum, der in der angrenzenden Bitz steht, wahrhaft

neckisch seine braunrothen Blätter immer wieder hineinwirft. Hinten an das Haus grenzt ein Gebäude, das als Scheune, Stall und Schuppen zugleich dient. Oben sitzt Heu und Stroh, in der Tenne aufgeschichtetes Haidekraut, und davor liegt Lesereisig in Bündeln und einiges Windfallholz. Daneben ist ein kleiner Stall unter demselben Strohdach, in dem eines jener kleinen Kühchen steht, welche man aus dem Vogelsberg einführt, weil sie hart und ausdauernd, genüglich in der Nahrung sind und doch reichlich milchen. Wohin man aber blickt, da ist eine ordnende Hand sichtbar und eine Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit. In das Haus führt eine quergebrochene Thüre, und über dieser Thüre zeigt ein noch erhaltener Gefachspiegel den Reim:

„Hans Wallauer bin ich genannt;
Mein Haus stehet in Gottes Hand;
Er bewahr's vor Wasser und Brand."

Blicken wir durch die reinen Scheiben der kleinen Fenster in das Stübchen, so sehen wir in einen mäßigen Raum mit niederer Balkendecke; aber die Wände sind schneeweiß getüncht. Ein viereckter Gußofen steht an der Wand, auf dem ein zweites Aufgestell eine Kachel zum Warmhalten der Speisen bildet. Auf der Vorderplatte ist das Weltgericht in schönem erhabenem Guß mit greulichen Teufeln und posaunenden Engeln, rechts Herrlichkeit und links abscheuliche Grimassen. Die rechte Seitenplatte zeigt Isaaks Opferung, die linke die Jakobsleiter und den schlafenden Jakob, auf seinem harten Kopfkissen ruhend. Rings an den Wänden laufen Bänke hin, blank gescheuert, und in der Ecke des Fensters steht der kirschbaumholzene Tisch mit Buchöl getränkt. Ueber dem Ofen sehen wir die zwei Stäbe und drei Stangen des Recks. Zwischen dem Ofen und der Hausflurwand ist eine Ecke. Dort steht ein grobgearbeiteter Sessel, und in diesem sitzt eine hochbetagte Frau, welche unabläßig die feinen Fäden des Flachses aus dem Rocken ihres Spinnrades zieht und sie sich wickeln läßt auf die rasch sich drehende

Spuhle. Aermlich, aber reinlich ist ihre Kleidung, und wer den feinen Faden ihres Gespinnstes sieht, hält es für eine Lüge, daß sie stockblind sei. Nur die Gewohnheit eines halben Jahrhunderts und der unendlich feine Tastsinn der Blinden macht die Arbeit selbst und ihr feines Erzeugniß möglich.

Noch ein Stuhl ist im Stübchen, und darauf sitzt, ebenfalls mit Spinnen beschäftigt, ein junges Mädchen. Mehr als achtzehn Mal hat sie die Rose nicht blühen sehen. Sie trägt die gemeinsame Kleidung der jungen Hunsrückerinnen, den grün- und schwarzgestreiften Tartanrock, das dauerhafte Landeserzeugniß, das drei Generationen dient; das himmelblaue Tuchmieder, an allen Nähten und Kanten mit schmalem, schwarzem Sammetbande besetzt, und das grüne selbstgestrickte Wollhalstuch. Der Vorderarm, weiß wie Schnee und rund und voll, ist bloß und über dem Ellbogen das Hemd zierlich aufgesteckt. Das dunkelgrüne Halstuch hebt die blendende Weiße des schönen Halses. Das Köpfchen ist zur fadendrehenden Hand geneigt. Diese Stellung läßt uns das glänzende, kastanienbraune Haar bewundern, das in seiner Fülle prangt, einfach gescheitelt und zurückgestrichen ist, wo es, einige Mal gedreht, von einem schlichten Hornkamme gehalten wird. Wir sehen nur ihr Profil, aber wir bemerken die edelste Stirn, die in stolzen Bogen geschwungenen, dunkeln Brauen, die langen seidenen Wimpern, das niedliche Stutznäschen, die frische, zarte Lippe, das schöne Kinn, das auch im Profile das Grübchen verräth, und die Wange, die ein Engel geküßt haben muß, so zart ist das Roth auf ihrer feinen Wölbung. Jetzt hebt sie den Kopf, und aus großen, dunkelblauen Augen fällt ein Blick der Liebe auf die Mutter — dann sinkt das Antlitz wieder zur vorigen Stellung.

In dem Stübchen ist's so still, als es die knarrenden Räder und die behaglich schnurrende Katze zulassen. Hätten wir fragen können: „Wo ist denn der Hausvater, Hans Wallauer?" so hätte uns wohl die Blinde mit den lichtleeren und doch thränenvollen

Augen angesehen und gesagt: Ach, der ruht schon seit fünfzehn Jahren unter den stillen Schläfern um die Kirche herum, und der Kümmel-Dietrich hat ihn beim Treibjagen todtgeschossen!

Und wenn wir voll Entsetzen die Hände zusammengeschlagen und ausgerufen hätten: „Todtgeschossen! Gott im Himmel, das ist schrecklich!" so hätte vielleicht das weinende schöne Mädchen gesagt: Gern hat er's nicht gethan; aber die Mutter hat so lange geweint, bis sie blind geworden ist.

Da würde dann die Mutter wieder einfallen und sagen: Der liebe Gott hat mir aber einen Engel gesendet, der mich führet und meine Finsterniß erhellt, und der bist Du, mein Kind! Gott segne Dich!

Und so hätten wir die Geschichte dieses Hauses in drei Worten gehört, und Alles, was dazwischen liegt, das hätte unser theilnehmendes Herz leichtlich ergänzen mögen. Ja, es ist ein tiefer Schmerz durch diese Herzen gezogen und hat seine Spuren eingegraben, daß es tiefe, unheilbare Wunden gab.

Während dieser am Fenster gemachten Beobachtungen ist die Sonne tiefer zum Rande des Horizontes hinabgesunken. Ihr letzter Strahl küßte die Wipfel der Bäume, in dem Stübchen macht sich eine Dämmerung bemerklich, die nur die emsige Spinnerin in der Ofenecke nicht wahrnimmt, die lichtlos ihren Faden so sicher zieht, wie im hellen Tageslichte kaum eine andere. Das Mädchen steht jetzt auf. Sie setzt ihr Rädchen weg und sagt in liebevollem, melodischem Ton: „Ich will jetzt die Lise füttern; dann wollen wir unseren Hirsebrei essen, damit Alles sauber ist, wenn Schmied's und Veit's kommen!" Die Lise ist die Kuh; denn der Hunsrücker Hirte gibt jeder Kuh einen Namen, den sie auch im Hause behält.

Die Mutter nickte leise ihren Beifall, und das Mädchen geht leichten Fußes und kaum hörbaren Trittes hinaus. Rasch, wie der Gedanke, ist sie im Stall, und in weniger denn einer Viertelstunde tritt sie wieder mit einem Lichte herein, deckt ein Linnen auf den

Tisch, hebt aus der Ofenkachel die tiefe Schüssel mit dem Hirsebrei, den eine gelbe Rahmkruste deckt, führt dann die Mutter zu dem Stuhle, den sie ihr gesetzt. Hierauf legt sie ihre kleinen Hände zusammen, senkt das Köpfchen und betet: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast. Segne, was Du uns bescheeret hast! Amen."

Wir aber sagen stille: Gesegn' es Gott! und verlassen das Fensterlein.

Nach einer Viertelstunde etwa hatte das Stübchen eine andere Gestalt angenommen, die einer Spinnstube. Wohl saß noch in der Ofenecke die Wittwe und spann wieder; aber in der Mitte der Stube, und zwar vom mittelsten Balken der Decke, hing der Lichtstock herab, welcher die Oellampe trug, zu welcher jede Spinnerin abwechselnd das Oel stellte. Die Lampe hing ungefähr in der Höhe der Hand und warf so das Licht am zweckmäßigsten zu der Arbeit. Um das Licht aber saßen drei Spinnerinnen. Die Eine war die schöne Tochter des Hauses. Sie hieß Angelika. Da aber der Hunsrücker selten einen Namen läßt, wie er im Kalender steht, so macht er aus Angelika Aengel, das hinwiederum nicht anders klingt, als Engel, und die jungen Burschen meinten, hier sei der Name an die Rechte gekommen. Die Zweite war des alten Schmieds Tochter, ein schönes, vollwangiges Mädchen mit blondem Haar und einer Kleidung, welche vollkommen der Engels glich. Sie hieß Marie und war Engels vertraute Freundin. Die Dritte war Nachbar Veit's Frau. Auf der Bank am Ofen saß der Schmied, dessen geschwärztes Gesicht und Hände das Gewerbe verriethen, welches ihn mit der Kohle in stete Berührung brachte. Er trug das dunkelblaue, langschooßige Kamisol, die braungrüne Pelüchewweste, die kurzen, ledernen Beinkleider und das apfelgrüne, verbrämte Sammetmützchen des Hunsrückers. Mit einem beneidenswerthen Wohlgeschmack schmauchte er aus einer kleinen Holzpfeife den köstlichen A B=Reiter von Willem Stein tot Amsterdam, den die Heimbacher Schmuggler brachten, der aber so wenig jemals Amsterdam

gesehen, als der Schmied selbst. Dieser war eine jener Kraftgestalten, wie sie dieses Hochland häufig aufweisen kann. Wenn auch schon weit vorgerückt zum Ziele menschlicher Tage, war er dennoch stark und fest. Er hatte im österreichischen Heere länger als ein Jahrzehend gedient, und seine Erzählungen, wie seine Gedanken, weilten am liebsten bei den Ereignissen seiner Heroenzeit. Später, als er seinen Abschied genommen, gefiel ihm das Leben am Ambos nicht, und er wurde kurpfälzischer Jäger und stand in Mannheim in Garnison. Das waren die sieben fetten Jahre Aegyptens für ihn, und auch davon sprach er mit Begeisterung, und seine Seele glühte für Kurpfalz und haßte Napoleon wie den Satan.

Anders war's mit Nachbar Veit; der hatte seit Anno 9 in Spanien unter dem Adler gefochten, bis ihm eine unbequeme Guerilla-Kugel den Knöchel zerschmetterte. Das brachte ihm einiges Hinken, den Abschied und monatlich fünf Francs Pension. Dafür war er auch ein Anhänger Napoleons. Sein Hinken hinderte ihn nicht im mindesten daran, des Kümmel-Dietrich's Forstwartgehülfe zu sein und jene Händelchen abzuschließen, die dem Ersteren viel, ihm ein Trinkgeld abwarfen. Ueberdies war er ein decidirter Jäger, der in allen Kunstausdrücken der Jägerei sprach wie ein Oberförster. Gestern erst war er von Mainz zurückgekommen, wohin er fünf Rehböcke gebracht und verkauft hatte. Als er wegging und die Rehböcke unter den Säcken eines Rheinböllener Haferhändlers verborgen waren, sagte der Kümmel-Dietrich: Veit, unser Pfarrer sagt, es geht im Département du Rhin et Moselle Manches per Nebenfaß (nefas). Das Faß hat der Oberförster. Warum sollten wir nicht das Nebenfaß haben?

„Der Veit bleibt lange," hob der Schmied endlich an, die Stille zu unterbrechen. „Ich wäre recht begierig, wenn er bald käme. Ich war gestern in Simmern, da munkeln die Leute allerhand."

„Ei, was denn?“ fragte Veit's Frau neugierig; denn Veit hatte ihr Nichts erzählt.

„Nun,“ versetzte der Schmied, „man redet von einer Schlacht bei Hanau und von einer greulichen Niederlage des Kaisers. Ihr solltet einmal sehen, was die französischen Blutsauger, die Beamten, für fahle, lange Gesichter machen; wie sie heimlich tutscheln. Es geht zu Ende mit den Franzosen, sag' ich. Ihr werdet's sehen.“

„Ja, zu Ende!“ sagte in dumpfem Tone die Blinde. Der Schmied hatte das Wort gehört, und es rieselte ihm kalt durch die Glieder. Das hatte seinen Grund in dem Umstande, daß die Alte ein Frohnsonntagskind war und Manches sah, was ein gesundes Auge nicht wahrnahm. Sie galt im Dorf als untrügliche Prophetin. Wirklich hatte die Wittwe Wallauer etwas Eigenthümliches in ihrem Wesen. Als sie noch im Blüthenschmucke der Jugend stand, träumte sie oft Dinge, die in Erfüllung gingen. Wen sie als Leiche sah, der starb gewiß. Es war im ganzen Dorfe bekannt, daß sie bis in ihr sechszehntes Jahr „mit den Hollen gefahren war“, das heißt, eine Nachtwandlerin gewesen, was sich aber später verlor. Ihre Nerven hatten jene feinere Bildung und Stimmung, welche eine geheimnißvolle Thätigkeit des Geistes begründet, und dem Hellsehen war sie oft nahe gewesen in absonderlichen Lagen ihres Lebens. Den Tod ihres Gatten hatte sie vorausgewußt und ihn flehend gebeten, nicht zu dem Treibjagen zu gehen. Um sie zu beruhigen, gab er einen Gang nach Simmern vor, lieh sich eine Flinte, ging mit und fiel von des Kümmel-Dietrich's Kugel. Seit ihrer Blindheit war dies eigenthümliche Wesen in ihr noch mehr ausgebildet worden. So stand sie im Ruf einer Prophetin. Und wenn sie in Erbach nicht schon als ein Orakel befragt wurde, so lag das an ihr selbst; denn sie wies mit schmerzlicher Erregung Alles von sich ab, und sehr selten ging, was sie innerlich bewegte, über ihre Lippe. Wäre nicht hinter ihr ein Leben ohne Tadel, ein Wandel in wahrer, lauterer Frömmigkeit als Zeuge für sie gestan-

den, wer weiß, was man von ihr gesagt hätte; denn der Hexenglaube hatte noch nicht besserer Einsicht die Stätte geräumt. So aber schwieg die Bosheit und Niemand wagte, ihren Ruf anzutasten. Desto höher stieg eine gewisse, mit Scheu und Furcht verbundene Verehrung gegen sie, wie denn ihr herbes Schicksal dem Mitleiden jedes Herz öffnete.

Es war eine peinliche Stille eingetreten. Die drei Spinnerinnen sahen sich mit bleichen Wangen an.

„Wird der Krieg zu uns kommen?" fragte angstvoll die liebliche Engel den alten Schmied, der ihr Pathe war.

„Freilich, Göthe," sagte der Alte. „Ihr müßt doch ja nicht glauben, daß der Würgengel, der Napoleon, sich so leichten Kaufs die Departements nehmen läßt. Der alte Löwe wird die Mähne schütteln; aber was wird's ihm helfen?"

„Aber wir, wir?" fragte bebend das Mädchen.

„Nun wir, wir werden Pulver riechen und Kanonen knallen hören; denn mein Vater seliger sagte, da lebt' er noch, „am Rheine werden alle Kriege ausgemacht," sagt er. Wenn's dann auch ein Bischen drunter und drüber geht, so kommen doch unsere deutschen Brüder zu uns. Wir werden frei von diesen Hunden."

„Aber die Russen, die Kosaken, Vater?" fragte die blonde Marie.

„Narr," fuhr der Schmied fort, „das sind auch noch keine Menschenfresser. Gesehen hab' ich just keine; aber als ich in Ofen stand, da hatten wir Einen beim Regimente, der hatte allen Potentaten gedient, und war auch in Rußland gewesen. „Kosaken," sagte der, „das sind kleine Kerle mit schiefen Augen und langen Bärten," sagt' er, „die rauben wie die Elstern und Ratten," sagt' er, „und stechen gerne die Leute mit ihren Lanzen todt; aber," sagt' er, „Branntwein besänftigt sie." Am Ende ist's so schlimm noch nicht."

„Ja, du lieber Gott," sagte Veit's Frau, „sie sollen aber ja

Kinder mit ihren Lanzen spießen und mit sich fortnehmen als Standarten."

„Pah, Weibergeschwätz," sprach der Schmied ärgerlich. „Das thun die Türken wohl, aber so was hab' ich von den Kosaken noch nicht gehört."

Dies beängstigende Gespräch wurde durch Veit's Eintritt unterbrochen. Man sah an seinem etwas geröth eten Gesichte, daß er Wein oder Branntwein getrunken.

Mit einem freundlichen „Guten Abend" trat er in das Stübchen. Der Schmied kannte seinen Nachbar zu genau, als daß er nicht augenblicklich ihm angesehen, daß er angetrunken sei.

„Du bist nicht alleine, Veit," sagte er im Tone des Vorwurfes zu dem jüngeren Manne.

„Nein," sagte Veit lachend, „denn ich sehe hier außer mir noch Fünf."

„Du hast getrunken, Veit, daß es Dir klarer werde, was ich meine, und das ist mir leid, denn ich dachte ein vernünftig Wort mit Dir zu reden."

„Seid nicht närrisch, Schmied," sprach Veit, „ich habe mit dem Kümmel-Dietrich eine Flasche Manubacher Elfer geleert; das ist Alles. Heiter bin ich geworden, aber nicht trunken."

Veit war ein gutmüthiger, aber leichtsinniger Mensch. Er nahm vom alten Schmied Vieles hin, was ein Anderer nicht hätte wagen dürfen. Der Schmied schüttelte den Kopf und schwieg. Veit's Frau brachte das Gespräch wieder in Gang.

„Der Schmied," sagte sie, „möchte wissen, wie es in Mainz steht. Er meint, mit dem Napoleon gehe es zu Ende."

„Daran sind wir noch nicht," lachte der Veit. „Die Schlacht bei Hanau hat der Kaiser gewonnen und hat die Bayern hart getroffen. Er ist nach Paris. Bald wird von daher der Blitz kommen, der das Gesindel zu Paaren treibt."

„Was?" rief der Schmied und richtete sich in seiner ganzen

Länge auf. „Gesindel nennst Du die Deutschen? Sprich das Wort nicht mehr aus, Bube, sonst treibe ich Dir Deine Franzosenstreiche aus dem weindunstigen Kopfe!“

Die drei Frauen fuhren erschrocken auf; denn in des Schmieds Ton lag eine Wuth, wie man sie nur an ihm gewohnt war, wenn er zur raschen That zu schreiten pflegte.

Auch Veit war aufgesprungen; der Elfer ließ nicht mit sich scherzen. Aber seine Frau umfaßte ihn mit den Armen und flehte ihn an, das Wort des Alten zu überhören.

Marie war gleichfalls aufgesprungen, um ihren Vater zu besänftigen, dessen wilde Hitze sie kannte.

In diesem Augenblicke, wo der Bruch alter Freundschaft so nahe war, sprach die Blinde mit starker Stimme!

„Habert nicht! Droben ist Einer, der hat gerichtet. Ahab ist gefallen; denn das Maß seiner Sünden ist voll, und das Blut der gemordeten Muttersöhne schreit um Rache zu Dem, der gesagt hat: Die Rache ist mein, ich will vergelten.“

Die Wirkung dieses Wortes der Blinden war augenblicklich und stark. Der Schmied sank auf seinen Sitz zurück, und bleich setzte sich Veit neben ihn nieder.

Die Blinde fuhr fort: „Redet die Wahrheit, Veit! Ihr habt Anderes gesehen, als Ihr sagen wolltet. Der Apollyon, von dem des Herrn Offenbarung im 9. Kapitel, im 11. Verse spricht, hat ein Wehe erfahren; aber es kommen deren mehr, bis er zum Abgrunde fährt, von dannen er gekommen ist mit seinen Scorpionen; sein Ende naht!“

Es trat eine tiefe Stille ein; denn der Eindruck dieser Worte war mächtig. Aller Augen waren auf Veit gerichtet, welcher stille vor sich niedersah und mit Scham und Verlegenheit rang. Endlich rief er aus: „Was soll ich verhehlen, was ich gesehen, und was doch über kurz oder lang an's Tageslicht kommt? Ihr habt Recht,

Mutter Wallauer, es geht zu Ende, und Gott weiß, wie es mit meiner Pension geht."

„Und mit den Rehböcken und Eichbäumen," setzte noch grollend der Schmied hinzu.

Veit verschluckte die Pille und fuhr fort:

„Vor einem Jahre war ich in Mainz, als die große Armee hinüberzog über die Brücke, und das Herz im Leibe lachte mir, als ich die Leute sah. Schmied, Ihr seid ein alter Soldat, habt mehr erlebt, als ich, und seid weit in der Welt herumgekommen; aber ich glaub' nicht, daß Ihr solche Soldaten, solche Pracht der Uniformen saht."

Des Schmieds Ehrgeiz war durch Veit's Worte gekitzelt. Sein Zorn war verschwunden.

„Cumpeer," hob er an, „ich weiß nicht, ob dem so ist; denn die ungarische Nobelgarde, Bassa manelko! das ist die Krone aller Soldaten der Welt; aber ich habe mir von Anderen auch wohl dasselbe sagen lassen, was Du sagst."

„Damals," fuhr Veit fort, von dem alle Wirkung des starken Rheinweines gewichen schien, „blitzte der Muth aus ihren Augen, und ihr Vive l'Empereur! das klang wie Sechsunddreißigpfünder. Jetzt aber sah ich sie waidwund, lauflahm, lumpig, krank daherkommen. Tausende drängten sich über die Mainzer Brücke zwischen Wagen voll Verwundeter durch, die seit zwei Tagen nicht verbunden waren. Es sind wandelnde Leichname und — es ist gewiß nicht gelogen — die armen Leute haben einen Pestilenzgeruch, den sie mitbringen; es ist die Krankheit, die in ihnen sitzt, das Elend und der Jammer. Die Reiter haben keine Pferde, und die Infanterie keine Schuhe. Sie verfluchen laut den Kaiser, und Einer sagte zu mir: „Er hat uns verlassen, der Mörder; aber die Hand Gottes ereilt ihn."

„Amen!" sagte die Blinde, und „Amen!" wiederholte der Schmied.

Wenn das auch ein Stich in Veit's Brust war, so gab er doch der Wahrheit die Ehre und fuhr fort: „Ich sagte zu dem Manne, wenn Ihr Alle so denkt, so steht es schlimm mit uns auf dem linken Rheinufer."

„Gott weiß es," sagt' er. „Wenn die Deutschen an Euch nur ein Sechstel von dem vergelten, was wir an ihnen thaten, so bleibt hier kein Stein auf dem anderen. Und das war ein Franzose. Ich gab ihm einen Franc und sagte: „Da Kamerad, trink' einen Schoppen, und Gott behüt' Dich und uns;" aber das Wort des Franzosen saß mir im Nacken wie eine hackende Krähe. Ich lief, was ich laufen konnte, um heim zu kommen. Ich meinte, die Kosaken wären schon hier. In Bingen und Stromberg kam mir die Courage wieder; aber da lag schon Alles voll in Bingen von armen Franzosen. Ich machte, daß ich fortkam; denn man erzählte im goldenen Pflug, wo ich etwas aß, es desertirten Tausende, besonders Landeskinder vom linken Rheinufer und Niederländer, die sich heimschaffen wollten, und diese machten Land und Wege unsicher; doch hab' ich keine gesehen."

Alle hatten mit bangen Gefühlen zugehört. Das Spinnrad feierte, und die Frauen schuckerten vor Angst. Der Schmied nahm das Wort, indem er Veiten die Hand gab: „Da hat doch einmal die Wahrheit aus Dir geredet, Veit, und Dein ewiges Franzosenloben hast Du eingestellt. Halt' Dich so und werde wieder deutsch, — und noch Eins merke Dir, laß vom Kümmel-Dietrich; denn wenn die Deutschen kommen, wird er aufgehängt."

Veit zuckte die Achseln und lächelte. „Daran sind wir auch noch nicht," bemerkte er. „Der Alte verendet noch nicht; aber nehmt Euch in Acht, Schmied, der Alte hat gute Löffel und wittert solche Gesinnungen, wenn er den Wind hat. Er versteht sich auf die Fährte wie ein Schweißhund — und — beißt."

„Pah," entgegnete der Schmied, „ich weiß wohl, daß der

Wolf die Haare verliert, aber nicht die Raupen; doch hoff' ich's zu erleben, daß —"

„Segnet, die euch fluchen; thut wohl Denen, die euch hassen und beleidigen; liebet eure Feinde!" sprach die Blinde in ihrer Ecke, und dem Schmied zuckte das Wort durch die Seele.

„Wohl wahr, Mutter Wallauer," versetzte er; „aber das Menschenherz wird halt so selten seiner Fehler los!"

Er suchte dem Gespräche jetzt eine andere Wendung zu geben.

„Weißt Du, Veit," sprach er, „was mir Einer in Simmern auf dem Fruchtmarkte sagte?"

„Was denn?" fragte dieser, als der Schmied einhielt.

„Bis Neujahr sind die Deutschen hier!"

„Das glaub' ich gerade noch nicht," versetzte Veit.

„Ihr ja auch nicht, Vater," fiel Maria ein. „Ihr sagtet ja noch vorhin, der alte Löwe würde die Mähne noch schütteln."

„Ich glaub's auch nicht. Seine Macht ist noch zu groß."

„Der Würgengel stand auf der Tenne Arafna und reckte seine Hand aus, daß das Volk starb von Dan bis Berseba, siebzigtausend Mann!" — So sprach in ihrem Mark und Bein durchdringenden Tone die Blinde vor sich hin.

Und wieder wurde es still im Stübchen und der Schmied blies dicke Dampfwolken hinaus, Veit aber sah vor sich hin, und es war ihm, als stimme das prophetische Wort der Blinden überein mit dem schrecklichen Aussehen der Franzosen. Während dieser Stille ertönte das Horn des Nachtwächters. Er blies Zehn. Engel sah nach dem Fenster, dessen Laden sie nicht geschlossen hatte. Sie sah ein Gesicht jenseit der Scheiben und stieß einen Schrei aus.

Alle fuhren auf vor Schrecken und fragten, warum sie schreie? Sie aber sagte, sie habe ein fremdes Gesicht am Fenster gesehen, und das habe sie erschreckt, weil sie gemeint, es sei einer jener Deserteure.

Veit sprang eilig hinaus; aber Alles war still umher, nur

die Blätter des Hutzelbirnbaums, die herniederfielen, raschelten leise. Er drückte die Laden bei und kam wieder herein mit den Worten: „Du mußt geträumt haben, Engel!“

Aber Engel hatte nicht geträumt. Sie hatte deutlich das Gesicht des Andres gesehen, des Sohnes des Försters, dies stille, bleiche, leidende Gesicht, das sie oft so träumerisch ansah und mit einem so ganz eigenthümlichen Ausdruck. Sie verschwieg aber weislich, was sie gesehen, und Veit's Frau hatte gleich eine Geschichte in Bereitschaft, die beweisen konnte, daß eine aufgeregte Einbildungskraft Dinge sehe, von denen ein klarer und ruhiger Blick Nichts entdecke.

Man war hier auf ein weites Gebiet gerathen, das noch lange nicht ausgebeutet war, als der Wächter die elfte Stunde blies und die Spinnstube aus einander ging.

Als die Blinde das Sichbereitmachen zum Aufbruche hörte, sagte sie: „Engel, nimm die Bibel und lies uns als Abendsegen den 27sten Psalm; es ist ein Wort des Friedens für unsere Seelen in der Angst, die das Gespräch dieses Abends gebracht hat.“

Und das liebliche Mädchen nahm die große Foliobibel, schlug auf und las mit ihrer wohltönenden Stimme, und es kam Frieden über sie Alle, die nun die Ruhe suchten.

2.

Ein brausender Novembersturm, der Regen und Schnee wider die Häuser peitscht, ist immer schaurig; aber wenn er Nachts seine Macht entfaltet, wenn er die gahrende Wetterfahne trillt und dumpf durch die Zwischenräume der Häuser heult, eine Eule noch ihre schauerlichen Töne dreinmischt, dann wickelt sich Jeder tiefer in die Decke und sucht den Schlaf. So ging's dem alten Kümmel-Dietrich auch eine Woche ungefähr nach dem Abend in der Spinnstube der

Wittwe Wallauer. Er hatte mit Veit einen Pürschgang verabredet; denn dieser wollte einen Keuler abgegangen haben, der in dem dichten Schlage stand, den man die Struth hieß. Der Alte schlief unruhig; denn früh um drei Uhr wollte Veit wecken. Wenn auch die Nacht stichdunkel war, weil Wolkenmassen den Himmel bedeckten, so leuchtete doch der Schnee zum Waidwerke. Auch that Eile noth; denn der Oberförster wollte ein Treibjagen auf Saue anstellen. Schoß nun Dietrich den Keuler früher, so war er sein, und ihn unbemerkt heimzuschaffen, war ein oft erprobtes Kunststück.

Er war endlich eingeschlafen. Da weckte ihn plötzlich ein so heftiger Schlag, daß er hoch auffuhr und der Hund neben dem Bett sich aufrichtete und knurrte.

Was war das? fragte sich Dietrich, und es lief ihm eiskalt durch alle Glieder. Er horchte; aber es blieb still, und der Hund legte sich wieder, ohne jedoch ruhig zu sein.

Ein zweiter, eben so heftiger Schlag folgte nach kurzer Zeit. Der Hund sprang mit wüthendem Gebelle gegen das Fenster.

„Kusch, kusch, Waldmann!" rief der Alte und sprang aus dem Bett. „Alter Bursche," sagte er besänftigend zu dem Hunde, „kannst du einen vom Winde losgerissenen und zugeworfenen Laden nicht von etwas Anderem unterscheiden?"

Aber der Hund schwieg nicht. Zwar gehorchte er in so weit seinem Herrn, daß er das laute Bellen einstellte, jedoch nicht sein argwöhnisches Knurren.

Ganz beruhigt ging der Alte zum Fenster, öffnete es, um den aufgerissenen Laden zu schließen, und griff hinaus. Da faßte eine kalte Hand seinen Arm und hielt ihn mit Riesenkraft fest, und das dumpfe Wort: „Brod! Brod!" traf sein Ohr, trotz dem Heulen des Windes.

Alle Schrecken der Hölle ergriffen den alten Sünder, und er stieß einen gellenden Schrei aus. Der Hund stürzte mit wüthen-

dem Gebell, in das schnell alle Hunde des Hauses einstimmten, gegen das Fenster.

Das gewaltige Thier drängte seinen Herrn zurück und fuhr nach der kalten Hand, die diesen hielt. Schnell ließ sie los, und der Hund würde zum Fenster hinausgesprungen sein, hätte der Alte nicht das Fenster geschlossen, als er seine Hand frei fühlte. Er taumelte zum Bett zurück und wickelte sich in die Decke, von Frost und Entsetzen zitternd.

Noch eine Weile tobte die Meute wie rasend; dann trat Schweigen ein, und die Kirchenuhr verkündete in dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde.

Wenn das Gewissen eines Verworfenen erwacht, tritt der Schrecken der Hölle vor die Seele.

Das war der Wallauer! sprach's im Innern des Alten, und er sah den Erschossenen, wie er dalag im Schnee, und sein Herzblut ihn roth färbte; er sah das brechende Auge und die entstellten Züge des Armen. Er hörte wieder, wie ihm der alte Schmied damals sagte: Herr Dietrich, dies Herz hat Eure Kugel durchbohrt; aber in das Eure ist die Kugel bloß hineingedrungen und brennt — und das Löschen ist vergeblich! — Wieder flüsterte der Schmied, wie damals, ihm zu: Wißt Ihr, was der da sagte im letzten Augenblicke? — Brod! Brod! für mein Weib und mein Kind! Merkt Euch das!

Das Wort war wieder seit langen Jahren in sein Ohr gedrungen, und die kalte Hand hatte ihn erfaßt. Er war bemüht gewesen, das Schreckbild wegzudrängen vor dem innern Auge; es war ihm auch wohl gelungen — aber jetzt stand's wieder da, und der Mahner wich nicht. Im ersten Augenblicke nach jener That, die allerdings nicht in seiner Absicht gelegen und an der Wallauer's Unvorsichtigkeit auch ihren Antheil hatte, weil er seine Stelle verlassen, auf die ihn der Förster gestellt, war es Dietrich's fester Vorsatz, für Wallauer's Wittwe und Kind zu sorgen. Aber gute Vor-

säße und Aprilschnee währen nicht lange. Der Geiz saß in des Alten Seele niet- und nagelfest und übte eine Herrschaft, gegen die nichts Besseres aufkam. So vergaß er die bei dem Anblicke des Leichnams gefaßten Entschlüsse und das Wort des Schmieds; aber diesem wich er seitdem aus, wo er konnte. Es war ihm, so oft er ihn ansah, als frage des schwarzen Schmieds stechender Blick: Denkst du nicht an das Brod, das den Armen fehlt, die du elend gemacht hast? — Ein Mensch wie Dietrich aber verhärtet sich gegen Alles.

Sein Sohn Andres hatte einmal gesagt: „Vater, die Wallauer's leiden Noth!" — Da schrie ihm der Alte zu: „Schweig', Simpel!" und der weiche Junge schlich weg und schwieg. Aber es geschah wohl öfters, daß Engel Morgens, wenn sie in die Scheune kam, einen Haufen Korn auf der reingeblasenen Tenne fand, der mehr als ein Simmerer Malter maß. Niemals hatte sie entdecken können, woher das Alles kam. Ein Zettel lag dabei, auf den eine ihr unbekannte Hand geschrieben: „Schweige!" Wer's brachte, ahnte sie nur einmal, aber sie hatte sich keine Gewißheit verschaffen können. Weil ein Sack, der liegen geblieben, mit einem „D" gezeichnet war, vermuthete sie, es sei Andres, der es thue; doch Niemand kannte den Sack oder wollte ihn kennen.

Der alte Dietrich wälzte sich in jener Nacht auf seinem Lager herum, gequält von den wildesten Gewissensbissen. Er wollte beten; aber er konnte nicht. Gern wäre er aufgestanden; aber vor dem Fenster stand gewiß des Wallauer's Geist! Die besten Vorsätze wurden wieder gefaßt. Als aber Veit kam mit der Flinte und der Alte der Menschennähe sich bewußt wurde, gewann er wieder Kraft und Muth. Er stand auf und machte sich fertig.

„Was war denn bei Euch zu thun, Herr Dietrich?" fragte der Veit. „Die alte Lisbeth sagte mir, es sei eine Mordwirthschaft gewesen in dieser Nacht."

Das Wort ging in des Alten Seele hinein, wie ein stechender Dorn. „Nichts, nichts," sagte er wegweisend. „Du weißt, Veit,

das Hundevieh ist als 'mal toll, und wenn so ein Narr bellt, bellen sie alle, und wissen nicht, warum."

„Aber vor Eurem Fenster, dessen Laden auf war, ist ein seltsam Getrappel im Schnee!"

„Wie? was?" fragte kreidebleich der Alte. „Hast Du Menschenfährten gesehen, Menschenfährten?"

„Freilich!" erwiederte Veit. „Es waren ihrer vier bis fünf. Als sich der Sturm legte, wurde der Himmel hell, und die Sterne schienen klar. Ihr könnt's selber sehen, wenn Ihr wollt."

„Mag nicht! mag nicht!" rief Dietrich und schüttelte sich.

„Ich glaube, es waren Deserteure," fuhr Veit fort; „denn die Wälder sind voll davon. Seit drei Tagen sieht man sie hier und dort, und überall verlangen sie Brod."

Da schaute ihn der Alte ernst an. Es ging ihm jetzt ein Licht auf, und — die Schrecken wichen; aber er sagte nichts weiter zu Veit, ließ sich jedoch von ihm erzählen, wie ganze Trupps zu den Müllern kämen, und das Brod mit Gold bezahlten, sich Kaffee kochen ließen und gegen Tag wieder in den Wald zurückkehrten.

Als Veit geendet, sagte Dietrich: „Wir wollen doch noch etwas warten; meinst Du nicht, Veit?"

Er fürchtete, in die Hände der Bursche zu fallen. Veit lächelte spöttisch und schwieg, doch bald mahnte er wieder. Endlich, als Dietrich dem Drängen nicht länger Widerstand leisten konnte, brach er auf mit Veit.

Als sie so stille neben einander dahingingen, fragte der Alte gleichgültig: „Wie geht's denn Wallauer's?"

„So, so," antwortete Veit. „Die Blinde spinnt Jahr aus, Jahr ein, und die Engel, die, beiläufig gesagt, wohl ein Engel ist, arbeitet tüchtig. — Sie kommen so durch, aber viel Fett schöpfen sie nicht von der Suppe, und an Mangel, glaub' ich, ist kein Mangel."

„Warum doch das schöne Mädchen nicht heirathet?" fragte der Alte und schritt rasch im Walde weiter.

„Zum Heirathen, Herr Dietrich," lachte Veit, „gehören allemal Zwei. Heutzutage sehen die Bursche auf Geld und Gut."

„Vernünftig! ganz vernünftig!" rief der Alte aus; „vom Küssen werden die Leute nicht satt."

„Seht, da liegt der Grund," fuhr Veit fort; „und die alte Blinde ist auch eine Dreingabe, die nicht Jeder gerne sieht. Sie will ernährt sein."

„Geht denn die Engel mit keinem Burschen?"

„Gott behüte!" sprach Veit; „die lebt wie eine Nonne, wie man zu sagen pflegt. Sie hat aber auch nicht Zeit, an Liebelei zu denken, wenn sie sich und ihre Mutter ehrlich durchbringen will. Ihr wißt, wo der Vater fehlt — — —"

Der Alte fing an zu husten und sagte dann, plötzlich das Gespräch anders wendend: „Hätt' ich doch einen Sohn, der mit mir auf die Jagd ginge! So muß ich alleine gehen, oder mit Fremden, und der faule Bub liegt im Bett daheim."

„Thut dem Andres kein Unrecht! Ihr wißt recht gut, daß, als Ihr ihm sagtet: „„Nimm die Flinte dort, Andres, und gehe mit;"" — er war damals fünfzehn Jahre alt, und Eure Frau lebte noch, — da rief die: „„Andres, thu's nicht! Mit der Flinte hat Dein Vater den Wallauer todtgeschossen!"" Und seitdem hat er sich mit Abscheu von der Jagd — — —"

„Halt's Maul, Du Nachteule," schrie der Förster. „Mußt Du mich auch noch quälen?"

„Herr Jesu!" sprach Veit, „was schreiet und schimpft Ihr so? Ich will Euch ja nicht quälen! — Es ist ja doch Alles wahr; — denn ich hab's ja selber mit meinen leiblichen Ohren gehört."

Der Alte schritt eifrig zu, und es wurde lange kein Wort gewechselt. Endlich hob er wieder an: „Du hast recht, Veit; seitdem ist mir der Bub ein Dorn im Auge. Er geht seine eigenen Wege, und ich seh' ihn oft halbe Wochen nicht. Oft schleicht er Abends hinaus. Weißt Du nicht, wo er majet?"

„Hm," sprach Veit, „wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch was erzählen."

Dietrich blieb stehen und sah Veit mit einer Miene an, die es deutlich kund gab, daß er keine Freudenbotschaft erwartete. „Nun?" mahnte er, als Veit zögerte.

„Es ist gewiß wahr," hob Veit endlich an, „die Engel ist bildschön."

„Wer hat denn daran gezweifelt?" fiel ärgerlich der Alte ein.

„Ei, wenn so das dürre Holz spricht, so dürft Ihr's dem grünen auch nicht verargen," fuhr Veit fort; „ich meine damit Euren Andres."

„Wa — was?" schrie der Alte und lief blauroth an; „der Simpel — will sich in die Lumpendirne vergaffen?"

„Ob er das will, weiß ich nicht," sagte Veit; „aber daß es geschehen ist, weiß ich recht gut, — vielleicht ohne seinen Willen."

„Ei, so soll ihn — — —"

„Halt!" rief Veit. „Fluchet nicht auf Euer eigenes Blut. Sieben Kinder sind Euch gestorben, und Eurer braven Frau hat des Wallauer's Tod den Tod gebracht. Andres ist Euch alleine geblieben. Nimmt ihn Euch unser Herrgott, so verendet Ihr wie der alte Hirsch im Wald, und kein Hahn kräht nach Euch. Ihr habt dem armen Jungen die Lebensfreude verbittert durch Eure Härte. Ihr seid alt und das Halali ist nicht mehr fern."

Dem Alten waren die Worte Veit's in die Seele gegangen. Die Zorngluth wich einer Blässe, die ihm ein entsetzliches Ansehen gab. Die Arme hingen schlaff herunter, und er ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Veit war der Vertraute aller Schelmenstreiche des alten Kümmel-Dietrich's. Er hatte ihn in seiner Hand. Daher durfte er sich denn einmal etwas herausnehmen, was ein Anderer nicht hatte wagen dürfen.

Eine Weile hatte der Alte so gestanden; dann drehte er sich

schweigend um und schritt fürbaß. Auch Veit schwieg, weil er fürchtete, zu viel zu thun.

Einige hundert Schritte weiter hob der Alte wieder an: „Ich werde das nie zugeben, Veit. Sollte ich mir durch der Tochter Anblick das Unglück mit dem Vater alle Tage zurückrufen?"

„Ei, steht's so," sprach Veit, „so möchte ich Euch rathen: macht gut, was Ihr übel gemacht!"

Das mochte jedoch der alte Sünder nicht hören.

„Soll ich mein schönes Vermögen mit dem Bettelvolke theilen?" fuhr er fort.

„O nein! Da habt Ihr recht!" rief Veit. „Setzt Euch auf Eure Geldsäcke, und wenn Ihr sterbt, nehmt sie mit; dann erbt doch Niemand etwas. Wißt Ihr, wie ich denke?"

„Da scheer' ich mich nichts drum!"

„Auch gut! Ich will's Euch aber doch sagen: Mir wären die Pfennige der Wallauer's lieber, als Eure Napoleond'ors. — Versteht Ihr mich?"

Das Gespräch hatte nachgerade eine Wendung genommen, die beiden Theilen ein Ablenken wünschenswerth machte. Veit war durch die kränkenden Worte des Alten in die Hitze gekommen. Er liebte die Wallauer's. Er lebte seit langen Jahren in der besten Nachbarschaft mit ihnen, und seine Frau war eine entfernte Verwandte der Wittwe. Auch ärgerte ihn, der selber arm war, der Geldstolz des Alten. Warte, dachte er, ich will dir einmal den Pfeffer reiben. Und er that es, daß der Staub dem Dietrich in die Augen fuhr.

Sie waren während des Gesprächs tief in den Wald gekommen und in die Nähe jenes dichten Schlages, wo der Keuler stand. Veit hatte genau abgekreist, wo er eingegangen war.

Plötzlich rief der Forstwart: „Seht 'mal die Fährten hier!"

Es waren die Spuren mehrerer Menschen, die in den Wald gegangen waren.

„Das sind Holzfrevler," rief Dietrich, „ganz gewiß Frevler!"

„Ei, laßt sie doch," sprach halblaut sein Begleiter, „die entgehen Euch ja nicht. Wir sind jetzt an der Stelle, wo der Keuler einging. Seht hier die Fährte! Es muß ein Thier sein von wenigstens zweihundert Pfund."

„Ha!" rief Dietrich, „säß' ihm meine Kugel nur schon auf dem Blatte!"

Sie stellten sich nun an und ließen die Meute los. Bald genug hörte man den Jagdlaut, und ehe eine Viertelstunde verging, krachte es durch das Dickicht gerade auf die Stelle zu, wo in nicht sehr großer Entfernung die Schützen standen. Sie gaben sich bedeutsame Zeichen und machten sich fertig.

Unweit des Alten brach jetzt das Thier heraus. Es war wirklich ein ungeheurer Keuler. Seine Hauer standen weit hinaus, greulich anzusehen, und er schnaubte und schnurrte gewaltig. Die Borsten seines Kopfes und Rückens standen wie ein Kamm aufgerichtet.

Der Alte zitterte vor Eifer; doch sammelte er sich und schoß.

Das Thier stürzte; aber ehe der Alte im Stande war, wieder zu laden, ehe Veit so nahe gekommen, daß er einen Meisterschuß hätte thun können, fuhr das Thier wieder empor. Es schweißte stark; aber nur ein Hinterlauf war zerschmettert. Wüthend rannte es auf Dietrich zu.

In der Angst faßte der Alte seine Büchse am Rohr und führte einen fürchterlichen Hieb auf des Keulers Kopf. Der Kolben der Büchse zersprang; aber nur einen Augenblick warf das Thier den Kopf in die Höhe; dann fuhr sein Hauer tief in Dietrich's Bein, womit er sich vertheidigen wollte, und zerfleischte es auf's Entsetzlichste. — Der Alte stürzte unter einem Schmerzgeheule zusammen, das weit in den Wald drang; aber auch in demselben Momente traf Veit's Kugel das Thier in's Auge, daß es lautlos zusammenstürzte.

Veit rannte nun zu dem Alten. „Ihr schweißt ja entsetzlich," rief er. — „Seid Ihr lauflahm?"

„Hülfe! — Ich sterbe vor Schmerz," jammerte der Alte und wand sich auf der schneebedeckten Erde, die von seinem Blute geröthet war.

Veit hatte in Spanien zu oft Gelegenheit gehabt, schwere Wunden zu sehen, als daß er hätte erschrecken sollen; auch war er zu oft in der Lage gewesen, verbinden helfen zu müssen, um jetzt rathlos zu sein. Indessen war seine Aufmerksamkeit zwischen dem erlegten Thiere und dem Verwundeten getheilt. Während er sein Halstuch abriß, sagte er halblaut: „In's Auge! Crève coeur! In's Auge! Da hätten Tausende schießen und doch so nicht treffen können. — Aber der hat Euch abscheulich geliebkost! Meiner Treu'! ein Bischen weiter — Adieu partie! — Nun, seid nur still! Ihr heult ja wie ein angeschossener Bär! Damit stillt Ihr das Blut nicht. — Zweihundert Pfund! — Himmel, was Hauer! was Läufe! was Schinken! — Still, still, Herr Dietrich! Ich verbinde Euch ja! Ein Aderlaß hat sein Gutes. Ihr könnt viel böses Blut entbehren! — Hätten wir nur den Keuler in Sicherheit! — Das blutet aber auch unvernünftig. Haltet doch stille!"

Tief im Wald, aber jenseit des Schlages Struth, befanden sich an diesem Morgen drei Personen, um dürres Reisig zu sammeln. Es war der alte Schmied, Engel und Veit's Frau. Wenn auch der Sturm der letzten Nacht manchen Ast geknickt haben mochte, so hingen die meisten doch noch am Stamme fest, und zum Baumsteigen waren die Glieder des alten Soldaten zu ungelenkig geworden; unten war nichts Rares zu finden.

„Sind wir denn in den Wald gelaufen," rief er ärgerlich aus, „daß wir Reiserchen heimbringen, die so dick sind wie Zwirnsfäden? Mir geht's, wie dem Jäger, der den ganzen Tag herum-

gerannt ist, ohne etwas anzutreffen. Er schießt am Ende eine Geis, wenn er den Rehbock nicht bekommen kann. Ich will's auch so machen!"

Und mit diesen Worten hieb er lustig in die jungen Buchenstangen hinein und sang dabei sein Lieblingslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter ꝛc." Die beiden weiblichen Begleiter des Alten baten um Gotteswillen, er möge aufhören, er frevle ja, und wenn's der Förster sähe, so gnade ihnen Gott.

„Laßt ihn nur kommen, den Strauchmörder," rief der Schmied grimmig aus. „Da hab' ich ein Beil, das ich selber gestählt, es haut Knochen entzwei wie Buchenstangen."

„Pathe, Pathe," flehte Engel, „laßt doch das wilde Gerede, ich will lieber auf der Stelle umkehren ohne Holz, als ein Protocoll bekommen. Was sollte aus meiner guten Mutter werden, wenn ich nach Simmern müßte? Und vor's Gericht? — Ich stürbe vor Scham."

„Deine Mutter wäre nicht verlassen, mein Göthchen," sprach der Schmied; „aber krümme Dir keins Deiner schönen Haare drum und nimm das Holz in das Bündel. Ich stehe für Alles; verlaßt Euch auf mich. Auch weiß der Veit, daß wir im Walde sind. Er wird den Kümmel-Dietrich schon ablenken."

„Aber er weiß nicht, daß Ihr Frevel thut, Schmied," sagte Veit's Frau.

„Pah, Holz und Unglück wächst alle Tage," versetzte der Schmied. „Ich halte es für keine Sünde; denn der liebe Gott läßt das Holz wachsen, daß wir uns damit erwärmen sollen; und so weiter. Wer aber verbietet's zu hauen? frag' ich; die Menschen, die Quäler ihrer eigenen Art. Und die Forstpartie haut's doch selbst und verkauft's noch dazu — und der Kümmel-Dietrich haut's und verkümmelt's. Wir nehmen nur Unterholz zum Brennen. Ich nähme auch lieber eine Buche von drei Schuh Durchmesser, als diesen Reidel von drei Zoll; aber das thut's nicht."

Die Philosophie des Schmieds überzeugte die Veitin wohl, aber die Engel nicht. Sie war bei ihrer Mutter bibelfest geworden und sprach: „Pathe, die Schrift sagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!"

„Das ist Alles wahr, Engelchen," erwiederte der Schmied, welcher unablässig die schlanken Buchenstangen in Wellenlänge zusammenhieb; „aber es ist auch zu unterscheiden, ob die Obrigkeit nicht ihre Gewalt mißbraucht. Zum Beispiel: der alte Hallunke, der Kümmel-Dietrich, der hat seine Gewalt nicht von Gott, sondern — — —"

„O ich bitt' Euch, Pathe, laßt doch den alten Haß fahren!" sprach Engel.

„Du vertheidigst ihn, Du?" fragte der Schmied zornig. — Er drehte sich um und legte sein Holz in die gedrehten Birkenseile, schnürte sie schweigend zu und legte sie auf die Tragringe der Frauen, welche der Hunsrücker „Kitschel" nennt.

Engel wagte es nicht, sich ihrem Pathen zu widersetzen, obwohl ihr Gewissen gegen sein Verfahren protestirte. Auch der Schmied lud seinen Bündel auf, und so schritten sie den Weg zurück, den sie gekommen.

Sie waren vielleicht keine dreihundert Schritte gegangen, als ziemlich rasch auf einander zwei Schüsse folgten und zwar in einer nicht sehr bedeutenden Entfernung. Der Schmied stand still und horchte, und die Frauen zitterten vor Angst.

„Hm! die Schüsse fielen bei der Struth, wenn ich recht gehört habe," murmelte der Schmied und bog rechts in einen Stellweg ein, der ihn aus dem Bereiche der Jagd bringen mußte. — „Tretet sachte auf," flüsterte er den Frauen zu, „damit wir hören, wohin sich die Hunde wenden; denn wir haben den Wind. Sich muthwillig in Gefahr begeben, halte ich für unnöthig. Ist sie da, so bebe ich nicht vor ihr."

Wieder gingen sie einige Schritte, da vernahmen sie den gellen=

den Weheruf eines Menschen, den ein Windstoß durch eine Lichtung des Waldes trug.

„Kinder," sagte der Schmied, „da ist ein Unglück geschehen. Wüßt' ich, daß es dem Kümmel-Dietrich passirt wäre, so — — aber es könnte auch Veit sein."

„Gerechter Gott," rief Veit's Frau aus und lief in angstvoller Eile in der Richtung des Schreies davon.

Engel und der Schmied folgten, mit keinem anderen Gedanken beschäftigt, als dem, es könne Veit verwundet sein.

„Gib Acht," sprach der Schmied zu Engel, „gib Acht, er macht's dem Veit noch, wie Deinem Vater selig. Nun, ich habe keine Schuld und wasche meine Hände; denn ich habe ihn noch vor acht Tagen vor dem Strauchmörder gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen."

Sie mußten ihre Schritte beschleunigen, um der von Angst gequälten Gattin zu folgen.

Endlich erreichten sie die Lichtung, welche nach dem Dorfe führte, und fanden die Spur der beiden Jäger. Hier warfen sie ihre Holzbündel ab auf einen Haufen und folgten der Spur. Nicht lange, so erreichten sie den Ort des Unglücks.

„Bassa manelko!" rief der Schmied, „was liegt da für eine Bestie? Ein Keuler," rief er noch verwunderter aus, „wahrhaftig ein Keuler!"

Und Veit, der sich glücklich pries, Jemanden seine That erzählen zu können, wandte sich von dem blutenden Förster ab und sagte triumphirend: „Ich, Schmied, ich hab' ihn erlegt. Die Kugel fuhr ihm gerade in's Auge hinein; das ist ein Schuß, gelt?"

„Gut gezielt," sprach, im Anschauen des Keulers versunken, der Schmied; „gut gezielt und brav getroffen!"

Die Frauen schrien plötzlich: „Ach, der Förster blutet ja erschrecklich! helfet doch!"

„Alle Pest!“ fluchte Veit, „das Tuch ist zu klein und ich hatte kein anderes.“

Jetzt riß Engel das Tuch, das sie nach Landessitte um den schönen Kopf geschlungen hatte, ab und eilte damit zu dem Alten.

„Da, Veit, da!“ rief sie, von Mitleid ergriffen, aus und reichte ihm das Tuch, band ihre Schürze los und reichte sie auch dar.

Mit Hülfe dieser Verbandmittel gelang es, die Wunde, welche Veit mit Schnee ausgewaschen hatte, zu verbinden. Der Förster lag einem Todten gleich da.

Der Schmied beobachtete ihn lange mit innerem Widerstreite der Gefühle. Alter, tief eingewurzelter Haß und Mitleid rangen um die Herrschaft in seinem Herzen; als er aber sah, wie Engels milde Seele die Hülfe dem leistete, der den Vater ihr entrissen hatte, — da schmolz der alte Grimm, und er sagte leise in sich hinein: „Wenn das Mädchen kein Engel ist, so gibt es keine mehr! Aber ihr Beispiel soll mich lehren, was ich zu thun habe.“ Er trat rasch herzu, sah Dietrichen in's Gesicht und sagte dann zu Veit: „Hier ist nicht lange zu säumen! Nimm mein Branntwein-Buttelchen und flöße ihm eine Stärkung ein.“

Das geschah, und der Förster schlug bald wieder das Auge auf. An Gehenkönnen war nicht zu denken. Die beiden alten Soldaten machten eine Tragbahre aus Reisig und Stangen, legten ihn darauf und schritten rüstig dem Dorfe zu.

In dem Förster regte sich aber die alte Habsucht.

„Ach, der Keuler! der Keuler!“ sagte er halblaut.

„Still!“ herrschte ihm der Schmied zu, „meint Ihr, alter Sünder, es trage ihn Jemand weg? Euch tragen wir, das ist genug; aber den Keuler mögt Ihr mit Eurem Wagen holen lassen oder ihn den Wölfen Preis geben.“ Der Förster schwieg, wie schwer es ihm auch wurde. Er erholte sich allmälig, denn Veit flößte ihm, so oft sie ruhten, Branntwein ein.

Auch in der Nähe der Holzbündel ruhten sie wieder.

„Wem ist das Holz?“ fragte der Förster heftig, als er es sah, und richtete sich auf der Bahre in die Höhe.

„Mein und diesen Beiden!“ sprach der Schmied und sah scharf den Dietrich an. „Ich denke, Ihr macht uns ein Protocoll, weil wir Euch so treulich helfen? Es wäre Euer erster Schurkenstreich nicht.“

Dietrich biß sich in die Lippen, aber er wagte es nicht, dem Schmied gegenüber etwas Weiteres zu sagen. Er haßte ihn grimmig, fürchtete sich aber auch vor dem kühnen Manne, der keine Furcht kannte.

Veit sagte endlich: „Engelchen, lauf' in's Dorf und hole Hülfe; ich kann kaum mehr, und dem Schmied wird's nicht besser gehen.“

Während Engel dahinflog, schritten die Anderen langsam weiter, mußten aber immer öfter ruhen.

Als Engel das Dorf erreichte, rief sie hier und dort die Bauern an, die eben ihre Morgensuppe aßen; aber sie schüttelten lachend den Kopf und meinten, er habe es um sie nicht verdient.

Empört durch die Härte dieser Menschen, eilte das Mädchen gegen das Forsthaus; aber als sie es sah, wurzelte ihr Fuß an der Erde. Sollte sie hineintreten zu Andres? Einen Augenblick siegte die mädchenhafte Scheu, dann aber flog sie die Treppe hinauf in das Haus.

Andres stand vor ihr glühend vor Ueberraschung, und auch Engel erglühte jetzt vor Scham und sah verwirrt zur Erde. Doch fand sie bald wieder das Wort und entfernte sich dann schnell nach ihrer Wohnung.

Einige Augenblicke später rührte sich Alles im Hofe des Forsthauses, und bald rollte der Wagen, auf welchem Betten lagen, daher, den Verwundeten zu holen, und Andres regierte die Pferde mit ebenso viel Kraft, als Kunst. — Die Bauern sahen ruhig dem Wagen nach und meinten: „Unkraut vergehe nicht.“

3.

Der Abend dieses Tages sah eine größere Gesellschaft im Stübchen der Wittwe Wallauer. Ein junger Bursche hatte sich eingefunden und saß im Dunkeln an der Fensterwand, doch so, daß er die beiden Mädchen im Auge hatte. Niklas war eines reichen Bauern Sohn, ein derber Mensch, mit allem Uebermuth des reichen Burschen ausgerüstet. Sein Haar war brennroth, und ein Heer ansehnlicher Sommersprossen, die aber an die Jahreszeit sich nicht banden, bedeckten das breite Gesicht in allen Richtungen.

Die schöne Engel zog ihn an, obwohl sie blutarm war. Indessen war seine Aufmerksamkeit weniger in einer herzlichen Neigung zu dem lieblichen Mädchen begründet, als in dem Stolze, beim Tanze der Kirchweihe das schönste Mädchen zu führen. Daß sie es sich zur höchsten Ehre rechnen würde, mit ihm zu gehen, setzte er so sicher voraus, als er von der Unwiderstehlichkeit seiner Person überzeugt war.

„Das war ein Tag heut'," hob, als er seinen Stummel angebrannt, der Schmied an, „der hat die Menschenherzen offenbart und auch Manche gezüchtigt. Das aber muß ich Euch sagen, Mutter Wallauer, die Engel ist ein gutes Kind. Sie hat durch ihre christliche Liebe mich alten Kerl besiegt, daß ich den Kümmel-Dietrich tragen half. Ein Quentchen Beispiel ist mehr werth, als ein Pfund Lehre, sag' ich."

„Die Engel weiß, was die Schrift gebeut," sprach mit einem tiefen Seufzer die spinnende Blinde.

„Das muß wahr sein," fuhr der Schmied fort, und das hochglühende Mädchen winkte ihm zu schweigen.

„Was?" rief er aus, „Du winkst mir zu schweigen? Nein, ich muß Deiner Mutter Alles sagen! Um so schlimmer ist es, daß ich Eurer Engel Ungemach bereitet habe."

„Wie so?“ fragte die Blinde, deren leidende Miene einen schmerzlicheren Ausdruck annahm.

„Die Engel wird Euch erzählt haben, daß sie Kopftuch und Schürze zum Verbande des Mörders ihres guten Vaters hergab; daß sie zuletzt weglief, um einen Wagen zu holen?“ sprach der Schmied.

„Nein!“ sagte die Blinde; „aber that sie das, so segne sie Gott. Sie hat feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt.“

„Feurige? Mutter Wallauer,“ rief der Schmied; „da seid Ihr irre, denn sie brannten den Bosfeind nicht im Mindesten. — Doch ich muß Euch Alles auslegen:

„Als der Wagen kam mit dem Bettwerk, dachte ich: nun wird er sich drauf legen lassen? Nicht so? Veit!“ — Der nickte, und der Schmied fuhr fort: „Prost die Mahlzeit! Er ließ sich zudecken und begann den armen Andres zu schimpfen. Das konnt' ich länger nicht anhören und ballte so die Faust, hielt sie ihm unter die Nase und sagte: „Still, Du Unmensch,“ sagt' ich; „oder ich stopfe Dir den Mund, daß Du ihn nicht wieder aufthust, als vor Gottes Gericht, um Dein Sündenregister abzuheulen!“ Das machte ihn stockmausestill; denn der Mensch ist so feig wie ein Schneider. Darauf sagte er kleinlaut: „Geht,“ sagt' er, „und holt erst den Keuler und meine zerschlagene Büchse. Ihr könnt auch das Holz aufladen,“ sagt' er; und ich dachte, der Bursche hat doch noch einen Rest von Ehrlichkeit in seiner Brust. — Wir gehen weg, der Veit und ich, mit dem Wagen. Aber als wir bei dem Thier anlangen — was meint ihr, was wir da sahen?“ — Er hielt ein, und Aller Augen hingen an des Erzählers Munde.

„Da werden die Hunde schöne Arbeit gemacht haben,“ rief dumm lachend der rothe Niklas.

„Du könntest Rathsherr zu Nürnberg werden!“ warf ihm der Schmied hin. „Nein,“ fuhr er fort, „das nicht; aber fünf Bursche sahen wir darum stehen, deren Einer wacker am Auswaiden war.“

„Wer war's denn?" fragte Engel.

„Deserteure waren's," fuhr der Schmied fort. „Der Eine, ein baumlanger Mensch, trug die Uniform der sogenannten Ehrengarde, ganz roth. Ich glaube, das Blut des Thieres war das erste, das er sah. Der Zweite war ein Dragoner, der Dritte ein Chasseur, der Vierte ein Husar und der Fünfte, der so leidend aussah, daß ich glaube, er macht in seinem kalten Quartier im Walde bald nähere Bekanntschaft mit dem unter der Erde, trug die Uniformstücke dreier Waffengattungen an sich. Als sie uns kommen sahen, machten sie Veit's Flinte und einige Pistolen zurecht, um uns gehörig zu empfangen.

„Laßt's gut sein," rief ich ihnen zu, „und habt Ihr Hunger, so nehmt, was Ihr wollt," sagt' ich.

„Das wirkte, und sie erwarteten uns ruhiger. Von dem Keuler waren die Schinken abgeschnitten vorn und hinten, auch das Gelünge herausgenommen. — „Wir theilen ehrlich," sagte der Rothe, und lachte dabei recht behaglich. „Wir haben seit Hanau kein Fleisch gesehen."

„Der Andres schwieg, und, da ich mit Veit einverstanden war, so sagt' ich: Prosit! Weiß auch aus dem Kriege, wie's schmeckt nach langen Fasttagen. — Lieber Gott! wie sahen die Leute aus! Wie Gerippe, sag' ich, wie pure Gerippe. Das ist mir durch die Seele gegangen. Hätt' ich's dort gehabt, mein ganzes letztes Gebäcke Brod hätt' ich ihnen gegeben, mein' Seel'!"

„Aber, Cumpeer," hob Veit an, „Ihr redet ja nichts von den Heimlichkeiten, welche der rothe Deserteur mit Euch hatte! Habt Ihr ja doch getuschelt mit einander wie zwei alte Freunde."

„Wer kein Schloß vor dem Munde haben kann, sag' ich, Veit, den soll man aufknüpfen. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Verstehst Du mich?"

„So kamen wir denn," fuhr der Schmied nach dieser Abschweifung fort, „recht freundlich aus einander."

„Das glaub' ich," lachte Veit; „sie hatten das Fleisch und wir — die Knochen."

„Du hättest's ihnen streitig machen sollen, Veit. Wer hätte Dir's gewehrt?" fragte der Schmied. „Es war noch zu viel für den Hallunken, der unter der Bettdecke lag. — Daß ich's kurz mache, wir trennten uns, und die Deserteure gingen tiefer in den Wald, wenn man das Gehen heißen kann, daß Zwei dahinschlockerten, als hätten sie den Tod in den Gliedern."

„Ach, die Armen!" seufzte Engel.

Der rothe Niklas lachte und sagte zu Engel: „Hättest Du nicht Lust, sie aufzunehmen, Engelchen?"

„Niklas," rief der Schmied ärgerlich, „laß mir meine Gothe gehen. Sie hat ein christlich Herz, und das ist ein Ding, was Du und Dein Gelichter nicht kennst."

Der Rothe, der auch gerade nicht des Schmieds Liebling war, schwieg betroffen, und der fuhr fort: „Möge Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen! — Wir fuhren zurück, luden das Holz auf und dann den Kümmel-Dietrich und kamen heim. Von dem Gerippe des Keulers ahnte er nichts, weil das Holz darauf lag. Aber den Grimm hättet ihr sehen sollen, als wir den Keuler abluden! — Wenn im nächsten Sommer so viele Donnerwetter an den Himmel kommen, als der Unmensch fluchte, so können wir das fruchtbarste Jahr erleben. — Ich dachte, laß ihn fluchen und brummen und nimm dein Holz! — Da aber rief er laut: „Laß es liegen, Holzdieb; ich will Dir das Stangenhauen vertreiben!"

„Ich stand sprachlos, meiner Treu'! was mir doch selten passirt, machte aber kehrt und ging weg. Der Andres sprang mir nach und sagte: „Schmied, hat auch die Engel Holz dabei?" — „Freilich!" sagt' ich. — Er schlug die Hände zusammen und rannte weg, und daß er eine Thräne im Auge hatte, macht ihm eben keine Schande, denk' ich."

Der rothe Niklas verzog höhnisch den Mund.

Engel war bleich geworden, und ihre gefalteten Hände lagen in ihrem Schooße matt und kraftlos.

„Was wird das noch werden?“ fragte sie endlich den Pathen, und in ihren schönen Augen standen Thränen der Angst.

„Nichts weiter, als ein Bischen Sitzen im Schlosse zu Simmern, Engelchen, wenn nicht etwa Dein Schatz, der einfältige Andres, das Protocoll unterschlägt,“ sagte der rothe Niklas nicht ohne Groll, weil der Schmied den Andres gelobt und seine Sorge für Engel gerühmt hatte.

Das Mädchen zitterte heftig.

„Still! Du rothe Nachteule!“ donnerte der Schmied. „Wer hat Dich hereingerufen, wo man Dich nicht gerne sehen mag?“

Der Bursche stand auf. In seinem röthlichen Auge leuchtete eine verzehrende Gluth. Die braunen Sommersprossen erschienen wie helle Flecken auf der dunkelrothen Unterlage seines Gesichtes. Die Lippen zitterten. — „Wäret Ihr nicht ein alter Mann, Schmied,“ kollerte er in wildem Zorne, „so — — —“

Der Schmied, sonst jähzornig wie irgend Einer, sah ihn lachend an. „Geh', Kind,“ sagte er, „geh'! Der Himmel hat Dir's an den Kopf geschrieben, daß Du Nichts taugest; denn rothe Haare und Erlenholz — — nun, ich denke, Du kennst das Sprüchelchen.“

„Das will ich Euch gedenken!“ schäumte der Bursche, rannte hinaus und warf die Thüre so heftig in's Schloß, daß die Wände zitterten.

„Vater, Vater!“ sagte Marie halbweinend, „Ihr verfeindet Euch die ganze Welt!“

„Stille, Kind, stille!“ sagte begütigend der Schmied, „den Hochmüthigen bin ich Feind, und der rothe Bub meint's doch nicht treu. Besser, daß er fort ist, glaub' mir's.“

Die Blinde war stille Zuhörerin gewesen. Jetzt ließ sie ihre Hand sinken und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Unsere Prüfungen sind noch nicht zu Ende; Herr, mache es wohl mit uns!“

„Mutter," nahm der Schmied wieder das Wort, und an seiner Stimme leisem Zittern konnte man wohl hören, wie ihn der Blinden Wort berührt hatte; „Mutter, diesmal ist die Schuld allein an mir. Ich habe im Uebermuthe die Stangen gehauen, und Engel, wie Veit's Frau, hab' ich genöthigt, sie heimzutragen, sie wollten's nicht."

„Was wird das aber helfen?" sagte Veit unmuthig. „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, heißt es im Sprichwort."

„Dafür laßt mich sorgen, Cumpeer," sagte der Schmied. „Das Eisen ist warm; ich will es schon schmieden."

Engel stand auf. Ihr Herz war beklommen; sie mußte hinaus. Und draußen stand sie, an den Thürpfosten gelehnt, und weinte; ihre Hände falteten sich und sie betete: „Herr, hilf, daß nicht Schmach mich treffe und Elend die Mutter!"

Eine Bewegung im Schuppen erschreckte sie. Sie horchte. Als es stille blieb, trat sie näher, und — wer malt ihr Entsetzen? — zwei Deserteure stehen da, und der eine lehnt sich ächzend an des anderen Schulter. Engel wollte laut aufschreien.

„Ach, erbarme Dich unser," flehte eine wohltönende Stimme. „Wir sterben vor Frost. Laß uns in Deinen Stall, daß wir Wärme finden."

Engel war von Schrecken überwältigt; aber das Mitleid, erregt durch ihres Pathen Schilderung, gewann schnell die Oberhand in ihrem Herzen.

„Wartet ein wenig," flüsterte sie schnell, „ich will den Schmied rufen."

„Ach, thue das; er kennt uns!" war die Antwort, und Engel rief leise den Schmied. — Veit ahnte Nichts. War's doch so natürlich, daß die Angst des Mädchens bei dem Pathen heimlichen Rath sucht.

Der alte Schmied stand rasch auf und folgte ihr.

„Was gibt's?" fragte er leise.

„Es sind zwei Deserteure in unserem Schuppen; sie sind — —"

„Ich weiß, ich weiß, Kind," fiel ihr der Schmied in die Rede; „komm' nur schnell! In Eurem Stalle mögen sie die Nacht bleiben, da ist's warm. Morgen schaffe ich Rath. Es sind Landeskinder; dürfen wir sie verlassen in der Noth?"

Er zog das Mädchen mit sich fort, warf, nachdem er leise mit den Beiden geflüstert, schnell Stroh herab, trug's in den Stall, und die beiden Deserteure folgten schwankend. Sie warfen sich auf das Stroh nieder, und der Schmied sagte: „Es ist noch nicht sicher im Hause, geduldet Euch noch eine Stunde." Darauf schloß er die Thüre, raunte Engel noch zu, sich zusammen zu nehmen, und trat, als ob Nichts geschehen wäre, mit ihr in die Stube.

„Du bist zu ängstlich, Kind," sprach er, als ob er ein abgebrochenes Gespräch fortsetzte; „es wird sich Alles besser machen, als Du denkst. Der Kümmel-Dietrich weiß, daß ich alle seine schlechten Händel kenne, und Veit mag es ihm sagen, daß er verloren ist, wie er es wagt, mich vor Gericht zu stellen. Veit selbst ist nicht sauber dabei, und ihm geht es so gut an den Kragen, als dem Strauchmörder."

Veit wußte zu gut, wie wahr des Schmieds Rede sei; er kannte zu gut die rücksichtslose Wahrheitsliebe des gutmüthigen Polterers, als daß er es hätte wagen mögen, eine Sylbe zu seiner Entschuldigung zu sagen.

Er fand es gerathen, früher als gewöhnlich aufzubrechen. Seine Müdigkeit vorschützend, verließ er mit seiner Frau das warme Stübchen der Wittwe Wallauer, wo jetzt nur Vier zurückblieben.

Sinnend und schweigend saß der Schmied in der Ecke, und seine Pfeife ging ihm aus. Das war ein sicheres Zeichen, daß ihn Ungewöhnliches bewege. Als er Veit und seine Frau weit genug weg wußte, stand er auf und ging hinaus, um sich zu vergewissern, daß nicht irgendwo ein unberufenes Ohr das auffange, was er

jetzt mit den drei Frauen zu besprechen hatte. Alles war todtenstille draußen.

Beruhigt trat der Schmied in die Stube zurück und setzte sich auf die Bank neben die Blinde, die Stirne reibend, wie Einer, der nicht recht die Kehre zu finden weiß.

„Der Veit," hob er endlich an, „hat vorhin von Heimlichkeiten zwischen mir und dem rothen Ehrengardisten im Walde gesprochen. Darüber muß ich Euch, Mutter Wallauer, und Euch, Mädchen, jetzt das Nöthige sagen.

„Der Mensch hatte ein scharfes Auge. Er meinte, ich sei ein ehrlicher Mensch — und Gott weiß es, da irrte er nicht. So zog er mich denn auf die Seite und sagte: „Hört einmal, Meister Schmied," sagt' er, „ich halte Euch für eine ehrliche deutsche Haut. Ich muß an Eure Barmherzigkeit eine Bitte stellen. Seht, da die zwei Kameraden, junges Blut, gezwungen zum Dienst, ehrlicher Leute Kinder aus dem Niederland, — sie haben mit uns die Platte geputzt, als es bei Hanau drunter und drüber ging. Bei Rüdesheim sind wir über den Rhein, und im Binger Walde treiben wir uns nun schon zehn Tage umher, und hungern und leiden Frost. Wir Drei ertrugen's, aber die nicht. Sie sind krank und sterben sicherlich, wenn sie nicht Obdach, Wärme und Pflege finden. Habt Erbarmen! — Der Eine ist ein Schlosser aus Solingen; da dacht' ich wohl, das Handwerk habe ein Anrecht an Euch. Hier ist Geld für ihn! Der Andere hat selber Geld genug, um für sich zu sorgen."

„Er gab mir eine schwere Hand voll Gold. — Ich wollt's nicht nehmen und sagte, ich sei ein Christenmensch, der auch ein deutsches Herz habe, sagt' ich. Aber der meinte, das sei desto besser; Geld aber, sagt' er, brauche man immer. Ich nahm's, weil ich mir vorgenommen, die armen Teufel zu retten. Mein Plan war schnell gemacht. — Kamerad, sagt' ich, kennt Ihr das Dorf da drunten hinter dem Walde? — Er bejahte. — Nun,

sagt' ich, es steht zu äußerst ein kleines Haus; darin wohnen Menschen, die wissen, wie das Unglück thut; darum haben sie auch Herzen, schlicht und recht, fromm und barmherzig. Dahin bringe die Zwei heute Nacht, wenn's still ist im Dorf; ich bin in dem Hause und so weiter. Daß ich Euch meinte, Mutter Wallauer, das werdet Ihr weg haben?

„Wer ist denn der Andere?" fragt' ich noch den Rothen.

„Der ist aus Crefeld," sprach er. „Bleibt's dabei?"

„Ich legte die Hand auf mein deutsches Herz und sagte: „So wahr mir Gott helfe!" — Da hättet Ihr sehen sollen, wie der gute Junge mir die Hand drückte und seine Thränen drauf fielen. Man hätte so hart sein müssen, wie ein Waldstein, oder wie der Kümmel=Dietrich, wenn Einem da nicht weich um's Herz hätte werden sollen. Bassa manelko! Ich hab' nur zweimal in meinem Leben geweint, nämlich, als der Wallauer todtgeschossen wurde; denn er war mein lieber Gevatter! und als meine gute Frau starb, — aber als der Junge so vor mir stand, — nun, da war mir's auch nicht weit.

„Was würdet Ihr nun thun, Mutter, wenn die armen Jungen kämen und bäten um Obdach und Schutz, bis der alte Blücher kommt, der die Franzosen tanzen lehrt; sagt, Mutter? Ihr wißt bei mir ist kein Raum, sonst nähm' ich sie."

Die Blinde sann einen Augenblick nach; dann sagte sie: „Ich würde sagen: In Gottes Namen! ob es gleich gefährlich ist. Wir haben droben die Oberstube, darin steht Engels Bett, die ohnehin bei mir schläft. Nun, in Gottes Namen!"

„Da seh' ich wieder, daß ich mich auf die Menschen verstehe," rief der Schmied fröhlich aus. „So, dacht' ich, wird sie sagen, und so sagt Ihr gerade! Gott lohn's Euch, treue, fromme Seele! Der da droben, der Alles vergilt, hört auch jetzt Euer Wort, und Der hat ein gut' Gedächtniß!"

„Daß ich's dann aussage, Mutter, sie sind da und liegen in Eurem Stalle."

Als der Schmied diese Worte sagte, zuckte die Blinde in Schrecken zusammen; aber es war mehr die Ueberraschung, die so wirkte, als daß es sie gereut hätte, was sie gesagt.

Engel und Marie saßen als bewegte, aber stille Zuhörerinnen da, und über ihre Antlitze zogen Schatten und Lichter, je nachdem die Rede wirkte.

Engel sagte, als Alle schwiegen: „Wenn's nur verborgen bleibt — und . . ."

„Närrchen," fiel der Schmied ein, „Niemand weiß es, als Du und Deine Mutter, Marie und ich. — Uns kennst Du ja."

„Freilich!" sagte die Blinde. „Aber wenn die da oben rumoren und hier ist die Spinnstube?"

„Erstlich," sprach der Schmied, „werden die Zwei selber um ihre Sicherheit besorgt sein und sich stille halten; zum anderen aber sorgen schon eure schnurrenden Räder, daß man nicht leicht etwas hört. Aber Engel, Du hattest noch etwas, was Du hinunterschlucktest hinter dem „Und?"

„Nun," stotterte das Mädchen erröthend, „ich meinte — es schicke sich nicht, daß ich alleine zu den Mannsleuten gehe, und wer soll mich begleiten?"

„Wahr!" sagte der Schmied; „daran hab' ich auch gedacht und den Einwand erwartet; aber wohnen wir nicht neben Euch? Da ist allemal Marie Deine Sauvegarde. Ist Dir's nun recht so?"

„Ich kann zufrieden sein," lächelte Engel, indem sie die Hand Marie's faßte, die sie freundlich gegendrückte und zu ihr sagte:

„Ich theile alle Last mit Dir und hab's schon dem Vater versprochen."

„Aber," sagte die hocherglühende Engel, „noch Eins, Pathe, — unsere Grundbeeren (Kartoffeln) sind alle und zwei hungrige Gäste — —"

„Auch dafür ist gesorgt," lächelte der Schmied gutmüthig, und trat zu Engel. Er legte eine Handvoll blanker Napoleond'ors in ihren Schooß. — „Siehst Du, Göthchen, da kannst Du viele Grundbeeren für kaufen. Das hat mir der in der rothen Uniform gegeben als Pflegegeld. Lohn wollen wir nicht; aber wir werden's wohl brauchen. Nun aber rasch, Ihr Mädchen!" rief er den erstaunten Freundinnen zu, „macht Feuer oben in die Stube, kocht den Armen eine warme Milchsuppe, und Du, Marie, geh' heim und hole den Krug, worin der Neuwieder Doppelkümmel war, füll' ihn mit kochendem Wasser aus dem Ofenschiffe, drück' den Stopfen fest drauf und leg' ihn in's Bett, daß es warm wird."

Engel gab das Geld dem Schmied zurück und sagte: „Pathe, hebt Ihr's auf. Mir wird's bange bei dem vielen Gelde."

Der Schmied nahm es wieder zurück, weil er ja doch gewissermaßen seit Wallauer's Tode der Hausvater war. Auch erkannte er schnell, wie gut es sei, wenn er etwaige Einkäufe mache, um möglichen Argwohn von Wallauer's abzuleiten.

Die Mädchen flogen hinaus, und derweile schlich der Schmied zu den beiden Jünglingen, die in dem kleinen Ställchen eine belebende Wärme zu durchdringen begann. Als er ihnen die günstige Nachricht mittheilte, erfüllte eine selige Freude ihre Herzen. — Der Solinger fühlte sich wohler, seit er nach so langer Zeit an einem Orte war, wo ihn die thierische Wärme berührte.

Anders aber war es mit seinem feiner gebauten Gefährten. Seine Pulse schlugen heftig; sein Kopf glühte, seine Augen waren roth unterlaufen, und die lechzende, trockene Zunge verlangte begierig zu trinken.

„Das sollt Ihr haben," bemerkte der Schmied. „Ich weiß aus meinen Soldaten-Jahren, daß der Regimentsarzt sagte: Wasser, sagt' er, wenn's frisch aus dem Brunnen kommt, schadet niemals einem Kranken."

Er ging und kehrte bald mit einem Kruge frischen Wassers zurück, das den Kranken sehr erquickte.

Darauf trat er in's Haus zurück und half den Mädchen hier und dort ordnen und beschicken; untersuchte das Zimmer, und als er es warm genug fand, holte er seine Schützlinge aus dem unbequemen Versteck, um sie in ihre badewarme Stube zu bringen. Droben durfte kein Licht sein; wohl stand aber eines in der engen Hausflur — und hinter einem Spalte der Küchenthüre standen mit angehaltenem Athem zwei neugierige Mädchen und lugten heraus, sich die Gäste zu beschauen, die sie nun auf lange Zeit bedienen sollten.

„Der Blonde," flüsterte Marie ihrer Freundin zu, „ist ein prächtiger Bursche. Wenn der sich unter unserer Pflege erholt hat, können wir uns in Acht nehmen, ihm nicht zu tief in die Augen zu schauen."

Engel stieß die Muthwillige in die Seite und sagte leise: „Sei doch stille, Du tolle Hexe! Wenn das Dein Peter hörte, gäb's ein abscheulich Schmollen."

„O, laß mir meine Ruhe mit dem Peter!" gegenredete Marie; „dem bin ich zu arm, und meinst Du, ich hätt's gleichgültig angesehen, daß er seit vier bis fünf Wochen nicht mehr in unsere Spinnstube kommt, wohl aber in Werner's bei dem schwarzäugigen Gretchen sitzt, die ihm ohnehin so freundliche Blicke zuwirft, wie ein Eichkätzchen! Nein," sagte sie und klopfte mit der Rechten auftrumpfend in die linke Hand, indem sie trotzig mit dem hübschen Köpfchen nickte, „den laß ich laufen und singe, wie's in dem Schelmenliede heißt:

„Geh' Du nur hin, Du hast Dein Theil,
Du führst mich nur am Narrenseil;
Ohn' Dich kann ich schon leben,
Ohn' Dich kann ich schon sein."

Jetzt kam der Schmied wieder herab, um den Anderen zu holen, es war der Kranke.

Langsam und mühevoll schwankte er, von dem Schmiede mehr getragen, als geführt, an dem Schlupfwinkel der Mädchen vorüber, wo das Licht auf sein glühendes Gesicht fiel.

„Hast Du ihn gesehen?" fragte Marie.

„Lieber Gott, wie sieht der arme Mensch erhitzt aus," entgegnete Engel.

„Aber er hat doch ein feineres Gesichtchen als der Erste, der aber hübscher ist."

„Ach," bemerkte Engel wehmüthig, „laß jetzt die Narrethei. Es fällt mir schwer auf die Seele, daß wir da werden einen recht kranken Menschen zu pflegen haben. Möge Gott uns beistehen, daß er nicht stirbt! Was sollte das werden? Dann wäre Alles verrathen, und die ganze Last der Strafe träfe uns!"

„Wer wird auch gleich an's Sterben denken?" rief des Schmieds heitere Tochter. „Du machst Dir immer trübe Gedanken und quälst Dich im Voraus. Da denke ich anders. Ich stelle mir immer das Beste vor und nehme das Schlimme, wenn's kommt, geduldig hin. Nein, Engel, so ein junges Blut stirbt so leicht nicht. Und wie alt wird er sein? Ich glaube, sie stehen im Alter zu einander wie ich und Du, und, wenn sie aus einer Stadt wären, so könnten sie mit einander confirmirt worden sein. Sei guten Muths, Engel, wir wollen das Unsere thun, und der liebe Gott wird dann weiter sorgen. Jetzt aber laß uns die Suppe anrichten; denn mein Vater wird bald kommen, und findet er uns plaudernd, und die Suppe ist noch nicht fertig, so liest er uns den Text noch ärger, als unser alter Griesgram von Pfarrer, als wir im letzten Sommer nicht mehr wollten in die Kinderlehre gehen."

4.

Schier ein Monat war in dem Dörfchen still und ohne bedeutende Ereignisse herumgegangen. Der Winter war milde; nicht einmal ein Schnee deckte die Höhen des Hunsrücken, und je näher der Neujahrstag heranrückte, desto milder wurde es.

Der Kümmel-Dietrich war, wenn auch noch mit vielen Schmerzen geplagt, so weit genesen, daß er stundenlang außer dem Bett sein konnte. Niemand war froher darüber, als Andres und die alte Lisbeth; denn die Launen des Alten überstiegen jedes Maß, und seine Quälereien hatten eine Höhe erreicht, die jede Ertragungsfähigkeit überstieg.

Wie ein Dorn steckte ihm die Geschichte mit dem Keuler in der Seele. Er hatte zwar, schlau genug, den Kopf des Thieres dem Unterpräfecten spendirt; aber seine forstlichen Vorgesetzten waren höchst unzufrieden, daß er ihnen nichts von der Sache gemeldet, wodurch sie um die Waidmannslust und um die köstlichen Bissen kamen. Die Verweise lagen ihm wie Steine auf dem Herzen, und daß er die Deserteure nicht einfangen konnte, das war ein neuer Aerger. Ueberhaupt war es eine in jenen Tagen seltsame Erscheinung, daß, obwohl man wußte, daß die Wälder im wörtlichen Sinne wimmelten von Deserteuren; obwohl man genau unterrichtet war, daß oft in der Nacht Trupps von Zwanzig bis Dreißig dieser Leute in die Dörfer kamen, um Lebensmittel zu kaufen; obwohl es eine notorische Thatsache war, daß sie Leute vom Feld oder Holzsuchende aufgriffen und ihnen Geld gaben, um Brod zu holen: daß dennoch nicht der leiseste Schritt gethan wurde, um sie einzufangen. Unstreitig konnte man es als ein Zeichen der Erschlaffung und Auflösung betrachten, daß eine Polizei, die sonst Argusaugen gehabt hatte, jetzt nicht sah — oder nicht zu sehen wagte.

Der ganze Zustand auf dem linken Rheinufer, besonders aber auf dem Hunsrücken und am Strande des Rheines zwischen Mainz

und Coblenz, war der einer Lahmheit in allen Maßregeln, einer Laxheit und Unsicherheit, welche jedem ruhigen Beobachter auffallen mußte.

Nirgends konnte man Zeichen einer Vertheidigung des Rheinufers wahrnehmen. Wohl lagen Truppen zerstreut in den Städten und Dörfern am Rheine hin, auch wohl auf dem Hunsrücken; aber es waren kleine Trupps, zusammengestoppelt aus allen Waffengattungen der Armee, welche man einst so ruhmredig die Große genannt hatte. Und diese Truppen, unter sich nicht einmal verbunden durch ein regelmäßiges Obercommando, erschienen als abgelöste, sich selbst hingegebene Glieder eines Körpers, der seiner völligen Zerstörung anheimgegeben war. Hier sah man mehr Offiziere als Gemeine; dort, und zwar besonders in den Dörfern, zahlreiche Gemeine ohne Offiziere. Sie selbst waren krank und hinfällig, zerlumpt und armselig, unvollkommen bewaffnet — und was mehr war — demoralisirt, muthlos, in sich gekehrt; und wenn einmal die Lustigkeit, diese unverwüstliche Eigenschaft des Franzosen, aufkam, so trug sie einen so eigenthümlichen Charakter, daß es schien, als strebten sie in convulsivischer Lust, einen nagenden Schmerz, einen kaum zu bewältigenden Mißmuth, eine lähmende Trauer zu versenken.

Die häufigen Dislocationen dieser verzweifelten Soldateska mochten wohl nur den Zweck haben, die Bevölkerung über die Unzulänglichkeit ihrer Zahl zur Vertheidigung des Rheinufers und der Rheinlande überhaupt zu täuschen. Drüben aber, jenseit der Höhen des Taunus, das wußte man recht gut, sammelten sich die gewaltigen Massen des Befreiungsheeres und rüsteten sich in immer engerem Zusammenrücken zu dem Uebergange, welchen selbst die Franzosen als nahe schilderten.

Wie auch die Verbindung der beiden Ufer des Rheines gehemmt war, wie wachsam auch die Douane überall sich erwies: man war dennoch genau von Allem unterrichtet, was jenseits vorging; denn

seit die Continentalsperre ihre unselige Wirksamkeit entfaltet hatte. war am Rhein ein Schmugglersystem organisirt worden, welches an Schlauheit selbst die größte Wachsamkeit der französischen Schergen und ihre vielgerühmte Verschlagenheit übertraf. Es verzweigte sich in enger Gliederung bis tief in die Wälder des Hunsrücken hinein. und seine Arme reichten bis in's Herz des französischen Reiches, bis in das Alles verschlingende Paris.

Diese Schmugglerverbindung war die Brücke, über welche alle jene, die Bevölkerung mit frohen Hoffnungen, die französischen Beamten aber mit Angst erfüllende Nachrichten herüberkamen. Groß und allgemein war der Haß gegen die fremden Unterdrücker. Mit um so größerer Freude nahm man die Nachrichten auf, die man von Blücher's baldigem Erscheinen empfing.

Der alte Schmied war im Dorfe derjenige, um welchen sich die Deutschgesinnten schaarten. Er empfing — Niemand wußte wie und woher — Nachrichten von der wichtigsten Art. Veit allein, der wohl den Schmugglern Lasten tragen half, kannte seine Quellen.

Dagegen sammelten sich um den Förster die entschiedenen Franzosenfreunde, deren Zwei oder Drei im Dorfe waren. Dietrich wußte es wohl, wie der Schmied gesinnt war; aber er hatte den Muth nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen, wie sehr auch Angeberei Lieblingsgeschäft von jeher bei ihm gewesen war. Hatte er doch in seinem Herzen gejubelt, als er ihn des Holzfrevels hatte zeihen können, um einmal seinen Muth an ihm zu kühlen; aber Veit nahm ihm alle Lust dazu, als er ihm des Schmieds Gruß vermeldete. Denn Dietrich wußte wohl, daß der Schmied das Alles so gewiß ausführen würde, als er es ausgesprochen hatte.

Unerwartet trat ein Ereigniß ein, das dem ganzen Verhältnisse eine andere Stellung gab. Es vereinigten sich Umstände, welche so ganz zu des Försters Haß die sicheren Handhaben boten, daß er

keine Minute mehr zauderte, das zu vollbringen, was er längst gewünscht.

Die Vereinigung der drei Nachbarfamilien in der Spinnstube der Wittwe Wallauer war bisher ungestört geblieben, und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß über ihnen die Zufluchtsstätte zweier Menschen sei, welche als Fremdlinge, als Nothleidende die Barmherzigkeit herbergte und pflegte.

Hätte in Veit's Seele ein Argwohn gelegen, er hätte wohl etwas Ungewöhnliches ahnen mögen. Häufiger als je zuvor sah man den Schmied Esse und Ambos verlassen und in Wallauer's gehen. Auch Marie war dort mehr als früher, wie innig auch allezeit die Mädchen verbunden gewesen waren.

Dies häufigere Kommen des Schmieds aber hatte seinen Grund in dem schweren Erkranken des Crefelders. Ein heftiges Fieber wüthete in ihm. Seine Haut brannte, sein Auge war glasig, sein Durst unlöschbar. Fieberphantasieen brachten ihn oft dahin, daß er aus dem Bett sprang und davon eilen wollte. Der Solinger, welcher sich schnell erholt hatte, war dennoch unvermögend, ihn allein zu zwingen, wenn solche Anfälle kamen. Der Schmied mußte zu Hülfe gerufen werden, da den Mädchen das Zartgefühl nicht gestattete, in das Zimmer zu gehen. Oft sprach er laut von einer geliebten Mutter und ihrer Verzweiflung, weil sie keine Kunde von ihm habe; dann sah er sich wieder in der Gewalt der Gendarmerie. Und in diese wilden Träume mischte sich gar häufig die Erzählung, daß ein Engel ihn pflege, den ihm Gott gesandt.

Wenn nun der Schmied von diesen Fieberträumen sprach und auch dieses letzteren gedachte, den der Kranke immer fortspann; wenn die höchste Aufregung vorüber war, erglühte die gute Engel und der Schmied rief ihr zu: „Göthchen, zu erröthen brauchst Du nicht! Der arme Junge hat wohl einen Engel an Dir; denn Du gönnst Dir ja gar keine Ruhe mehr und siehst so bleich aus, als seiest Du selber krank vor Anstrengung.“

Engel schwieg auf solche Reden; aber Marie lächelte in sich hinein und meinte bei sich, das Bleichsein sei doch nur Angst um den hübschen, braven Jungen, von dem der Solinger ihr viel erzählt, und nur Gutes, aus der letzten Zeit ihres Flüchtlingslebens; denn früher hatte er ihn nie gesehen. Daher kam es denn auch, daß er nicht wußte, wohin etwa ein Brief zu richten wäre, wenn man seinen Eltern schreiben wolle.

Je mehr die Krankheit des Armen stieg, desto tiefer ergriff seine Lage Engels gutes Herz. Wie gerne hätte sie heimlich einen Arzt kommen lassen, wenn nicht der Schmied auf's Entschiedenste sich dagegen gestemmt hätte.

„Willst Du ihn und uns unglücklich machen?" fragte er heftig. „Kann das verschwiegen bleiben? Und was dann? sag' ich."

„Aber wenn er stirbt?" fragte Engel, und ein leiser Schauder rieselte durch alle ihre Adern.

„Pah," rief der Schmied aus, „so ein junges Blut hat viel zuzusetzen. Ich hab' auch einmal in Ofen im Lazareth gelegen, und in meinem Kopfe brummte es, als ob der ganze Himmel voll Baßgeigen hinge, die alle schnurrten, und in meinen Adern war eine Gluth, wie in meiner Esse, wenn ich frische Kohlen aufschütte. Und nicht nur die Hälfte der Soldaten war krank, sondern auch unsere Chirurgen alle. Das war eine schöne Wirthschaft? Item, ich genas ohne alle Arznei und die meisten der Soldaten wie ich."

„Wer weiß aber, ob Ihr diese Krankheit hattet, Pathe," warf die Beängstete ein.

„Kind, keine Krankheit ist ein Plaisir, sag' ich. Der Tod läuft immer Sturm dabei auf die Festung des menschlichen Leibes. Sind Wälle und Bastionen gut, so muß er abziehen, ohne daß der Mensch, wie Veit sagt, verendet."

„Aber gerade das ist's, was ich bei dem Crefelder fürchte," sagte Engel und zupfte am Bändel ihrer Schürze, und ihre Stimme

wollte wanken vor Wehmuth. „Er ist so abgemattet,“ setzte sie hinzu, „und sein Körper ist nicht sehr kräftig.“

„Er wird nicht sterben!“ sagte feierlich die Blinde.

Da fiel ein Licht, strahlend und hell, auf Engels schöne Züge; die Wolke schwand, die seit mehreren Tagen auf ihrer weißen Stirne lag, und das Auge sah fröhlich wieder in die Welt. Sie glaubte ja so fest und vollends hier an der Mutter prophetisch Wort; — die Hoffnung glaubt ja so gerne.

Die Krankheit des jungen Mannes, dessen Namen nicht einmal der Schlosser aus Solingen kannte, da ihn der rothe Ehrengardist nur „Crefelder“ genannt hatte, nahm aber immer nicht ab. Erst nach vielen Tagen trat eine Krisis ein; das Bewußtsein kehrte ihm wieder, aber zugleich stellte sich eine Mattigkeit ein, die Engel abermals beängstigte.

Es war rührend anzusehen, mit welcher Dankbarkeit sein Auge ihr folgte, an ihr hing, während Marie und der Solinger scherzten und sich neckten. Er sprach nicht, weil es ihm so schwer wurde. Es schien, als beobachte er nur seine Pflegerin, die oft durch seine sinnigen Blicke in Verlegenheit gerieth. Sie war so selten als möglich allein oben; aber sobald Marie in's Zimmer getreten war, hatte sie nur Augen für den Solinger, der schon nach vierzehn Tagen wieder rothe Wangen bekommen und frisch aussah wie das Leben.

Unter diesen Umständen mußte Engel sich mit dem Leidenden befassen, ihn besorgen und pflegen. Wie zurückhaltend das sittige Mädchen dies auch that, so blieb es doch ihrem Pflegling kein Geheimniß, wie innig und warm der Antheil sei, den sie an ihm nahm. Unvermerkt wurde auch Engel zutraulicher gegen den Jüngling. Sie tauschten Blicke, in denen jeder Eingeweihte in diese geheimnißvolle Zwiesprache unverdorbener Herzen mehr gelesen hätte, als ihr Mund sprach und hätte sprechen können, weil sie selbst sich ihrer Gefühle noch nicht bewußt waren.

Der Schmied war jetzt allzu sehr mit den Kriegsläuften beschäftigt, als daß er von dieser wachsenden Zuneigung etwas hätte wahrnehmen konnen. Täglich brachte er Kunde, wie es stand und was er vom rechten Rheinufer erfahren. Eines Tages aber hatte seine Freude gar kein Maß. Die rheinischen Schmuggler hatten ihm die Proclamation des alten Blücher gebracht. Wenn's auch mit dem Lesen bei ihm nicht eben rasch ging, und er lange mit der Brille auf der Nase daran studirt hatte, so war ihm doch endlich der Inhalt klar geworden. Er war nicht der Mann dazu, das in sich zu verschließen. Was ihm auf dem Herzen lag, das mußte, wenn's nicht eben ein ihm anvertrautes Geheimniß war, herunter. Der innere Drang ließ ihm keine Ruhe; war ihm indessen etwas vertraut, so lag's in seiner Seele verschlossen wie unter tausend Riegeln.

Kaum war diese Proclamation von ihm verstanden, so eilte er hinüber in Wallauer's, ließ die brennende Esse verlöschen und trat zu den Deserteuren, welchen eben die Mädchen das Mittagsbrod brachten.

Das war ein Jubel! — Es lag ja die Hoffnung der Erlösung so nahe: die Hoffnung, das Panier junger Herzen; es flatterte im Sonnenstrahle der Freiheit. Mit glühender Begeisterung nahm der Crefelder es auf. Seines Genossen Region lag tief unter der seinigen. Dieser faßte bloß die materielle Seite auf und — ergriff des Schmiedes Hand.

„Hört," sagte er, „Vater Schmied! Es ist mir lieb, wenn der alte Blücher kommt; aber in meiner Heimath hab' ich Niemand mehr. Ich bin eine Waise. Mein Handwerk versteh' ich aus dem FF. Wie wär's, wenn wir einmal ein Wörtchen mit einander im Vertrauen redeten? Eure Tochter — hab' ich lieb, und ich glaube, sie mich auch. Gebt mir Marie zum Weib, und — ich bleibe bei Euch. Wir schaffen selbander, so lange Ihr könnt und wollt, und Ihr sollt in mir einen guten Sohn haben!"

Marie stand in lichter Gluth da. Sie barg das Gesicht mit beiden Händen in ihrer Schürze.

Der Schmied sah den Jungen mit forschendem Blick an. „Für einen Scherz," sagte er, „wär' mir das zu bunt. Ist's aber Euer Ernst und Ihr seid eine ehrliche Haut, so hab' ich nichts dagegen, wenn anders Marie auch denkt wie Ihr."

„Mariechen!" rief der Schlosser. „Warum bedeckst Du Dein Gesichtchen? Hast Du mich doch gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, und hast mir's angethan, daß ich lieber wollte in der Franzosen Hände fallen, als leben ohne Dich."

Er trat zu ihr und schlang den Arm um sie, zog leise die Schürze von dem lieblichen Gesichtchen weg und fuhr plötzlich zurück.

„Du weinst?" sagte er. „Bist Du mir nicht gut? Hab' ich mich geirrt, als ich meinte, Du habest mich lieb?"

Aber Mariens Hand blieb in der seinigen, und ihr Köpfchen sank auf seine Schulter.

Und der Schlosser quälte sie mit Fragen, bis sie: „Ja" sagte. Dies Ja aber, so schwer gegeben, war längst gesprochen unter dem blauen Mieder, und nur die jungfräuliche Scham ließ es nicht über die frische Lippe.

Der alte Schmied gab seinen Segen, und sein Herz jubelte in der Doppelfreude, einen wackeren Schwiegersohn verwandten Handwerks zu haben, und über die Aussicht, daß bald das französische Joch gebrochen würde, das ihn so schwer drückte. Er pfiff den ganzen Tag seinen „Prinz Eugenius" und den „Jäger aus Kurpfalz"; aber rasten ließ es ihn nicht. Wenn er auch die erste Freude hinabdrücken mußte in die stillen Räume der Brust, so mußte die andere laut werden; und er trug Blücher's Proclamation fast ohne Scheu von Haus zu Hause.

Die beiden Glücklichen in Wallauer's Oberstube saßen derweile kosend beisammen und sahen nicht, wie der Jüngling, der heute

zum ersten Mal aus dem Bett sein konnte, seit seines Genossen glücklicher Freiwerberei so stille geworden war und wie ein wehmüthiger Ausdruck in seinen bleichen Zügen lag. Selbst die Freude über die Nachricht der nahen Befreiung des Vaterlandes, die seine Brust schwellte, konnte jenen Ausdruck nicht verwischen.

Und Engel? O wie freute sie sich des Glückes der Freundin! Aber als sie allein war, nur bei Gott und sich selber, da fiel sie nieder und betete inbrünstig: „Herr, stärke mich, daß ich es trage!" — Und sie preßte die gefalteten Hände vor die ungestüm wogende Brust, trocknete eine leise rinnende Thräne und trat, nachdem sie sich gesammelt, zu ihrem Rade, wo sie der Mutter den Hergang erzählte. — Die Mutter sah nicht, wie bleich sie war.

Die Blinde sagte: „Marie ist ein gutes Kind; aber ihr Sinn ist leicht. Gebe Gott, daß sie sich nicht täuscht in einem Menschen, den weder sie noch ihr Vater kennt! Ach, die Freude ist oft so kurz, — und das Weh so lang!"

Engel fragte hastig: „Mutter, ahnt Euch ein Unglück für Marie?"

„Nein," erwiederte die Blinde, „für sie nicht," — und sie seufzte tief.

So stand es im Häuschen am Walde.

Nicht ferne von diesem lag das schöne Gehöfte, worin des rothen Niklas Vater wohnte. Seit jenem Abend trug der tückische Bursche tiefen Groll im Herzen gegen den alten Schmied, der seinen Hochmuth so schwer verletzt hatte. — Doch nicht allein auf ihn warf sich sein Zorn, sondern auch auf die schuldlose Engel; denn sie wies seine Aufmerksamkeiten zwar nicht mit Worten ab; aber ihr Schweigen, ihr ganzes Benehmen zeigte ihm, wie wenig sie ihn leiden mochte. Der Spott, welcher ihm bei den Burschen im Dorfe deßhalb zu Theil wurde, stachelte seinen Zorn immer mehr. Seit jenem Abend war in seinem Innern ein Argwohn geblieben. Der

Veit sprach von einem Dutscheln zwischen dem Schmied und dem Deserteur. Der Schmied legte einen so ganz eigenthümlichen Ton auf die Worte: „Mögen Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen!“

Nicht ohne Bedeutung hatte er zu Engel gesagt, ob sie sie nicht aufnehmen wolle?

Das Auge der Arglist sieht scharf. Niklas konnte den Gedanken nicht los werden, der Schmied habe Verbindungen mit den Deserteuren gehabt, und ihr plötzliches Verschwinden deutete ihm darauf hin, er habe sie irgendwo untergebracht. An Wallauer's dachte er zwar zunächst noch nicht; wohl aber an des Schmieds Häuschen selbst, das freilich sehr klein war, oder an Veit, der als charakterloser Zwischenträger und Helfershelfer zu geheimer Praktik, wenn auch nicht gerade zu offenbar schlechten Streichen geneigt, bekannt war.

Niklas wollte gerne hinter den alten Schmied. Er umkreiste sein Haus zu allen Stunden der Nacht; aber es gelang ihm nicht, irgend etwas Zweideutiges zu entdecken. Nun beobachtete er das Haus Veit's; auch hier konnte er keine Spur finden, die ihm verdächtig erschienen wäre.

Eines Abends spät ging er an Wallauer's Wohnung vorüber. Es war ein wenig kälter geworden, und in allen Stuben, wo nicht Feuer war, sah man die Fenster gefroren. Nur an Wallauer's Oberstube war dies nicht der Fall, obwohl keine Laden an den Fenstern waren. Dort rann der Ansatz des Dunstes herunter an den Rauten. Es mußte dort Feuer im Ofen sein. Unten aber war die Spinnstube. Wozu sollte das geschehen sein, droben, wo doch Niemand wohnte?

Einmal argwöhnisch, verbarg er sich hinter einem Strohschober seines Vaters, der in der Bitz saß, die an Wallauer's Bitz und Gärtchen grenzte und den Blick auf die Thüre gestattete. Als es elf Uhr schlug, ging die Spinnstube aus einander. Veit und seine

Frau gingen mit Marie und ihrem Vater bis zur Hausthüre; aber kaum war Veit mit seiner Frau in ihr Haus getreten, als der Schmied wieder aus dem seinigen herauskam, unter Veit's Fenstern gebückt wegschlich und eilig in Wallauer's Thüre schlüpfte, die er hinter sich sorgfältig schloß. Der Vollmond begünstigte die Beobachtungen des Laurers.

Es lag in diesem Thun etwas so Räthselhaftes, daß der rothe Niklas mit jedem Augenblicke neugieriger wurde, hinter dieses geheimnißvolle Wesen zu kommen.

Der Hunsrücker Bauer hat meist seine Leitern an Holzhaken unter dem Vorsprunge des Strohdaches hängen, so daß man sie unbemerkt herabnehmen kann. Niklas' Vater hatte ebenso seine Leitern aufgehängt, und des Sohnes kundige Hand wählte eine, die gerade an die Fenster reichte, zu deren aufgethauten Fenstern er hätte hineinblicken mögen.

Er wartete, bis auch unten hinter den Laden das Licht erlosch; dann stellte er seine Leiter ohne Geräusch an und stieg hinauf. Der Mond schien hell, wie wenn es Tag wäre.

Der Rothe, wie er schlechtweg im Dorfe hieß, weil er der Einzige war, dessen Hauptthaar die seltene, aber keineswegs beliebte Farbe trug, war von der Natur mit Augen beschenkt worden, die in der Farbe einiges mit seinem Haar Uebereinstimmendes, aber in ihrer innern Beschaffenheit einiges Verwandte mit dem Auge einer Katze hatten. Er konnte selbst im Dunkeln die wenigen Lichtstrahlen leichter aufnehmen, als ein anderes normal construirtes Menschenauge vermochte. Daher war er im Stande, zu sehen, wo ein anderer heillos im Finstern herumtappte und sich unbarmherzig an jede Ecke stieß.

Hier kam ihm sein Katzenblick herrlich zu Statten. Der Mond schien nicht unmittelbar in das Gemach; aber er verbreitete so viel Licht, daß er deutlich sah, wie der Schmied vor dem Bett auf einem Stuhle saß und bedeutend mit dem Kopfe nach vorne neigte, wie

Einer, den der Schlaf überwältigt hat. Auf einem Lager am Ofen sah er einen anderen Mann schlafen, und ohne Zweifel lag ein Dritter, Kranker vielleicht, im Bett; denn wozu sollte der Schmied sonst wachen?

Leise stieg er herab, trug seine Leiter weg und schlich auf seine Kammer. Er hatte genug gesehen, um zu wissen, daß er einen Punkt gefunden, wo er seinem Erbfeinde beikommen konnte.

Und wirklich geschah dies in jenen Tagen, als der Kranke in wilden Fieberträumen lag. Der Schmied wachte damals oft an seinem Bett und gerade auch in jener Nacht, wo es, da eine schnell vorübergehende Kälte eingetreten war, doppelt nöthig erschien, vor einer neuen Erkältung den Schwerkranken zu schützen.

Mehrere Tage ging Niklas herum und berieth seinen Plan im Herzen. Ueber das Wie? seiner Ausführung war er noch nicht mit sich selbst einig geworden.

Gerade in jenen Tagen geschah es nun, daß Stroh, Heu und Hafer geliefert werden mußte, um die Festung Mainz zu verproviantiren. Da kam die Reihe an die reichen Bauern, welche Pferde hatten, das Gelieferte gen Mainz zu bringen, und der Rothe mußte zu seinem nicht geringen Aerger für seinen Vater die höchst unangenehme Reise machen. Durch diesen unvorhergesehenen Umstand wurde die Ausführung seines Racheplans um einige Zeit verschoben.

Eben an jenem Tage, als der Solinger um seine geliebte Marie warb, kehrte zeitig der Rothe zurück. Er brannte vor Begierde, zu wissen, ob nicht etwa die Vögel ihm ausgeflogen wären, und wollte sich am Abend deß vergewissern. Die Ungeduld zu beschwichtigen, trat er in's Wirthshaus, wo mehrere Dorfpolitiker bei einem Schnappse saßen. Der Rothe war ihnen willkommen; denn er, der von Mainz kam, hatte sicher Manches gehört von den Dingen, die jetzt Jeder besprach.

Er war eben im Erzählen, wie man in Mainz auch an einen nahen Uebergang glaube, als voll seliger Freude der Schmied her=

eintrat. Zwar berührte ihn des Rothen Anwesenheit nicht zum Angenehmsten; allein dieser wußte schlau in die Vorstellungen des Schmieds einzugehen, und war freundlich gegen ihn. Und nicht länger fähig, seiner Freude Schweigen zu gebieten, zog er das ominöse Blatt heraus, das heute schon eine so unerwartete Folge gehabt hatte, und reichte es einem der Bauern hin, der es las.

„So haben wir denn die Befreier bald zu erwarten!“ sagte frohlockend der Schmied.

„Gewiß!“ bemerkte der Rothe. „Wie werden sich dann die armen Deserteure freuen, die von guten Menschen aufgenommen worden sind!“ sagte er und fixirte den Schmied, auf dessen Antlitz schier eine Flamme schlug. Er schwieg betroffen und sah unter sich. Er fühlte, daß der Rothe anzüglich rede; aber, fragte er sich, woher könnte er wissen, daß sie sich in Wallauer's befinden? Stichelte er auch vielleicht nur auf des Schmieds Franzosenhaß und auf jenes Wort, das er an jenem Abend geäußert, wo er ihm die Thüre gewiesen hatte?

Nach einiger Zeit ging der Schmied wieder weg. Je länger er des Rothen Worte erwog, je weniger Ursache konnte er finden, an ein bestimmtes Wissen von dessen Seite zu glauben. Seine Ruhe kehrte wieder, und seine Heiterkeit wurde nicht getrübt. Er glaubte seiner Sache völlig gewiß zu sein.

Den Rothen aber hatte des Schmieds Benehmen überzeugt, daß er noch Alles finde, wie er es verlassen, und noch Zweckdienlicheres dazu, nämlich die Vorlesung der Blücher'schen Proclamation.

Am anderen Tage schritt der Rothe gen Simmern. Er schien Eile zu haben; denn nirgends hielt er sich auf. Dort angelangt, schlug er sogleich den Weg zur Unterpräfectur ein. Als er so dahinschritt, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf dem finstern Schlosse, das der Wassergraben umgab und das zu seiner Rechten lag. Dort waren ja die Gefängnisse, in denen bald sein Erbfeind

schmachten sollte zur Befriedigung seiner Rache, die ungesättigt wie ein Geier an seinem Herzen fraß.

Der Unterpräfect war ein allgemein beliebter und geachteter Mann. Gerecht, aber auch milde, so kannte man ihn. Jedem Bittenden stand seine Thüre offen, und das Volk liebte es, mit ihm selbst zu reden, wenn es ein Anliegen hatte, weil es freundliches Gehör, genaue Untersuchung und gewiß Recht fand, wenn seine Sache gerecht war.

Auch der Rothe verlangte ihn zu sprechen; aber er war abwesend. Offiziere der in Simmern liegenden Franzosen befanden sich bei den Unterbeamten.

Ohne Weiteres brachte der Rothe seine Anzeige bei ihnen vor. Mit großer Aufmerksamkeit und sichtlicher Freude vernahm der französische Oberst die ihm übersetzte Anzeige des Burschen. Nach einer in französischer Sprache geflogenen kurzen, aber lebhaften Unterredung wurde ihm der Bescheid, er solle in einer Stunde wiederkommen, um dem Syndic (so hießen die Dorfschulzen jener Tage) Dietrich Brief und Befehl mitzunehmen.

Frohlockend über den Erfolg trat Niklas in ein nahes Wirthshaus, um die Zeit abzuwarten, die ihm gesetzt war.

Ehe sie noch abgelaufen, sah man Unteroffiziere hin- und hereilen, und bald darauf versammelten sich in der Allee vor dem Schloß etwa vierzig Mann Franzosen mit Waffen und Tornister.

„Wohin?" fragte der Wirth zum Fenster hinaus den ihm bekannten Sergeanten, der das kleine Detachement anzuführen bestimmt war.

„Auf ein Dorf in der Nähe," erwiederte dieser. „Wir sollen Deserteure und ihre Hehler einfangen, und warten noch auf den Boten."

Der Rothe vernahm dies Wort, und, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang er auf und eilte, seine Briefe zu holen. Als er diese in Empfang genommen, zog er mit den Soldaten ab auf dem Wege nach Erbach.

Der alte Dietrich lehnte in seinem lederbezogenen Sorgenstuhle zur Seite des Ofens. Er hatte das noch immer nicht vollständig geheilte Bein, mit Hasenpelz umwunden, auf einem davorstehenden Stuhle liegen. Veit saß bei ihm, und Beide unterhielten sich von der Kunde, welche der Rothe mit von Mainz wollte gebracht haben. So zweideutig auch Veit in seinem Wesen war, so konnte er doch den alten ehrlichen Schmied, der sich, ungeachtet seines Hitzkopfes, allezeit als ein treuer Nachbar und Freund gegen ihn bewiesen hatte, durch Mittheilung dessen, was er von ihm erfahren, nicht bloß stellen. Am Fenster saß Andres still und in sich gekehrt. Er schien dem Gespräche der Beiden am Ofen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken. Seine Seele war bei — Engel. Andres war Dietrich's letztes Kind. Alle seine Geschwister waren hingestorben, zuletzt die Mutter, eine stille, gottesfürchtige Frau, eine sorgsame Haushälterin und eine treue, liebevolle Mutter. Andres war das jüngste Kind, der Mutter das einzige, liebste. Die Härte des Vaters, seine Haustyrannei, seine Gefühllosigkeit wies die arme Mutter allein an ihr Kind. Sie suchte dessen ohnehin weiche Seele ganz an sich zu fesseln, und das war so leicht, da der rauhe Vater den zarten, mädchenhaften Knaben abstieß, weil er ihm nicht nachartete. So kam etwas Weibisches in den Knaben, das ihm vollends des Vaters Liebe raubte. Dieses innere Wesen prägte sich auch in seinem Aeußern aus. Er war zart gebildet, und wenn auch seine Züge regelmäßig schön waren, so hatten sie doch nichts männlich Schönes. Wenn er Frauenkleider würde getragen haben, so hätte ihn gewiß manches männliche Auge hübsch gefunden.

Als Kind waren Mädchen seine Gespielen. Unter diesen besonders Wallauer's Engel, damals schon in der kaum sich öffnenden Knospe die Rose der Zukunft verheißend.

Das entsetzliche Geschick, das Engel des Vaters und Ernährers beraubte, zerstörte selbst der Kinder Spiele, nicht aber die Zuneigung

des Knaben zu dem Mädchen, das in so vielfacher Beziehung ihm innerlich verwandt war.

In späteren Jahren, als ihre Mutter erblindete, mußte die jugendliche Engel frühe dazu mitwirken, daß nicht Mangel und Elend sie heimsuche.

Des Knaben Mutter starb. Mit ihr schwand seine letzte Stütze; denn seit die Mutter ihm den unvertilgbaren Abscheu vor der Jagd beigebracht, in der sie den Grund jenes Unglücks suchte, das an ihrem Herzen zehrte, behandelte ihn der Vater mit einer Lieblosigkeit, daß im wörtlichen Sinne seine Hunde ihm näher standen, als sein Sohn. Seinen tiefen Schmerz um der Mutter Tod verstand Niemand im Hause. Er war durch das stete Leben in der Nähe der Mutter selbst Anderen seines Alters im Dorf entfrembet. Auf seine Erziehung verwandte der geizige Vater nichts, weil er ihn einen Simpel nannte und ihm keine Fähigkeiten zutraute. So wurde das Wesen des Knaben scheu und abgeschlossen.

Er reifte zum Jüngling, und sein in sich selbst zurückgezogenes Wesen trat noch schärfer hervor. Für ihn gab es keine Freude, wie für die Jünglinge und Jungfrauen seines Alters. Die Musik auf der Kirchweihe stimmte ihn wehmüthig, und während Andere jubelten in wilder Lust, saß er da, und die Thränen rannen nicht selten über seine Wangen. Er war verarmt an Allem, was dem Leben Reiz, der Jugend Freude gibt. Seine Arbeiten that er still und in sich gekehrt, aber pünktlich, und des Vaters Ackerbau war in schwunghaftem Zustande, ohne daß dieser es anerkannte.

Andres kannte durch der Mutter Schilderung, durch das Ansehen und Anhören der Verhandlungen im Vaterhause, des Vaters unredliches Treiben, seinen Wucher; und er suchte durch Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende den Fluch zu entkräften, der tausendfach den alten Förster traf.

Der besondere Gegenstand seiner heimlichen Wohlthaten waren Engel und ihre Mutter. Es ist schon angedeutet worden, daß

Engel oft am Morgen Haufen Korn auf ihrer Tenne fand. Sie vermuthete, es komme von ihm, und seit sie ihn am Fenster gesehen, ahnte sie, daß die Zuneigung des Knaben in ein anderes Gefühl übergegangen sei, das sie — nicht erwiedern konnte. Sie war dem Armen gut, aber ein tieferes Gefühl sprach nie für ihn in ihrem Herzen. Hielt sie doch mit einer ehernen Gewalt den Gedanken zurück, daß er der Sohn des Mannes sei, der sie so unglücklich gemacht. Zwar war er so schuldlos an diesem Unglücke, wie sie; zwar hatte die gute Mutter durch ihre tiefe Frömmigkeit den Keim des Hasses, wenn ihr Herz dessen fähig gewesen wäre, in ihr längst erstickt; aber dennoch empfand sie ihm gegenüber etwas, was sie gewaltsam wegstieß.

Und er liebte sie mit der ganzen Kraft eines Herzens, dessen Gefühle um so stärker waren, je mehr sie verschlossen im Inneren lebten. — Sie kannte seine Liebe; denn Mädchenaugen sehen sehr scharf. Darum erglühte sie so tief, als sie vor ihm stand am Tage des Unglücks seines Vaters; darum floh sie wie ein gescheuchtes Reh aus dem Hause, in dem sie seit ihren frühen Kindertagen nicht mehr gewesen war und das sie nie ohne Schauder anzusehen vermochte. — Bei ihr und lediglich bei ihr waren seine Gedanken, wenn er so stille dasaß. Bei ihr waren sie auch jetzt wieder, als plötzlich die blanken Bajonnette der Franzosen ihm in die Augen blitzten.

Sie stellten sich vor den erstaunten Blicken des ahnungslosen Jünglings auf, und in die Stube trat mit dem Triumphe der Hölle im Auge der rothe Niklas.

Er reichte dem Förster den Brief.

„Woher?“ fragte dieser.

„Les't nur, Ihr werdet's schon sehen,“ sagte mit einer Lache, die herzzerschneidend war, der Rothe.

Dietrich erbrach den Brief, las, las noch einmal, und allmälig stieg eine Röthe auf die eingefallenen Wangen des Alten, die von der innern Bewegung zeugte, und ein Ausdruck wurde in seinem

Auge sichtbar, der dem verwandt war, der in der Gluth des röthlichen Auges des Boten sich aussprach.

„Woher weißt Du das?“ fragte der Alte freundlich den Rothen.

„Das gelte Euch gleich, Herr Syndic,“ sagte der, „es sei Euch genug, daß es so ist.“

„Was denn?“ fragte Veit, von einer peinigenden Neugierde getrieben.

„Du magst es wissen, Veit,“ sprach Dietrich. „Seit fast vier Wochen — sind zwei Deserteure im Hause der Wittwe Wallauer versteckt.“

„Wer sagt das?“ rief Veit und sprang auf. „Es ist eine gottverdammte Lüge!“

„Ich sage es, Veit, ich,“ sprach höhnisch der Rothe.

„Hallunke, Du lügst!“ rief der alte Soldat. „Ich bin alle Abend dort, und nie ist mir eine Spur zu Gesichte gekommen!“

„Veit,“ sagte mit kalter, aber zermalmender Ruhe der Rothe, „wahret Eure Zunge. Ich habe hier zwei Zeugen, die mir vor dem Gerichte den „Hallunken“ bezeugen. Habt Ihr Nichts gemerkt, so ist das eben kein sonderliches Zeichen für Eure Gaben; aber kein Beweis vom Gegentheil. Die Soldaten warten, Herr Syndic,“ setzte er, zu diesem gewendet, hinzu.

„Und tausendmal nenn' ich Dich einen Hallunken!“ schrie Veit im rasendsten Zorn. „Auf! Ja laßt uns hingehen und untersuchen!“

„Das ist nicht Eure Sache, Veit!“ höhnte der Rothe, „sondern die des Syndics, an den lautet der Befehl.“

„Ich kann nicht gehen, Niklas,“ seufzte der Förster, dem es unaussprechlich leid that, auf eine so große Freude verzichten zu müssen.

In diesem Augenblicke trat der Sergeant herein.

„Was soll das Zaudern?“ fragte der grobe Elsässer. „Sollen die Vögel erst ausfliegen, ehe wir sie fangen?“

„Andres!“ rief der Alte seinem Sohne zu, der wie eine Leiche

dasaß und die Hände krampfhaft gefaltet hatte. Obwohl er überzeugt war, wie Veit, daß Alles erlogen sei, so dachte er an Engels Schrecken, und das lag centnerschwer auf seinem Herzen.

„Rufe den Adjuncten!“ befahl der Vater.

„Herr Syndic, das geht nicht,“ sprach der Rothe. „Euer Andres sagt's der Engel gewiß. Schickt einen Anderen, oder ich will selber gehen.“

Der Alte sah die Richtigkeit der Bemerkung des rothen Niklas ein. Veiten, der sich wegschleichen wollte, vertrat der Sergeant den Weg.

„Du bleibst hier!“ befahl er; „denn Dein bleiches Gesicht sagt mir, Du willst auch den Falschen machen. Zurück!“

Der Rothe eilte hinweg, und nach wenigen Augenblicken trat der Adjunct herein, der nun den Befehl erhielt, den Schmied, die Engel und die beiden Deserteure sofort zu verhaften.

5.

In dem Häuschen der Wittwe Wallauer herrschte ein Frieden an jenem Tage, an dem der Rothe seinen Streich ausführte, wie er nur da walten kann, wo reines Bewußtsein, lautere Frömmigkeit und Genügsamkeit dauernd wohnt. Die Blinde spann in ihrer heimlichen Ofenecke, und Engel saß wieder an ihrem Platz und spann manchen Seufzer hinein in die zarten, feinen Fädchen, welche sie zog. Was ihr Herz preßte, war nicht Angst, nicht die Furcht vor einer Entdeckung ihrer Schützlinge, — es war der Gedanke an die Trennung von Martini (denn so hieß der Crefelder), welcher ihr erzählt hatte, daß er einer armen Wittwe Sohn sei, die zu ernähren ihm als eine Lebensaufgabe gelte. Und diese Trennung stand so nahe bevor. Der Schmied sprach mit aller Bestimmtheit und Sicher=

heit, daß am Morgen des 1. Januar 1814 die Deutschen über den Rhein gehen und das wurmzerfressende Franzosenthum zerstören würden; der Tag war nahe, — sehr nahe.

Ach, sie beneidete die glückliche Marie nicht, die den Mann ihrer Wahl nicht zu verlieren fürchten mußte; sie gönnte ihr ja das Glück so gerne! — aber — in ihrer Brust wohnte die reinste, treueste Liebe zu Martini, und er — schied in die Heimath zur verlassenen, darbenden Mutter; das wußte sie, und ihr Glück zerrann für immer. Ihn wiederzusehen, durfte sie nicht hoffen. Warum nicht? flüsterte eine Stimme in ihr. Warum nicht? — Zwar schweigt sein Mund und das Wort: „Liebe" ist nicht über seine Lippen gegangen, weil eine fast jungfräuliche Schüchternheit ein Grundzug seines Wesens ist, — aber redet sie nicht aus seinen treuen Augen eine so verständliche Sprache? Thut nicht seine seelenvolle Dankbarkeit sie kund? Ruht nicht sein vielsagender Blick auf mir mit einem Ausdrucke, der tief in die Seele mir dringt und die Gluth mir auf die Wangen treibt? Drückt er mir nicht oft die Hand so bedeutsam, daß ich sie rasch ihm entziehen muß?

Diese Fragen waren der Gedankenkreis, in dem sich Engel jetzt und oft bewegte, und die süße Hoffnung eines liebenden Herzens regte manchmal die Schwingen gar fröhlich; aber Zweifel stiegen dann wieder auf, nagende, quälende Zweifel, und sie wagte nicht, sie ihrer Marie zu sagen, die nur necken konnte, die auch jetzt nur an sich und an ihr Glück dachte und für Anderes keinen Sinn hatte. So spann sie ihre Hoffnungen und ihre Sorgen hinein in die Fäden ihres Gespinnstes, und nicht selten rann eine klare Perle aus dem schönsten Auge, — die Niemand sah.

Droben in der Stube saßen die beiden Jünglinge bei dem alten Schmied, während Marie drüben im Hause wirthlich thätig war.

Der Schmied brachte neue Nachrichten, und bedeutungsvolle.

„Ein Schmuggler sagte mir," fuhr er in seiner eifrigen Rede fort, „drüben überm Rheine rücke der preußische General von

Hühnerbein, sagt' er, gegen Caub vor. Ihr wißt ja, das liegt dort in den Bergen an der Pfalz. Dort, sagt' er, wolle Blücher übergehen, und die Russen, greuliche Kerle mit langen Bärten, arbeiteten schon bei Weisel an einer Brücke. Doch, mein' ich, der Bursche habe mir Eins aufgebunden."

„Warum denn," fragte Martini mit großer Theilnahme.

„Ja, lacht nicht, Herr Martini," erwiederte der Schmied; „er sagte, die Brücke sei von Linnen-Tuch."

Der Gegenstand wurde nun mit Eifer besprochen.

Die Deserteure stellten es in entschiedene Abrede und der Schmied auch; denn kupferne Pontons kannten alle Drei als allein geeignet für solche Flußübergänge.

Noch war dies Gespräch im Gange, als plötzlich ein gellender Schrei aus der unteren Stube vernehmlich in ihre Ohren drang.

„Was ist das!" rief der Schmied, „war das nicht Engelchens Stimme? Sollt' ein Unglück geschehen sein?"

Martini erblaßte, und Schraudt, so hieß der Solinger, sprang auf, um mit dem Schmied hinabzueilen.

„Seid ruhig!" rief der Schmied und eilte hinaus; aber auf der Stiege schon kam ihm der Sergeant entgegen und, das lange Bajonnett ihm vorhaltend, donnerte er ihm sein „Halt!" zu.

Der Schmied prallte zurück, und ein Todesschrecken ergriff ihn. Er wollte zur Stube eilen; aber es war zu spät.

Die Jünglinge waren, als sie das Waffengeräusch hörten, zum Fenster geeilt und hatten gesehen, wie rings das Haus umstellt war. Der Gedanke an Flucht wäre eine Thorheit gewesen.

Die Franzosen drangen mit Brutalität in das Gemach und fesselten die Deserteure an einander, indem sie die Armen mit Hohn und Spott übergossen. Kolbenstöße blieben nicht aus, als Ausleger ihrer Gesinnungen.

Unter der Thüre stand der Rothe und sah mit seinen glühenden

Katzenaugen den Schmied an, als wollte er ihn durchbohren und sagen: Jetzt vergelte ich Dir!

Dieser jedoch ermannte sich bald wieder; er sah ihm fest in's Auge.

„Diesmal ist der Sieg Dein, rother Hallunke!" rief er aus, und seine nervigen Fäuste ballten sich, „aber — —"

„Für das „Aber" ist gethan, Alter!" höhnte der Rothe. „Die Proclamationen könnt Ihr in Simmern lesen, oder —"

„Schweig, Du Bosfeind!" rief ihm der Schmied zu, „Dein Judasstreich wird nicht unbelohnt bleiben. Kann ich's nicht, so rufe ich Gottes Gerechtigkeit über Dich!"

Der Sergeant stieß ihm den Kolben in die Seite.

„Willst Du schweigen, alte Mähre!" herrschte er ihm zu. „Ich denke, die bleiernen Eier werden Dir bald Deinen Mund stopfen. Das sind gewiß die letzten Deserteure, die Du versteckst."

„Ich fürchte die Kugeln nicht," sagte mit Stolz der alte Mann. „Ich habe sie zu oft um meinen Kopf pfeifen hören, als daß sie mir fremd sein sollten; aber von der Hand solcher Henkersknechte zu fallen, ist allerdings schwer für einen alten Soldaten."

Ein derber Schlag des Elsassers machte ihn verstummen.

Seine Hände wurden gefesselt.

„Marsch!" donnerte der Elsasser, und die Soldaten stießen die drei Gefesselten vor sich her, die Stiege hinab.

Ein herzzerreißender Anblick bot sich ihnen hier dar.

Die Blinde raufte ihr schneeweißes Haar, und aus den lichtlosen Augen schoß ein Strom von Thränen. Ihre Lippe zitterte. Sie vermochte kein Wort zu sprechen. So saß sie in ihrem Lehnstuhl, ein Bild des Jammers, das selbst den Rothen so sehr erschütterte, daß er sich unwillkürlich abwandte und wegschlich.

Engel saß, ein bleiches Todtenbild, mit geschlossenen Augen da, Thränen quollen unaufhaltsam hervor. Auch ihre Hände waren gebunden.

„Mit der alten Nachteule," sagte der Elsasser, „will ich mich

nicht plagen. Die hat schwerlich Schuld an der Geschichte. Aber Du, mein schönes Täubchen, mußt mit; denn Dir sind gewiß die Bursche an's Herz gewachsen!"

In diesem Augenblicke stürzte mit fliegenden Haaren Marie herein. Sie schrie wie eine Wahnsinnige und stieß die Soldaten zurück.

„Vater! mein Vater!" rief das Mädchen aus. „O, mein Schraubt! Wo seid Ihr? Was wird aus Euch?"

„Nichts weiter," sprach lachend der fühllose Sergeant, „als Galgenvogelspeise, Vogelscheuchen oder so etwas."

Die Soldaten drängten sie zurück, und ohnmächtig sank die Verzweifelnde zur Erde, wo einige herbeigeeilte Nachbarinnen sie aufhoben.

„Marsch!" donnerte noch einmal der Sergeant, und die Soldaten zogen mit mehr Schonung, als ihr roher Führer bewies, die bleiche Engel empor. Die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte, welche selten der Franzose verleugnet, zeigte sich auch hier. Viele sahen mitleidig auf das schöne Mädchen.

Engel sank vor ihrer Mutter nieder. „Mutter," rief sie, „segne Dein Kind!"

Die Alte legte ihre zitternden Hände auf Engels Haupt, und in diesem Augenblicke verklärte sich ihr Angesicht. Es trat eine wunderbare Ruhe in die vorher von Angst entstellten Züge.

„Gott segne Dich, mein Kind!" sprach sie in einem Tone, der selbst den rohen Sergeanten überwältigte, daß er einen Schritt zurücktrat.

„Gott segne Dich, mein Kind! Verzage nicht! Der Herr sucht uns heim. Die Prüfung ist schwer; aber Er hilft sie auch tragen, der sie auflädt."

Engel barg ihr Antlitz in der Mutter Schooß und weinte.

„Ach, wer wird für Euch sorgen, wenn ich nicht bei Euch bin?" rief sie, das Gesicht erhebend, aus.

„Der, welcher auch die jungen Raben speist!" sprach fest und vertrauensvoll die Blinde.

Engel schwieg und faltete betend die Hände, die unter dem Gelenke gebunden waren.

„Kind, achte die Schmach nicht!" fuhr die Blinde fort. „Sie wird Dir zum Heile dienen. Bete! — Der hört, zu welchem die leidende Unschuld fleht. Fluche nicht den Feinden, die uns elend gemacht! Der Herr sei Richter zwischen ihnen und uns! Nun gehe, Gott wird mit Dir sein!"

Die Soldaten standen stille da. Die Gewalt dieses Auftrittes hatte ihre Herzen ergriffen, und selbst alte Schnurrbärte, die nicht eine Sylbe von dem verstanden, was die Blinde sprach, fühlten das, was hier vorging, und zeigten eine Rührung, welche bewies, wie auch das roheste Gemüth sich nicht alles besseren Gefühls entäußern und selbst durch die Macht entmenschender Einflüsse nicht ganz dessen beraubt werden kann, was als himmlischen Funken der Schöpfer in die Seele gelegt.

Sanfter, als es von seiner Rohheit zu erwarten gewesen, zog der Sergeant das Mädchen empor.

Getrösteter erhob sie sich, küßte die unglückliche Mutter und folgte wie das Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird, an des Schmieds Seite den Soldaten. In ihrem Pathen fand sie ihre Stütze; aber der Schmied war selbst erschüttert und gebeugt, — denn als den Urheber all' dieses Jammers mußte er sich anklagen. Das preßte sein Herz heftig, das raubte ihm all' seine Kraft. Er sah nun all' sein Glück in Trümmer fallen; denn daß er würde erschossen werden, schien ihm sicher; daß Schraubt nach harter Strafe wieder in ein Regiment gesteckt würde, war außer Zweifel. „Arme Marie," seufzte er leise, „wer wird Deine Thränen trocknen?" Blickte er auf Engel, und dachte auch ihrer verlassenen Mutter, so wollte ihm schier das Herz bersten. Er hatte sie ja auch in diesen Jammer gestürzt. Der alte Mann, den man stets gefaßt und

ruhig zu sehen gewohnt war, ging jetzt gebeugt dahin. Sein Kind durfte er nicht mehr sehen, das verbot der Elsasser mit rauhen Worten.

Einen Blick voll unaussprechlichen Jammers warf er auf seine Wohnung, — dann wandte er sich ab und schritt vorüber; aber ein Blick, den er zum Himmel sandte, sagte mehr als Worte.

Das ganze Dorf rannte zusammen, als die Kunde von dem Ereignisse durch die Häuser lief. Auf dem Schauplatze, wo Bosheit und Tücke einen so schmählichen Sieg feierte, standen Haufen weinender Frauen, zornig blickender Männer. Nicht wenig Fäuste waren geballt, und aus den Augen sprach's Laßt uns sie befreien!

Der Schmied sagte zu den Frauen: „Sorget für Engels Mutter und für mein Kind!"

Antworten konnten sie nicht vor Schluchzen; aber sie nickten Alle eine Zusage, die sicherer war als Brief und Siegel.

Und zu den Männern wandte er sich, denn er las in ihren Blicken, Mienen und Geberden, was in ihren Seelen vorging, und wußte, daß ein Funke eine Flamme hervorrufen könnte, die Allen Verderben bringen mußte.

Er sah sie an und schüttelte bedeutsam den Kopf. „Begeht keine Thorheit," flüsterte er Veiten zu; „aber hilf Du sorgen für die Verlassenen," und Veit drückte schmerzerfüllt seine Hand.

Was aber zehrend im Innern lag, forderte einen Ausfluß.

Während die Unglücklichen dahin geführt wurden, und dieser Zug einem Leichenzuge glich, warf sich der Zorn der Bauern auf den rothen Judas, wie ihn der Schmied genannt hatte. Veit, der den Zusammenhang mittheilte, bezeichnete ihn als den Verräther. Hätte sich der Verworfene nicht versteckt gehabt, so hätte wohl der erzürnte Haufen eine Rache an ihm vollzogen, deren Bitterkeit in leichter Bestrafung keine Befriedigung gefunden haben würde. Vergebens aber suchte man ihn, und der eigene Vater sprach seinen Fluch

über ihn aus, weil ihn die verworfene That empörte. In seinem Hause wollte er ihn nicht dulden, sprach zornglühend der Vater.

„Mag er seine Schmach hinaustragen in die Welt!“ rief er aus, „meinem Hause soll er weder die Schmach, noch den Fluch bereiten, daß es ihn herberge!“

Eine dumpfe Stille lag auf dem Dorf. Jedes Herz fühlte das Unglück, als ob es nahe davon berührt sei. Engel war von Allen geliebt, und wie sehr man den Schmied achtete, bewies sich erst jetzt.

Nur Einer, selbst noch heimgesucht mit Weh und Leid, saß in seinem Lehnstuhl und lachte satanisch in sich hinein. Es war der Förster.

Seine Seele empfand eine wohlthuende Befriedigung, daß sein Erbfeind nun endlich einmal von einem Schlage getroffen worden war, der ihn bis zum innersten Sitze des Lebens verwundete, — vielleicht für immer aus dem Wege räumte. Mancher Versuch, ihm beizukommen, war ganz vergeblich gewesen; jetzt spielte ein Anderer seine Rolle, und er konnte sich des Erfolges freuen. Selbst von einer anderen Seite kam ihm das Ereigniß willkommen. Von Veit wußte er, daß sein Andres Neigung für Engel fühle. Jetzt, wo Schmach und Schande sie getroffen, sie vielleicht lange im Kerker sitzen mußte, fiel des Alten Furcht weg, daß diese Neigung ernsterer Art werden könne. Andres erkannte gewiß, daß er den Gedanken an das Mädchen aufgeben müsse. So dachte der Förster, weil er es wünschte; aber er kannte seinen Sohn nicht. Andres fühlte, er berechnete nicht, und je verschwiegener dies Gefühl in seiner Brust lag, desto tiefer wurzelte es; je mehr es das Einzige war, was ihn erfüllte, desto größer war seine Macht.

Engel war gefesselt vorübergeführt worden. Dieser Anblick warf ihn nieder. Es war Nacht in seiner Seele geworden, und kein Lichtstrahl erhellte sie. Als er Veit bestürmte mit seinen Fragen über der Jungfrau mögliches Schicksal, zuckte dieser die

Achseln und meinte, sie würde wohl langes Gefängniß als Strafe erdulden müssen. Das beugte ihn vollends nieder. Anfänglich war er keines klaren Gedankens fähig. Als er aber ruhiger wurde, durchkreuzten abenteuerliche Rettungspläne seinen Kopf. Die Thatkraft fehlte ihm und er sah sie alle wie bunte, leere Seifenblasen zerplatzen. Die Nacht, die sich frühe auf alle die bewegten Herzen senkte, brachte ihm keine Ruhe, keinen Frieden.

Engel und der Schmied begrüßten sie freudig; Engel, weil ihr Schleier sie den Augen der Menschen entzog; der Schmied, weil er nun ungestört seinen Empfindungen sich hingeben konnte. Alle waren still auf ihrem traurigen Wege. Die beiden Deserteure waren von ihnen getrennt. Sie gingen, enger von Soldaten umschlossen, weit vor ihnen her. So lange es hell war, sandte oft Martini kummervolle Blicke auf die zurück, die so Vieles für ihn litt.

Niemand sprach ein Wort. Selbst der Elsaßer ging neben den Deserteuren schweigend hin. Nach dem, was er in dem Dorf erlebt, hätte er es nicht ungerne gesehen, wenn der Greis und das Mädchen entsprungen wären; aber daran dachte Niemand. Engel ging ruhiger den Dornenweg, weil sie sich unschuldig wußte vor Gott. Sie hatte ja nur der Stimme der Barmherzigkeit Raum gegeben und jener Liebe, die retten und wohlthun lehrt, die aber auch Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft.

Ihrer Mutter Segen gab ihr Muth; ihr Gebet Kraft, zu dulden. Was sie quälte, war — Martini's Geschick, und das Schraudt's, mit dem das ihrer lieben Marie so eng verbunden war. Sie empfahl Gottes Gnade ihre Geliebten, und der Segen des Gebetes wurde ihr zu Theil in ihrem Herzen.

Auch der Schmied errang größere Ruhe auf gleichem Weg. Er sah nach oben, wo jetzt die Sterne aus dem tiefen Dunkel des Himmels hervortraten, und sprach leise in sich hinein: Soll mein Blut als Sühneblut fließen, so sei's in Gottes Namen. Ich hab'

es gut gemeint, und kein Verbrechen lastet auf meiner Seele. Gott wird für Marie sorgen!

Und als er das sich gesagt, schritt er fester fürbaß in die Nacht hinein.

Es war spät, als sie Simmern erreichten, und es fiel den Soldaten sehr auf, daß in der Stadt eine seltsame Unruhe bemerklich war, die sehr mit der Ruhe im Widerspruche stand, in welcher sie sie vor wenigen Stunden verlassen. Man bemerkte ein Hin- und Herlaufen der Beamten wie der Soldaten. Besonders auffallend war dies in der Unterpräfectur.

Der Sergeant lieferte seine Gefangenen an den Gefangenwärter ab. Die Thüren schlossen sich hinter ihnen. Der Sergeant eilte, dem Obersten zu rapportiren, wie er seinen Auftrag ausgeführt.

Mit Erstaunen sah er im Quartiere des Obersten die Hast, womit man packte. Als er zum Obersten eintrat und seinen Rapport begann, rief ihm dieser zu: „Schweig' nur; wir haben jetzt Anderes zu thun, als uns um die Marodeurs und Deserteurs zu bekümmern. Geh' zum Adjutanten!"

Dort vernahm er die Ordre, sich bereit zu halten, jeden Augenblick aufzubrechen, da die Deutschen wohl noch in dieser Nacht über den Rhein setzen würden. Das war nun freilich ein blinder Lärm. Es war die Nacht des 30. December; allein der Zustand in der Stadt blieb sich völlig gleich am anderen Tage. Die Kassen wurden fortgebracht. Der Unterpräfect war von Coblenz mit derselben Nachricht zurückgekehrt, und auch er rüstete sich zum Abzuge. Die Douanen vom Rheine trafen in Schaaren ein. Niemand dachte an die Gefangenen; Niemand fragte nach ihnen. Man war mit der eigenen Sicherheit und Rettung zu sehr beschäftigt; aber was man früher erwartet, das ereignete sich am Morgen des 1. Januar 1814.

Blücher's Heer war auf dem Gebirge des rechten Rheinufers zusammengezogen worden und erstreckte sich in seinen Standorten

von Caub bis Wiesbaden hin. Der Vortrab des Generals von Hühnerbein war vorgeschoben bis zu dem Dorfe Weisel, wo die Russen die Brückenschiffe gefertigt und mit getheertem Segeltuche die Eichenrippen überzogen hatten. Am Abend des letzten December wurden die Truppen dem Rheine näher gerückt. Lützow's wilde, verwegene Jagd bildete den Vortrab und war bestimmt, zuerst den Fuß auf das französische Ufer zu setzen.

Blücher selbst war mit seinem Stabe bei Weisel eingetroffen. Als die Nacht herabsank, füllten sich die engen Gassen des Städtchens Caub mit Truppen. Kopf an Kopf standen sie, und doch herrschte eine Grabesstille. Auf dem linken Ufer hätte man glauben sollen, alles Leben in Caub sei erstorben; denn kein Licht war am Rheine sichtbar, wo doch die stattlichen Häuser ihre Fronte dem jenseitigen Ufer zuwenden. Man konnte deutlich das Plätschern der leichtbewegten Rheinfluth herüber hören. Doch bald vernahm man einen dumpfen, fernem Donner nicht unähnlichen Ton. Es waren die Munitionswagen, welche den Berg herabkamen, und nun erst hörte man auch Waffenklirren und den Schlag der Hufe; denn immer mehr breiteten sich die Streiter am Rhein aus, um den nachrückenden Russen Raum zu geben.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde schlug, stießen die Schiffer ihre Kähne in die Fluth. Lützow's Jäger sprangen hinein. Pfeilschnell durchschnitten sie den Strom und erreichten das jenseitige Ufer. Kein Feind war sichtbar. Kein Schuß machte die Landung streitig.

Kundschafter führten die Schaar über das Gebirge, um die in Bacharach stehenden Franzosen abzuschneiden, während die Kähne rastlos neue Streiter den ersten nachführten.

Die Jäger kamen zu spät. Der Feind hatte sich bereits zurückgezogen nach Simmern; aber die Macht der Deutschen war schon ansehnlich genug auf dem linken Ufer, um ihn zu verfolgen. Wohl kam es noch bei Rheinböllen zu einem kleinen Scharmützel, aber

die Franzosen hielten nicht Stich. Auch in Simmern, wo sie noch ansehnlich sich durch die kleinen Detachements verstärkt hatten, benutzten sie das Dunkel der Winternacht, um der rasch sie verfolgenden Macht der Deutschen zu entgehen.

Kaum graute der erste Morgen des neuen Jahres, als die Brücke geschlagen wurde, über deren leichtes Gebäude nun die Armee des greisen Helden zog.

Erst am Nachmittage verließ das Hauptquartier Caub, und am anderen Tage gegen Abend traf Blücher in Simmern ein.

Ueberall begrüßte der Jubel der Bevölkerung die Befreier. Selbst aus den fernen Dörfern eilte sie an die Landstraße, um sie zu sehen, ihre Grüße ihnen zuzurufen.

Unter diesen Zuschauern, die auch aus Erbach den Weg nicht gescheut, standen Zwei in leisem, aber lebhaftem Gespräch; es waren Andres und Veit.

Als nämlich die Kunde von dem Uebergange Blücher's in das Dorf kam, fiel ein Hoffnungsstrahl in die Seele des Jünglings. Seine Angst um Engel ließ ihn nicht mehr ruhen. Ihr Unglück war ein Wendepunkt für sein inneres Leben geworden. Die mädchenhafte Schüchternheit wich von ihm, und der Entschluß, Alles zu ihrer Rettung aufzubieten, gab ihm eine Entschiedenheit, die selbst nicht von den Drohungen eines rohen und heftigen Vaters besiegt werden konnte.

„Bis heute habt Ihr mich tyrannisch behandelt," sagte er fest zu dem Alten, „und mich geknickt. Ich bin mündig geworden und fühle, daß ich das Unrecht gut machen muß, das Ihr an Wallauer's, wenn auch ohne Euren Willen, verübt."

Der Alte starrte ihn an. Solcher Sprache hatte er sich nicht zu ihm versehen. Er wollte die ganze Gewalt seiner wilden und leidenschaftlichen Weise einsetzen; aber Andres schwieg und handelte. Er kleidete sich an und ging mit Veit.

„Blücher ist noch nicht in Simmern," sagte Veit zu ihm, —

denn er hatte einen Soldaten gefragt, — „aber er wird bald kommen.“

„So muß ich eilen!“ sagte Andres mit Bestimmtheit.

„Aber was willst Du thun?“ fragte Veit, nicht ohne Staunen über die Umwandlung des Jünglings.

„Ihn um Engels Befreiung bitten,“ erwiederte dieser mit ruhigem Nachdruck.

„Wenn aber die Franzosen sie mitgenommen, wenn sie nicht mehr in Simmern wäre?“ warf Veit ein, weil dieser Gedanke ihn selber quälte.

Andres sah ihn an mit einem Blicke, der Veit erschreckte.

„Das werden sie nicht gethan haben,“ sagte er. „Und wär' es geschehen, so folge ich ihr nach, bis ich sie finde.“

Er wandte sich und ging. Veit wollte ihn zurückhalten, aber er stieß seine Hand weg und verschwand in dem dichten Volksgedränge.

Als Andres in hastiger Eile Simmern erreicht, war sein erster Gang nach dem Schlosse. Er traf den Wärter. Eine Centnerlast fiel von seinem Herzen, als dieser ihm sagte, die Gefangenen seien noch alle da.

Frohlockend stürmte er in die Stadt zurück, wo eben unter dem Hurrahrufe der Soldaten und Bürger der Feldmarschall einzog.

Schon neigte sich der helle Wintertag zum Abend, als Blücher, umgeben von seinem Stab, in dem Saale des Hauses stand, wo er abgestiegen war. Ein Tisch stand in der Mitte, auf welchem Karten ausgebreitet lagen. Die glänzenden Uniformen seiner Umgebung warfen das Licht zahlreicher Kerzen zurück.

Unfern von dem Feldmarschall stand der Bürgermeister der Stadt, um Auskunft über Eins und das Andere zu geben.

Ein Adjutant trat jetzt zu Blücher'n und meldete, daß ein junger Mensch, dem Bauernstand angehörig, dringend um Gehör bitte.

Blücher befahl, ihn hereinzuführen, und Andres trat furchtlos vor den Feldherrn.

„Kennen Sie den Menschen?" fragte er den Bürgermeister der Stadt.

Dieser bejahte und gab kurz die nöthigen Erläuterungen über die Person und Familie desselben.

„Was willst Du, mein Sohn?" fragte ihn Blücher freundlich.

Wenn auch mit bebender Stimme, doch bündig und klar und mit der ganzen Wärme seines Herzens schilderte er das Ereigniß.

Blücher stampfte mit dem Fuß und rief: „Ist es wahr, Herr Bürgermeister?"

Dieser konnte die Angaben insofern bejahen, als er von der Einkerkerung gehört. Da jedoch die ganze Angelegenheit nicht in seinen Amtsbereich einschlug, so blieb ihm das Nähere unbekannt.

Noch einmal wandte sich Blücher an Andres. „Bürgst Du mir für die volle Wahrheit Deiner Aussage?" fragte er, und in seinem Auge loderte eine jähe Gluth.

Andres legte seine Rechte auf's Herz und betheuerte: „So wahr mir Gott helfe!"

Blücher winkte einem Adjutanten, sagte ihm einige Worte, und dieser entfernte sich mit Andres.

Kaum vermochten sie auf dem Wege nach dem Schlosse durch die Soldatenmassen durchzukommen, und immer noch ertönten Reiterfanfaren und Trommelschlag vom Thore her, neue Regimenter ankündigend, welche sich der Stadt näherten.

Endlich erreichten sie das Schloß. Als der Wärter den Offizier sah, klirrten schnell die Riegel, und der Schmied trat heraus. Er glaubte, nun gehe es zum Tod. Als er aber Andres erkannte, der ihm die Hand reichte, als das Wort: „Frei" deutsch aus dem Munde des Offiziers in sein Ohr klang, da wurde es ihm klar, wie es stehe, und die aufgegebene Hoffnung des Lebens drang wieder belebend in sein Herz.

„Wo ist Engel?“ fragte Andres.

„Wie,“ lachte der Adjutant, „habt Ihr hier Engel in Fesseln?“

„Wahrlich, ein Engel schmachtet hier,“ sprach der Schmied. „Ihr sollt selber sagen, ob ich lüge.“

Der Adjutant befahl, das Mädchen zu befreien.

Und als sie nun heraustrat, bleich war, aber gerade dadurch noch unendlich reizender, rief der Adjutant: „Wahrhaftig, Alter, Du verstehst Dich auf Beurtheilung. Ich stimme Dir unbedingt bei.“

Aber wie bebte sie vor dem Offiziere! Wie zitterte ihre Hand, als sie der Schmied ergriff und ihr zurief: „Wir sind frei, mein Kind! Wir sind frei! Und siehst Du, der Andres hat uns die Freiheit erworben. Gott strafe mich, wenn ich das ihm jemals vergesse!“

Engels dankbarer Blick ruhte auf ihm, und eine Gluth bedeckte sein Antlitz dem Mädchen gegenüber. Sie reichte ihm ihre Hand und dankte ihm. Dann sah sie sich forschend um.

„Aha,“ sagte der Schmied, „ich merke wohl auch, daß noch etwas fehlt.“

„Wo sind denn die beiden Deserteure?“

„Sie werden auch frei, aber zuvor muß ich sie dem Feldmarschall vorstellen,“ sagte der Offizier. „Er wird sie noch über Einiges befragen wollen. Euch aber,“ fuhr er fort, „möchte ich rathen, heimzueilen, wenn Eure Heimath nahe ist; denn hier drängen sich die Truppen diese Nacht unglaublich.“

Engel flüsterte dem Schmied etwas zu.

„Werden sie auch gewiß frei?“ fragte dieser darauf treuherzig den Offizier.

Dieser lachte. „Alter,“ sagte er, „glaub's auf mein Wort. Nun machet, daß Ihr fortkommt.“

Der Schmied zog Engel fort, die leise widerstrebte. „Komm'

nur," sagte er, „komm' nur, Kind. Wir haben eines Deutschen Wort, das ist mehr werth, als französische Eide. Morgen kommen sie uns nach, glaub's nur fest."

Und sie folgte mit pochendem Herzen und begleitet von Andres, der stille geworden war, und dem ein Wehgefühl durch die Seele zog, weil — Engel so kalt gewesen, kehrten sie auf weiten Umwegen heim, wo sie der jubelnde Willkomm der Ihrigen empfing. Andres schlich sich unbemerkt von dannen.

Die beiden Jünglinge waren, nachdem sie von dem Gefängnißwärter die Befreiung Engels und des Schmieds erfahren, dem Adjutanten zu dem Feldmarschall gefolgt. Sie mußten aber lange warten, bis sie vor ihn geführt wurden; denn hier wogte es von Offizieren aller Waffen, Adjutanten, kommenden und wegeilenden Ordonnanzen.

Endlich rief sie der Adjutant, welcher sie hergeführt, und nach wenigen Augenblicken standen sie vor dem Manne, dessen Namen schon ein Schrecken für die Franzosen war. Er forschte lange nach der Macht der Franzosen im Rheinland und dergleichen; allein Martini, welcher das Wort führte, äußerte sein Bedauern, daß er außer Stand sei, die gewünschte Auskunft zu geben, was er durch die Erzählung seiner Ereignisse bewahrheitete.

Der Feldherr war unmuthig, daß er nichts weiter erfahren konnte; allein er zweifelte auch nicht an der Wahrheit dessen, was ihm gesagt wurde. Das Gespräch abbrechend, fragte er nach ihrer Heimath.

Als sie diese genannt, fuhr er fort: „Warum habt Ihr eure Fahne verlassen?"

Martini sagte erregt: „Excellenz, es war unsere Fahne nicht. Man zwang uns, ihr zu folgen. Unsere Fahne weht vor unseren deutschen Brüdern her."

„Brav, mein Junge," sprach Blücher, dessen Züge sich unwillkürlich erheiterten. „Das ist die Sprache, die ich gerne höre,

Geht heim, Kinder, und macht diese Gesinnung in Eurem Berufe geltend."

„Nein, Excellenz," rief Martini mit schnell auflodernder Begeisterung, „ich mag nicht die Hände feig in den Schooß legen, wenn meine Brüder den blutigen Weg gehen für des Vaterlandes Freiheit. Nehmen Sie mich auf in Ihr Heer!"

Blücher lächelte beifällig und musterte des Jünglings schlanke Gestalt, indem er das linke Auge etwas zukniff.

„Wie mir's aber scheinen will, so kannst Du wenig ertragen, mein Sohn?" sprach er darauf.

„Ich bin stark, Excellenz," rief der Jüngling, „nur eine kurz überstandene Krankheit läßt mich schwächlich erscheinen."

„Bravo!" sprach der Feldmarschall und legte seine Hand auf Martini's Schulter. „Ich sehe, Dir ist's ein Ernst. Wähle Dir eine Waffe!"

„Lassen Sie mich unter den schwarzen Husaren fechten!" bat der Jüngling. „Ich war Husar und habe bei Leipzig gegen sie gefochten."

„Gewährt!" sagte Blücher heitern Antlitzes und rief den Adjutanten, ihm das Nöthige zu sagen. „Du bleibst einstweilen bei mir. Morgen wird sich das Nähere finden. Aber," fuhr er fort, „wie steht's um Deinen Kameraden?"

Schraubt machte ein Armesündergesicht und sah zur Erde.

Blücher fixirte ihn lächelnd und nicht ohne einen Zug von Satyre.

„Der hat keinen Heldenberuf," sagte er lachend, „und das Vaterland scheint ihm nicht an's Herz gewachsen?"

„Excellenz," entgegnete Martini, „urtheilen Sie milde; er hat seit drei Tagen eine schöne Braut hier in der Nähe, die sehnsüchtig seiner harrt."

„Ja, ja," lachte Blücher, „so sieht mir der Kerl gerade aus. Ich habe es ihm angesehen."

Einen Moment weidete er sich an Schraudt's Verlegenheit, dann sagte er:

„Na, geh' hin, mein Junge, und wenn Du Hochzeit hältst, dann trinke Eins auf meine und Eins auf Deines braven Kameraden Gesundheit!"

„Darf ich gehen?" fragte Schraudt höchst naiv. Der alte Held lachte, bejahte die Frage mit einem herzlichen: „Gewiß" und wandte sich zu den Offizieren, die unterdessen in lebhaftem Gespräch um die Karten gestanden.

„Willst Du wirklich wieder Soldat werden?" fragte leise der Solinger seinen Kameraden. „Was denkst Du nur? Es liegt ja nur an Dir, so hast Du auch eine Braut; denn die Engel hat Dich ganz erschrecklich lieb!"

Martini erröthete. „Laß das," sagte er tiefseufzend, „ich mußte handeln, wie ich gethan. Auch ich liebe Engel, und will's Gott, so sehe ich sie wieder. Sage ihr, daß ihr Bild mich begleite. Bitte sie, daß sie meiner in ihrem Gebete gedenke. Engel beten erhörlich. Bringe ihr diesen Ring, und sag' ihr, sie solle dabei meiner Liebe und Treue gedenken."

Er drückte Schraudt's Hand herzlich, und dieser eilte rasch von dannen.

Schon unter der Thüre faßte ihn aber die Schildwache, weil er französische Uniform trug, und der Adjutant mußte ihn befreien. Als er die Straße erreicht, verhüllte die Nacht sein Kleid, und es gelang ihm, in einem Bürgerhaus eine Unterkunft bis zum Morgen zu finden und, als dieser endlich kam, einen Kittel einzutauschen, der ihn den Bewohnern des Landes gleich machte.

6.

Wieder saßen Engel, der Schmied und Marie bei der Wittwe Wallauer, die in seliger Mutterfreude Engels Hand in der ihrigen hielt, und erzählten von ihrer Gefangenschaft und Befreiung durch Andres, als Veit hereintrat. Man sah es ihm an, daß er eine Neuigkeit zu bringen hatte.

„Was gibt's denn?" fragte der Schmied.

„Drüben im Forsthaus arge Geschichten," entgegnete Veit, indem er sich langsam niedersetzte. „Als gestern Abend der brave Andres in seines Vaters Stube trat, war ich gerade zugegen. Voll Freude über sein gelungenes Werk, erzählte er mir Alles. Hab' ich aber jemals einen Rasenden gesehen, so war's der Kümmel-Dietrich, als er des Sohnes Erzählung vernahm. Er schimpfte maßlos über den armen Jungen, weil er Euch befreit. Und als nach langem, geduldigem Schweigen der Andres sagte, er habe die Sünden seines Vaters gut zu machen begonnen, da ist der Alte aufgesprungen, hat in der Wuth auf seinen wehen Fuß getreten, als ob er gesund wäre, und hat eine Flinte von der Wand gerissen und auf ihn angelegt. Denkt Euch den Unhold! Da bin ich denn blitzschnell drein gefahren, habe den Lauf in die Höhe geschlagen, und die Kugel fuhr in die Decke."

„Großer Gott!" riefen die Frauen voll Entsetzen.

Der Schmied saß da wie eine Bildsäule; aber seine Augen rollten wie Feuerräder, und seine nervigen Fäuste waren krampfhaft geballt.

„Hast Du ihm nicht den Hals gebrochen, dem Unhold?" fragte er Veiten mit jener bebenden Stimme, die allemal ankündigte, wie es in seinem Innern stand.

Veit beachtete die zornmuthige Frage des alten Hitzkopfes nicht, sondern fuhr fort: „Ich dachte, was wird der Andres thun?" Aber der stand ruhig da und sagte: „Vater, Ihr habt das letzte Band

jetzt durchgeschossen, das mich an Euch knüpfte. Von heute an nennt mich nicht mehr Sohn."

„Der Alte schäumte. Er wollte nach einer zweiten Flinte eilen, die da hing, aber ich vertrat ihm den Weg und drückte ihn so kräftig in seinen Lehnstuhl, daß das Holz krachte. Da quoll ihm ein Blutstrom aus dem Munde, daß ich voll Schrecken zurückfuhr. Der Andres war hinausgegangen, ehe das geschah. Ich rufe nach Hülfe. Die alte Lisbeth kommt darauf herein, läuft aber heulend wieder hinaus, und das wollte kein Ende nehmen, bis er endlich todtbleich zurücksank. Ich war die Nacht bei ihm. Er redete irre. Gerechter Gott, was redet der Mensch! Heute früh ist er ganz hin; das Bein ist greulich entzündet. Ein Wundfieber raset in seinen Adern. Wenn er's bis Abend macht, lebt er noch hundert Jahre: aber ich glaube, er verendet bald."

„Mög' er zur Hölle fahren!" rief der Schmied aus.

„Nein, nein," sagte die Blinde, „so redet nicht, Gevatter; da redet kein Christ aus Euch. Gott sei seiner Seele gnädig! Amen."

Alle schwiegen, auch der Schmied. Nach einer Weile sagte er reumüthig: „Ihr habt doch immer Recht, Mutter Wallauer. Der böse Sinn ist immer noch mächtig in mir. Ja, ich sage auch: Möge Gott sich seiner erbarmen, um seines guten Andres willen."

„Habt Ihr denn auch schon gehört, Cumpeer," wandte sich Veit an den Schmied, „wie es mit dem rothen Niklas ging?"

„Nein," sagte dieser. „Marie hat mir Nichts gesagt. Die hat immer die Augen voll Wasser, weil ich den Solinger nicht mitgebracht! Da sitzen die Mädchen und seufzen alle beide, weil sie nicht wissen, was aus den Burschen geworden ist. Ich sage, sie sind frei und werden schon kommen; aber sie glauben's nicht. So sind sie aber Alle! Ich denke: wie werden sie frohlocken, daß sich unser Kreuz gewendet, unser Leid sich in Freude verwandelt hat; aber da sitzen sie nun heute Morgen an einem Stück und seufzen, als ob sie die Franzosen alle Beide todtgeschossen hätten. Und doch

ist's noch nicht halbweg Abend! Wie ist's denn mit dem Judas?"

„Ei," entgegnete Veit, „sein Vater fand ihn am Abend in seinem Bett, wo er sich stellte, als schliefe er. Ihr wißt, der versteht wenig Spaß. Da gab's denn eine Hetze, daß es eine Art hatte, und der Vater kündigte ihm an, mit dem grauenden Tage müsse er fort, er dulde keinen Judas in seinem Hause. Da ist er denn fort und hat sich in Bingen in die Post verdingt, und der Alte will nichts mehr von ihm wissen."

„Auch gut," sagte der Schmied, „ob's gleich viel zu gelinde für ihn ist. Er sollte —"

„Haltet ein," besänftigte die Blinde, denn sie merkte, daß wieder der wilde Sinn des alten Soldaten auflodern wollte. „Ueberlaßt ihn Gott und seinem Gewissen."

„Ja, ja, gute Mutter," sprach ruhiger der Schmied, „das wollen wir auch; aber ich danke Gott, daß eben sein Gewissen nicht in mir steckt. Es mag übel darinnen aussehen, wahrhaftig übel!"

Die Blinde erzählte nun, wie freundlich die Bauern gegen sie gewesen; wie Marie Engels Stelle ersetzt habe, und wie sie zusammen geweint und sich zusammen getröstet hätten.

„Ach ja," sagte Marie, „sie hat immer gesagt: „sie kommen wieder;" und Gott vergebe mir meinen Kleinmuth und Verzweiflung in der Stunde der Noth. Gottlob! es ist wahr geworden!" Aber dabei seufzte sie so tief, daß man wohl sah, wie noch ein Stein auf dem Herzen lag, und Engel fiel ihr um den Hals, damit die Männer die Thränen nicht sähen, die aus ihren Augen hervordrangen und die sie zu beherrschen nicht im Stande war.

Die Blinde seufzte, denn ihrem scharfen Gehöre war es nicht entgangen, daß ein großer Schmerz des Mädchens Brust hob und ihr Seufzer auspresse.

Als es Mittag vom Kirchthurme läutete, kam ein Fremder auf das Haus zu, der einen blauen Kittel trug. Niemand erkannte ihn;

als er aber die Thüre öffnete, schrie Marie laut und stürzte ihm entgegen. Es war Schraudt. Die Thränen des Kummers wurden zu Freudenthränen an der Brust des Geliebten, und aller Schmerz war vergessen. Auch der Schmied sprang auf und drückte seine Hand in rechter Vaterfreude; denn diese Rückkehr zeigte, wie treu sein Herz und wie innig seine Liebe zu Marie sei.

Aber dort in der Ecke saß Engel mit gefalteten Händen, und über ihre lieblichen Züge legte sich die Blässe des Todes — denn Schraudt war ja alleine, ganz alleine, gekommen — und er nicht, den ihre Seele liebte!

Als der Freudensturm einem ruhigern Verkehre die Stätte räumte, und der Solinger neben seinem schönen Bräutchen saß und mit seinen Händen die ihrigen hielt, da fragte der Schmied: „Wo ist denn Martini?"

Jetzt erst blickten sie Alle unwillkürlich auf die bleiche Engel, die schnell das Antlitz in ihre Schürze barg und in ein leises Schluchzen ausbrach, und das tiefste Mitleid bewegte die Herzen.

Schraudt begann wahrheitstreu den Vorgang vor dem alten Blücher zu erzählen. Alle hörten mit gespannter Erwartung zu, und als er zum Schlusse kam und Martini's Worte wiederholte, reichte er dem weinenden Mädchen das Reislein von Gold dar.

Sie nahm es, stand auf und wankte hinaus, und die Blinde richtete die lichtlosen Augen nach oben und sagte leise: „O, Herr, hilf, daß nicht das arme Herz bricht!" Marie aber eilte ihr nach.

Es trat eine Stille ein, daß man den Holzwurm im Getäfel am Fenster konnte nagen hören. Niemand wagte, sie zu unterbrechen. Der Schmied sah starr auf den Boden. In seinem Innern quälten ihn jetzt bittere Vorwürfe. Wäre er geblieben, bis auch die Fesseln der beiden Deserteure gelöst gewesen, so wäre Martini nicht Soldat geworden, sagte er zu sich selbst. Hatte er ja doch gedrängt zur Heimkehr, als Engel noch zögern wollte! Das fiel jetzt auf des Schmieds Seele und preßte sie heftig. Ach, an

dem Mädchen hing ja sein Herz wie am eigenen Kind. Engels Freude war die seine, ihr Leid empfand er wie das eigene.

Als er sich aber von Schraubt noch einmal Alles hatte ruhig erzählen lassen, sagte er zur Blinden: „Mutter Wallauer, wenn ich es so recht überlege, so hat der Junge ganz nach meinem Herzen gehandelt. Ich will Schraubt damit nicht wehe thun; denn Einer ist nicht der Andere, und eine Braut ist ein überzeugender Grund; aber ich hätte auch wie Martini gehandelt. Ehrenhalber konnte er nicht anders."

Die Blinde hatte das Spinnen ruhen lassen. Sie stützte das Haupt in ihre Hand und sagte mit tiefer Bewegung:

„Es mag sein, Gevatter. Ihr Männer habt wohl andere Rücksichten und Gedanken, als wir; aber meine arme Engel! Ach, sie hat ihn so liebgewonnen; das merkte ich an ihren Reden, an ihrem Wesen, und ich ahnte wohl, daß ein großes Unglück hereinbreche über mich und mein armes Kind. Möge Gott ihr tragen helfen und überwinden!"

„Ich hab' einen guten Glauben an diesen Menschen. Er wird nicht spielen mit einem so guten Herzen. Zwar macht sich das Stadtvolk nichts daraus, ob es ein Herz bricht, lacht wohl noch über die Einfalt, die es eben gehänselt hat; aber so sieht er mir gar nicht aus."

„Wer kann das sagen, Schmied," erwiederte die Blinde. „Nun ist er wieder im wilden Kriegsleben. Kann ihn nicht eine Kugel treffen? Auch kennt Ihr ihn ja so wenig, daß Euer guter Glaube an ihn auf gar schwachen Beinen steht."

Der Solinger sagte: „Ich stimme mit meinem Schwiegervater. Der Martini ist ein feiner Mensch, und ich glaube, er hat einen vornehmen Stand absichtlich verborgen."

„Desto schlimmer," fiel die Blinde ein. „Ach, die vornehmen Leute mögen nicht ein Bauernkind in ihren Kreis als Tochter

nehmen. Sie schämen sich ihrer, und wär' sie ein noch besseres Kind, als meine Engel."

„Thut nichts," fuhr der Solinger fort; „er ist ein treues Gemüth. So verschwiegen er auch hier war, so wenig er seine Liebe zu Engel blicken ließ, der er ja niemals ein Wörtlein sagte, so hat er doch im Gefängnisse mir gebeichtet, wie lieb er sie habe und wie er ohne sie nicht glaube leben zu können."

„Wären's nicht so Reden, wie sie die Stadtherren aus den Büchern lernen, die sie lesen, so wollte ich ja gerne darauf bauen; aber — aber — —" die Blinde schwieg.

„Quält Euch nicht," sprach der Schmied aufstehend. „Er hat ihr ein Ringlein geschickt, das bindet. Und sollt's so sein, daß er untreu würde, so springt das Ringlein entzwei, und dann verdient er's nicht, daß Engel um ihn weint. Sie ist ein fromm und verständig Kind."

Veit hatte stille zugehört. Er schüttelte den Kopf leise und sah den Schmied bedeutsam an.

„Du," hob jetzt der Schmied an, indem er ihn fest in's Auge faßte, „kannst nicht gut schweigen. Du hast hier Dinge gehört, die nicht für Allermanns Ohren sind. Zeig', daß Du, wo's gilt, ein Schloß an Deinen Mund legen kannst. Hier im Haus ist Weh genug. Laß es diesseit der Schwelle, oder mit unserer Freundschaft hat's für immer ein Ende."

Veit reichte ihm seine Hand. „Cumpeer," sagte er, „ich kann schweigen, wo es gilt, und Gott weiß es, ich habe die lieb, der es hier gilt. Ich meine solche Liebesgeschichten, die vergingen. Der liebe Gott hat in seiner Apotheke einen Balsam gemacht, der heilt Alles, — ich meine die Zeit. Was sollte die Engel auch mit dem Stadtburschen thun, der nicht ackern und nicht pflügen kann? — Wenn sie auch nicht reich ist, so hat sie ein Gesichtchen wie Milch und Blut, eine Gestalt wie ein Tanne und ein Herz wie ein Engel.

Arbeiten hat sie gelernt und läßt's nicht fehlen. Da wird sie schon ihre Gelegenheit finden, auch ohne den Deserteur."

„Da hast Du Recht, Veit, und der Mutter Segen baut den Kindern Häuser," sagte der Schmied; „aber die Engel ist kein leichtsinnig Ding. Da liegt der Hund begraben!"

„Laßt's ruhen," versetzte Veit bedeutsam. „Ich weiß, was ich weiß, und sind einmal zwei Augen zu, so werdet Ihr etwas hören, woran Ihr jetzt nicht denkt."

Er ging zur Thüre hinaus mit einem Gesichte, das so eigenthümlich drein sah, daß der Schmied bei sich dachte: was mag der doch wollen?

In Wallauer's war eine stille Trauer eingekehrt. Engel trug ein Weh in ihrer Brust, das an ihrem Herzen nagte. Das Ringlein hing an einer Schnur um ihren Hals, und viel tausend Mal hat sie's besehen und heimlich an die Lippen gedrückt. Marie belebte die Hoffnung in ihrem Herzen. Sie plauderte mit ihr von ihm, sie malte ihr eine glückliche Zukunft, deren Bild sie von sich selber conterfeite, und ihrem Glück.

Aber die Mutter ließ oft Worte fallen, welche Engels Thränen hervorriefen. Sie wollte sie an ein Entsagen mahnen, weil sie nicht an des jungen Menschen Treue glaubte. Die Zeit milderte viel, wie Veit richtig vorhergesagt; aber Engels Züge trugen einen rührenden Ausdruck innern Wehes, daß Jedermann erkannte, ihr Herz leide. Die Wangen waren bleich, und das Auge blickte so traurig.

In des Schmieds Häuschen glühte die Esse, und die klingenden Hammerschläge, das schneidende Tönen der Feile zeigten an, daß sich da eine frische Thätigkeit rührte. So war's auch. Der Solinger regte sich mit dem Alten, der wieder jung wurde, und die Kundschaft floß herein wie ein Strom. Der Junge machte aber auch Schneidegeschirre, das schnitt wie Gift, und seine Aexte

und Beile waren gehärtet, daß man Steine damit zerhauen konnte, und doch waren die Schneiden so zart wie Rasirmesser.

Vor vierzehn Tagen war Hochzeit gewesen, und zwei glücklichere Gatten trug die Erde nicht.

Aber diese Hochzeit! In die Freude klang ein Trauerton hinein, der in den befreundeten Herzen nachklang. Saß doch Engel so bleich und so stille da. Lag doch in ihrem Lächeln etwas so Wehmüthiges und Tiefergreifendes, daß sie es Alle fühlten, und jede laute Aeußerung der Lust, jede neckische Hänselei der rosigen Braut unterblieb, wie weh es auch Manchem that, der ihr nach alter Sitte gerne listig den Schuh vom kleinen Fuße wegstipitzt hätte. Das Alles unterblieb aus einer Schonung, einem Mitleid, welches in der Liebe und Achtung wurzelte, welche Jeder gegen die sanfte Engel empfand.

Nur einmal wurde sie tief bewegt, und es perlte unwillkürlich eine Thräne in das Glas.

Schraudt nämlich stand auf und nahm sein Glas, in welchem Rheinwein glänzte.

„Als ich," sagte er, „von dem Feldmarschall Blücher in Simmern entlassen wurde, da sagte er: „Hältst Du Hochzeit, Bursche, so trink' Eins auf mein Wohl, und Eins auf das Deines braven Kameraden." Ich habe das Wort nicht vergessen, und so segne denn Gott den alten Marschall Vorwärts und den wackern Kameraden, und gebe Beiden heute einen guten Tag!" Er leerte sein Glas.

„Bassa manelko!" rief der Schmied aus, „Jacob, da hast Du eine gute Gesundheit getrunken! Wir wollen sie Alle mittrinken; aber ich will noch Eins zusetzen: Mögen unsere deutschen Brüder bald die alte Babel brechen und den Apollyon stürzen, wie ihn die Schrift und meine gute Mutter Wallauer heißt." Die Gäste klangen freudig mit an, und dieser Trinkspruch des Schmieds brachte die Nachrichten auf das Tapet, welche man vom Heere hatte und

welche der Gouverneur Justus Gruner in Coblenz in zahlreichen Abdrücken im Lande verbreiten ließ.

Die las der Solinger seinem Schwiegervater vor, und des Schmieds Herz hob sich in seliger Freude, wenn die Franzosen eine Schlappe bekommen.

Wohl zuckte dabei Engels Herz, aber der alte Pathe sagte beruhigend zu ihr: „Nicht alle Kugeln treffen!"

Auch jetzt theilte man sich die Kunde mit, die man empfangen.

„Die Armee steht nahe bei Paris," sagte Veit, dessen Napoleonische Gesinnung sehr abgenommen hatte. „Ich bin dort gewesen und kenne das Land. In Simmern sagten sie gestern, bei Brienne sei eine Schlacht gewesen."

„Ha ha!" rief der Schmied, „da hat der Neuntödter gelernt. Da wird er auch das Handwerk legen!"

„Jubelt noch nicht zu frühe," warf Veit ein. „Er wird wohl seine ganze Macht auf Paris werfen, und dort wird's blutige Köpfe setzen, ehe er weicht."

„Pah," rief der Schmied, „er packt's nicht. Zu viel Hunde sind des Hasen Tod. Und ich glaube, der Muth ist ihm gesunken. In Rußland hat er an Jesum Christum glauben gelernt. Und da denke ich noch immer an Euer Wort, Mutter Wallauer. Wißt Ihr's noch? Ihr meintet: Gott habe gerichtet. Das glaub' ich auch. Bassa manelko! könnt' ich dabei sein, wenn sie Paris einnehmen! Da wird der alte Blücher schon sein Wort halten und es mit Stumpf und Stiel vertilgen, daß kein Stein auf dem anderen bleibt."

Die Blinde, welche der Schmied selber herüber in das Hochzeithaus geführt, schüttelte leise den Kopf.

„Nicht so hart, Gevatter," sagte sie, „nicht so hart. Was können die viel Tausend Unschuldigen dafür, die dort wohnen?"

„In solchen Zeiten, Mutter Wallauer," rief er, „muß der

Unschuldige mit dem Schuldigen leiden, und am Ende taugt die ganze Sippschaft nichts!"

Der Schmied, welchen der Wein munterer als gewöhnlich machte, sprach noch lange fort; aber wie der Faden eines solchen Gesprächs sich oft wundersam wendet, so geschah es auch hier. Vom Krieg und von Paris kam man unvermerkt auf die Geschichten des Dorfes und die kleinen Ereignisse des Lebens, welche in engeren Kreisen sich um die Personen drehten, die hier saßen, und sie freudig oder schmerzlich berührten.

„Wie geht's denn meinem guten Freund, dem Kümmel-Dietrich?" fragte der Schmied seinen Nachbar Veit. „Du meintest vor etwa acht Wochen, wenn er selbigen Abend erlebe, so lebe er noch hundert Jahre? Da wär's dann wohl jetzt dran; denn er lebt noch!"

„Nehmt es nicht so streng, Cumpeer," erwiederte Veit. „Ich meinte damals so, weil ich sah, daß es stand, wie man eine Hand umwendet. Er hat aber ein Leben wie eine wilde Katze."

„Soll er denn davon kommen?" fragte der Schmied weiter.

„Das glaub' ich nicht. Wie viel Mühe sich auch der Doctor anthut, der Fuß heilt nicht, und er ist abgezehrt, daß es unglaublich ist, und so matt, daß ich ihn heben und legen muß. Es wird bald aus sein."

„Wird auch ein schöner Engel im Himmel, der!" sprach leise der Schmied in Veit's Ohr, damit es die Blinde nicht höre. „Mach'," fuhr er fort, „daß Du seine Waldwärterstelle bekommst, aber hüte Dich vor seinen Streichen! Der Andres kann's nicht werden."

„Wollen sehen," sagte Veit abweisend, weil ihn die Bemerkung des Alten verdroß, er solle sich vor den Streichen des Kümmel-Dietrich's hüten.

Der Schmied bemerkte auch diesen Groll nicht und fragte: „Was macht denn der Andres?"

„Der redet viel von der Engel," flüsterte Veit zurück, „und hat sie entsetzlich lieb."

„Hm!" brummte der Schmied. „Er ist ein treuer Bursche, und ich bin ihm gut, seit er uns befreit hat. Auch die Engel ist ihm nicht feindlich gesinnt."

„So?" fragte Veit. „Ich glaube, wenn der Alte todt ist, freit der um sie. Glaubt Ihr, daß sie Ja sagt? Mit dem Deserteur ist's doch nichts."

„Das Erste weiß ich so wenig, wie das Zweite," erwiederte der Schmied. „So ein Mädchen ist ein mordkurios Geschöpf. Man wird niemals klug aus ihnen; aber warum meinst Du, es sei nichts mit Martini?"

„Weil er nicht schreibt!"

„Veit! Veit!" rief in diesem Augenblicke die alte Lisbeth zur Thüre herein. „Kommt geschwind, ich glaube, unser Herr stirbt!"

Da ließ Veit Alles im Stich und lief, was er laufen konnte.

Nach einer Stunde kam er wieder. Er war bleich und verstört. Alle Gäste sahen ihn an. Er setzte sich, trank ein Glas Wein und sagte dann:

„Das war die sauerste Stunde meines Lebens. Ich hab' Viele sterben sehen, die auch keine Engel waren; die dachten aber doch an Gott; allein so einen Tod sah ich nie!" Er schüttelte sich und fuhr fort: „Der fluchte aller Welt, bis endlich der Tod ihn packte. Da heulte er. Da wollte er beten und konnte nicht. Herr meines Lebens, es war fürcherlich!"

„Hat er sich mit seinem Sohne ausgesöhnt?" fragte Veit's Frau.

„Ja," sagte er, „der gute Junge stand an seinem Bett und betete laut ihm vor aus dem Paradiesgärtlein und dem Habermännchen. Darauf faßte er seine Hand und ließ sie nicht wieder los. Noch einmal sagte er: „Wallauer," dann endete ein Blutstrom seinen Kampf."

Alle schauderten und schwiegen. Es wollte auch kein recht Gespräch mehr aufkommen, und die Gäste schieden, da der Abend nahe war.

Vielleicht drei Wochen später trat Veit eines Abends mit fröhlichem Antlitz in die Spinnstube, wo seine Frau diesen Abend fehlte. Marie und Engel aber saßen um den Lichtstock, der Schmied hatte sein Plätzchen eingenommen. Schraudt aber stand zu Hause am Feilstock und arbeitete unter fröhlichem Gesange.

Der Schmied lächelte, als Veit seinen guten Abend geboten, und sagte: „Ich wette, ich weiß, warum mein Nachbar so fröhlich ist! Der Storch hat auf seinem Hause geklappert. Gelt?"

Veit lachte, innerlich froh.

„Ist's wahr?" fragten die drei Frauen zugleich.

„Freilich ist's, wie der Cumpeer sagt," sprach Veit, „und weil das Taufkind die neunte Ader vom Göthchen kriegen soll, so möchte ich ein recht liebes und braves haben. Ein braveres aber gibt's nicht, als Dich, Engelchen. Willst Du unser Göthchen werden?"

Engel erröthete und sagte: „Gewiß, wenn Ihr mir die Ehre anthun wollt?"

Nun gab's Glückwünsche von allen Seiten.

„Aber," sagte der Schmied, „es ist nicht Sitte, daß ein Mädchen alleine zum Altare trete. Wer ist denn Pathe?"

„Dietrich's Andres," sagte Veit, pfiffig dem Schmiede zublinzelnd, „wenn's unserem Göthchen recht wäre?"

Engel erröthete abermals, aber nicht freudig; doch sagte sie ja. Der Grund aber, warum Engel nicht fröhlich erröthete, lag in dem Umstande, daß, seit der alte Kümmel-Dietrich todt war, Andres mehr sich ihr näherte. Er stand mit Schraudt in gutem Einvernehmen. War sie Sonntags dort, so durfte sie wohl darauf zählen, daß er auch kam. Engel hatte nichts gegen ihn. Sie war ihm

herzlich freundlich. Sie fühlte sich ihm verpflichtet zu Danke. Auch war er nicht mehr der blöde, stille, unterdrückte Knabe, wie sonst. Seit sein Vater gestorben, zeigte er sich ganz anders, ging unter die Menschen und war gerne gesehen, wohin er kam. War er doch reich und nicht stolz, sondern wohlthätig und freigebig. Manche Mutter hieß ihn herzlich willkommen, weil sie ein Töchterlein hatte, das der Haube entgegenwuchs.

Dabei war er bescheiden, und ein sittig Wesen zeichnete ihn aus. Still und in sich gekehrt, konnte er stundenlang dasitzen. Sprach er aber, so war's ein verständig Wort allemal.

Wie viel Empfehlendes auch der Jüngling hatte, in Engels Seele widerstrebte eine unbesiegbare Macht. Er war der Sohn des Mannes, der ihren Vater niedergeschossen. Das war Eins, und die Liebe zu Martini war das Andere. Eines Dritten bedurfte es nicht.

Hätte sie es abgelehnt, mit ihm bei Veit's Taufkind Pathe zu stehen, so wäre das ein Schimpf gewesen, den Andres um sie nicht verdient hatte. Und — doch — machte es ihr Unmuth. — Sie kannte seine heiße Liebe zu ihr und mochte sie nicht nähren. Sie bedauerte ihn herzlich — aber lieben konnte sie ihn nicht.

Als Veit weggegangen war, scherzte der Schmied und meinte, ob nicht am Ende, wie so oft, aus der Pathenschaft eine Hochzeit entspringe?

Eine dunkle Gluth übergoß Engels Gesicht. Unwillig sah sie den Alten an und sagte: „Euer Wort, Pathe, könnte mich zwingen, Veit's abzusagen!"

„Warum denn, Kind?" fragte verblüfft der Schmied. „Ich dachte mir, durch eine Hochzeit könnte des Vaters Sünde gesühnt werden. Andres ist brav, das weiß Gott und die Welt."

„Und wär' er noch einmal so brav, so will ich lieber ledig sterben, als seine Frau werden, lieber mein Leben hindurch darben, als seinen Reichthum theilen!" sprach Engel mit einer Entschieden-

heit im Ton ihrer wohlklingenden Stimme, daß der Schmied wohl sah, hier müsse, wollte man das Plänchen, das er mit Veit wohl besprochen, erreichen, anders verfahren werden, — wenn's überhaupt gelänge.

Die Taufe war ein Fest. Marie kam frühe schon, ihre liebe Engel zu putzen. Sie wob ihr das Kränzchen in's schöne Haar, sie legte ihr das Halstuch in zierliche Falten. Und als das Mädchen so dastand in der ganzen Fülle ihrer Schönheit, rief die tolle junge Frau: „Wär' ich ein Bursche, ich würde mich in Dich verlieben, so schön bist Du," und küßte die Erröthende und Zürnende auf die süße Lippe.

Aber wer sie sah, fand sie zum Entzücken schön. Andres' Auge ruhte mit tiefer Gluth auf diesem reizenden Wesen, und als sie nach der Taufe zusammen saßen und die Frauen schäkerten und stichelten, und als der Zuckerwein des reichen Pathen die Köpfe wärmer, den Mund redseliger, die Rede freier, den Scherz kühner machte, da flog eine Röthe nach der anderen über Engels schöne Züge, und Andres wagte es, ihr leise zuzuflüstern:

„Wie oft hab' ich als Kind mit Dir gespielt, liebe Engel, und war so froh bei und mit Dir!"

„Es waren Kinderspiele," sagte Engel, der es so beklommen wurde.

„Wollte Gott," seufzte Andres, „sie hätten fortgedauert!"

Engel ermannte sich. „Andres," sagte sie, „damals hat sich der Tod meines armen Vaters zwischen uns gestellt und unser Spielen hörte auf. Er wird zwischen uns stehen bis an's Grab."

„Bin ich schuldig an dem Unglücke?" fragte er traurig.

„Nein," sagte Engel; „aber ich auch nicht daran, daß ich daran denke, wenn ich Dich sehe. Ich weiß, wie gut Du bist. Ich achte Dich von Herzen, — doch höre nicht auf die dummen Reden der Weiber dort."

„Engel,“ sagte er weich, „Du weißt nicht, wie traurig Du mich machst!“

„Es thut mir so leid, Andres, aber ich kann nichts dafür,“ sagte sie. „Laß den Gedanken an mich fahren, Dein — Weib kann ich nie werden!“

Es kostete ihr unendliche Mühe, das ihm zu sagen, aber sie dankte Gott, als es gesagt war, einfach und bestimmt; denn es war nöthig.

Die Frauen hatten das nicht gehört, nur Marie, die wohl ahnte, was es galt, sah wehmüthig herüber; denn Andres stand auf und ging weg, weil er das, was ihn bewegte, hier nicht sichtbar werden lassen wollte. Auch der Kindtaufvater ahnte, wie es stand.

Engel blickte düster in die Ecke des Zimmers und entfernte sich auch bald. Ihr war das Herz so voll. Sie bedauerte den Armen; aber sie konnte nicht anders, und die Berechnung der Klugen, die für sie ein Glück sahen in dieser Verbindung, konnte sie nur mit bitterm Unmuth erfüllen.

Marie folgte ihr in ihr Stübchen.

„Du hast ihm alle seine Hoffnungen genommen?“ fragte sie.

Engel bejahte. „Marie,“ sagte sie, ihre Hand fassend, „Du bist glücklich; aber sage mir, hättest Du, wenn Dein Jacob nicht wieder gekommen wäre, einen Mann genommen, den Du nicht liebtest?“

„Nie!“ sagte Marie.

„Du hast für mich geantwortet,“ sprach Engel. „Ich will, kehrt er nicht wieder, einsam sterben.“

„Ach, der arme Andres!“ sagte Marie.

7.

Wenn auch unbeachtet von den Meisten, waren doch noch andere Ohren, als die Mariens, offen gewesen für Das, was Andres mit Engel gesprochen, und die Mähr ging bald von Haus zu Haus, die Engel habe die Heirathsanträge des reichen Andres zurückgewiesen.

„Ei, was denkt doch die Dirne?“ fragte Diese, „sie ist doch so arm wie eine Kirchenmaus!“

„Ich glaub', sie ist stolz auf ihr Gesichtchen und meint, ein Graf käme,“ sagte spöttisch Jene.

„Sie hat noch den Deserteur im Kopfe,“ sprach eine Dritte. „Aber da kann sie lange warten, die Einfalt!“

„Heutzutage,“ sprach eine Vierte, „wollen die Dirnen nur Den heirathen, den sie lieb haben. Du lieber Gott, zu meiner Zeit war's anders; wenn da die Aecker der Väter zusammenlagen, oder die Wiesen; wenn das Mädchen ein Haus hatte, oder der Bursche eins, dann sagten die Alten zu einander: Hör' 'mal Du, unsere Kinder könnten sich heirathen. Ab, und zur Ruhe! Sie wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden.“

„Das mein' ich,“ sagte eine Fünfte. „Ich hatte auch den Velten lieb, der die Margreth zur Frau hat, und er mich; aber unsere Eltern meinten anders, und siehe da, er ist wohl zufrieden, und ich hab' (freilich gab's Anfangs trübe Augen) die Kinderei bald vergessen, und wir führen die glücklichste Ehe. Aber heutzutage wollen sie's machen, wie die Herrenleute. Da lesen sie die Romanbücher und dadurch kriegen sie Flöhe in die Ohren.“

So wurde hart und bitter über das Mädchen geurtheilt, das, weniger roh wie sie, einem Gefühle folgte, das mächtig in ihrem Herzen sprach. Viele sagten es ihr selbst, und der Erfolg war, daß Engel sich überall zurückzog und einsam mit der Mutter und ihrer Marie verkehrte. Der alte Schmied, dem Marie Alles gesagt, sprach

nie ein Wort über dies Verhältniß, obwohl er Andres bemitleidete, der seinen Kummer stille trug, aber dem Leben ganz abstarb.

Auch Engels Seele wandte sich mehr und mehr der heiteren Seite des Lebens ab. Sie mied die Gesellschaften der Jugend ihres Alters, die an den Sonntag-Abenden wohl in befreundeten Häusern sich traf. Aber ihre Liebe war ihre Welt, ihre Erinnerung ihr Glück, ihr Ringlein ihr Reichthum. O, hätte es reden können, wie manchen Seufzer, wie manche Thräne hätte es verrathen. Nun war doch der Krieg zu Ende und der Friede in Paris geschlossen, das Friedensdankfest gefeiert, und doch kam er nicht!

„Höre Jacob," sagte einst der Schmied zu seinem Schwiegersohn, „entweder ist der Martini todt, oder es war einer von den lockeren Stadtvögeln, die mit einem Menschenherzen spielen wie Buben mit dem Balle."

Der Solinger sagte: „Ich weiß auch nicht, was ich davon denken soll; aber für seine Treue und Ehrlichkeit möcht' ich einstehen. Vielleicht hat ihn eine Kugel getroffen."

„Dann begraben wir die Engel noch vor ihrer Mutter," sagte der Schmied betrübt. „Hast Du nicht wahrgenommen, wie bleich sie ist, wie trüb ihr Blick?"

Schraudt wollte eben bejahend antworten, als Marie hereintrat.

„Das ist eine curiose Geschichte," sagte sie. „Eben ist eine alte Frau in Wallauer's gegangen. Sie ist ganz fremd und städtisch angethan. Wie sie hinein kommt und die Engel ansieht, lächelt sie, und doch stehen ihr Thränen in den Augen, und sie sagt: „Du bist also das Mädchen, das meinen armen Sohn gerettet hat, doppelt gerettet hat vom Tode?" Da zittert die Engel und ich auch, die ich bei ihr saß, und das Fragewort stirbt ihr im Munde. Die Frau tritt näher an die Engel, die ganz starr dasteht, fällt ihr um den Hals, küßt sie und weint.

„Was ist das?" fragte da die Blinde.

„Darauf tritt die Frau zu ihr und sagt, sie sei Martini's Mutter und komme, um zu danken. Und dabei weint sie fort und fort, und ihre Augen hängen an unserer Engel gerade so, wie eine Mutter ihr Kind in Liebe anschaut.

„Da fass' ich mir ein Herz, weil ich sehe, daß eine Todesqual die arme Engel zerreißt, und sage: „Madame, lebt er noch? Sagt's doch, denn seht nur, Engel stirbt schier vor Angst."

„Er lebt," sagte die Mutter, „aber —"

„Da kann sich Engel nicht mehr halten. Sie stürzt auf die Frau zu, faßt ihre Hand und fleht: „Sagt mir Alles, was soll das „Aber?"

„Du gutes Kind," sagte die Frau und küßte sie auf die Stirne, „er ist ein Krüppel geworden, der sich nicht mehr ernähren kann."

„O, ich kann arbeiten," ruft die Engel aus, „ich will arbeiten! O, er soll nicht darben, so lange ich eine Hand rühren kann! Ach, bringt ihn," spricht sie, „bringt ihn, ich will Tag und Nacht arbeiten für ihn und nicht klagen, wenn ich ihn nur wiedersehe."

„Was meint ihr, was nun geschieht?" —

Der Schmied war aufgestanden, Schraubt hatte sein Handwerkszeug hingelegt. Beider Augen starrten Marie in einer Spannung an, die nach Lösung des Räthsels verlangte.

„Nun, nun!" ruft der Schmied, „halt uns nicht hin!"

„Die Thüre geht auf," ruft Marie aus, „und — Martini stürzt herein, blühend, gesund und umschlingt das Mädchen."

„Sie will sich den Armen des Mannes entwinden.

„Da ruft er: „Engel, mein Engel, kennst Du mich denn nicht?" Und nun erst erkennt sie ihn."

Marie wischt sich Thränen aus den Augen, und die beiden Männer thun's auch.

„Herr Gott, dich loben wir!" ruft der Schmied, zieht sein Mützchen ab und faltet die Hände zum stillen Dankgebet.

„Weiter! weiter!" ruft Schraubt aus, der das Ende nicht erwarten kann.

„Nichts weiter!" sagt Marie. „Ich bin weggelaufen, um es Euch zu sagen."

Nun hielt nichts die Drei ab, hinüber zu eilen und Martini zu begrüßen. Das war ein Jubel über die Maßen!

Aber Martini ließ das Mädchen nicht von sich. Sein Arm umschlang sie, und er konnte das Auge nicht von ihr wenden. Auf ihrer anderen Seite saß seine Mutter.

Abends erst kam's zum Erzählen. Er war glücklich aus allen Kämpfen hervorgegangen; aber in einem der letzten Scharmützel wurde er verwundet, lag lange im Lazareth und kehrte spät heim, wo er das Fabrikgeschäft seiner Mutter ordnen mußte, welches in vielfache Zerrüttung gekommen war.

Noch an diesem Abend segneten die Mütter den Bund der glücklichen Kinder.

Nach Jahresfrist besuchte Engel als glückliche Mutter mit ihrem Gatten den Ort ihrer Geburt, die Freundin ihres Herzens, ihre Marie. Sie trug Trauer, denn der Herr hatte ihre geliebte Mutter zum Lichte gerufen; aber sie fand noch alle die treuen Freunde, und der alte Schmied schaukelte stolz seinen Pathen auf seinen Knieen, Engels Erstgebornen. Beruhigend war es ihr, daß Andres glücklich verheirathet war. Veit war Waldförster geworden, und in der Schmiede wohnte das reinste Familienglück, welches der alte Schmied nicht genug preisen konnte. „Der rothe Judas aber," sagte er zu Engel, „schleicht herum und sieht immer auf den Boden. Weißt Du warum? Engel! ich will Dir's sagen: Er sucht sein gutes Gewissen, das er verloren hat, und kann's nicht mehr finden."

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

Beruf und Neigung, zwei Hauptfactoren im Menschenleben, hatten mich im Jahre 1843 längere Zeit in Rüdesheim gefesselt. Wer kennt nicht Rüdesheim und seine paradiesische Gegend? Wem ist der Rüdesheimer nicht bekannt, womit ich freilich nicht den Philister meine, der dort seßhaft ist, sondern das edle Gewächs seiner Reben? — Ich gestehe, daß Ort und Wein in vielfacher Wechselbeziehung zu den genannten Hauptfactoren standen, und zwar so: Ort und Beruf bezogen sich auf einander; denn ich war im Auftrage der Domänen-Direction daselbst. Ort und Neigung berührten sich doppelt; denn das schöne Fleckchen Erde mit seinen reizenden Umgebungen übte eine magische Gewalt auf mich aus; aber eine noch magischere die Reize einer holden Tochter des Städtchens. — Wein und Beruf standen in Wechselwirkung; denn mein Geschäft war es, die Zehntweine gehörig zu besorgen. — Wein und Neigung vollends trafen so wunderbar zusammen, daß ich oft nicht wußte, wer die Schuld des Haarzopfs trug: der köstliche Wein, oder die überwältigende Neigung zu ihm. Wer will es mir verargen, daß ich nicht heim eilte? Dort warteten meiner die tristen Acten, hier das frische, heitere Leben. Ich schwelgte im Vollgenusse dieses Lebens; aber auch das Volk war mir in seiner Eigenthümlichkeit interessant. Manche Stunde weilte ich in einer besuchten Schenke am Strand und ergötzte mich an dem frischen Humor, an dem sprudelnden Witze dieser körnigen Menschen, deren Gutmüthigkeit und treuherzige Offenheit gleich schätzbar ist.

Oft, wenn ich so unter ihnen saß, und sie die Schönheiten ihres Wohnorts einer Kritik unterwarfen, hörte ich den seltsamen Ausdruck: „Sie ist häßlich wie die Nacht von Bingen." Peitschte der Wind den Regen draußen, so hieß es: „Das ist doch ein Wetter so häßlich wie die Nacht von Bingen." Wollte man ein Ereigniß in seiner Furchtbarkeit bezeichnen, so sagte man: „Es war so entsetzlich wie die Nacht von Bingen."

Daß da ein historisches Factum zum Grunde liegen müsse, das war außer Zweifel; Niemand aber wußte mir Etwas zu sagen. Auch die Bücher, des Deutschen letzter Trost, ließen mich hülflos. Meine Neugierde wuchs indessen immer mehr.

Einst lag Bingen vor mir im Morgensonnengold, und es war mir, als raune mir mein Spiritus familiaris in's Ohr: „Dort mußt du fragen, um einer Antwort theilhaftig zu werden!"

Ich war kurz angebunden, sprang in einen Kahn, winkte einem Schiffer, und bald glitt das leichte Fahrzeug über die sich kräuselnde Fluth hin, die im Goldglanze leuchtete. Wir landeten.

Wo hinaus nun? fragte ich mich, und antwortete mir selbst: Da in den Hotels findest du Nichts; denn da ebbt und fluthet die moderne Völkerwanderung; da pulsirt das fashionable Leben der Gegenwart der Zukunft hastig entgegen, und die Vergangenheit liegt so weit hinter ihm, wie die Diligence hinter dem Dämpfer und die Sänfte hinter der Eisenbahn. Im Volke mußt du suchen, um zu finden. Als ich so durch die Gassen schlenderte und die wechselnden Scenen eines bewegten Wochenmarkts an mir vorübergehen ließ, gewahrte ich einen mächtigen Tannenzweig über der Thüre eines Metzgerhauses, und erinnerte mich eben, daß ich oft gehört, wie die Binger in lobenswerthem Gemeinsinne sich einander ihren Wein abtränken. Das war so eine improvisirte Schenke in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Hier durfte ich mit Gewißheit darauf zählen, irgend einen ehemals zünftigen Menschen, einen körnigen Philister zu finden, der mir über meine Angelegenheit klaren Wein einschenken

könnte. Ich trat ein, und hatte die Freude, zwei Männer an einem Tischlein sitzen zu sehen, die mir die rechten zu sein schienen. Beide waren wohlgenährte, stattliche Bürger, der Eine ein Bäcker, denn die Farbe seines Rockes war hechtgrau; der Andere ein Schlosser, denn diverse Reste von Kohlenstaub verriethen das. Beide hatten Binger Schoppen mit goldner Fluth vor sich, die mit ihren rothen Nasen im Verhältnisse von Ursache und Wirkung standen — und Leberwürste waren bestimmt, die solide Grundlage des Frühtrunkes zu sein. Ich bestellte mir ein gleiches Frühstück, setzte mich zu ihnen, und die Huldigung, welche ich ihrem Geschmacke bewies, bildete die Brücke zur gegenseitigen Annäherung.

Mit dem Rheinländer von echtem Schrot und Korn ist man bald bekannt. Er ist dem Fremden freundlich, und sein offenes, biederes Wesen gewinnt diesen augenblicklich für ihn.

Ich wußte ziemlich schnell das Gespräch auf ihre Stadt zu bringen, und meine Kenntniß ihrer früheren Geschicke war geeignet, den Weg anzubahnen zu baldiger Befreundung. Im Laufe der Unterredung kam ich dann auch auf die „Nacht von Bingen". Der Schlosser wußte Nichts; aber der Bäcker lächelte mit jener reichen Selbstgenügsamkeit, die mir alsbald den Mann verrieth, dem die Sache nicht unbekannt war, der aber um seine Weisheit gebeten sein wollte.

Es machte sich ganz nach meinem Wunsche, daß der Schlosser sich entfernte. Nun rückte ich meinem Manne näher.

„Ich habe es Ihnen doch auf den ersten Blick angesehen," sagte ich, „daß Sie ein Mann von Kenntnissen sind. Sie wissen gewiß mehr von dieser Sache?"

„Da haben Sie sich nicht geirrt," sagte er.

„Das wußte ich wohl," war meine Gegenrede; „denn es spricht sich so viel Geist in Ihren Zügen aus, daß ich —"!

„Sie sind ein feiner Menschenkenner," lächelte er selbstzufrieden, „fast wie — wie — potzblitz! daß mir der Namen nicht gleich einfällt!"

„Lavater, wollen Sie sagen?"

„Richtig; der war ja mein Landsmann."

„Sie sind also kein Binger Kind?"

„Aus Offenbach am Main bin ich gebürtig," sagte er, „aber meine Mutter war aus Bingen und stammte von den alten Lombarden ab."

„So!" sagte ich, und unterdrückte das Jucken in meinen Lachmuskeln über Lavater's Heimath.

„Ich hatte," fuhr er fort, „einen geistlichen Herrn Oheim, der ein großer Freund alter Geschichten war. Als er starb, hinterließ er mir viele Papiere, darunter auch eine gar schauerliche Geschichte der Nacht von Bingen. Wenn Sie mich begleiten wollen, so will ich sie Ihnen zeigen." Er griff nach der Mütze.

Als wir vor die Thüre traten, stieß ich auf einen Bekannten, einen Beamten aus Bingen.

„Guten Morgen, lieber Horn," sagte er, und schüttelte mir die Hand. „So frühe hier? Und beim Schoppen?" setzte er nicht ohne einen ironischen Blick auf das Schild der Kneipe hinzu.

„Lassen wir das," sagte ich; „der Herr hier will mir eine wichtige historische Schrift mittheilen. Sie wissen, wie ich darauf eben Jagd mache."

„Ah, Herr ***," sagte er, meinen Begleiter grüßend. „Kennen Sie diesen Herrn?" fragte er ihn.

„Ich habe die Ehre, ihn nicht zu kennen!" sagte verbindlich mein Mann.

Mein Freund lächelte und bemerkte: „Sie können ihm Alles anvertrauen. Ich leiste Bürgschaft für ihn."

Das hatte ihm ein guter Geist eingegeben; denn nun fand mein Wunsch, das Manuscript mitnehmen zu dürfen, durchaus keinen Anstand. Sein Inhalt war so interessant, daß es mich ungemein fesselte. Styl und Sprache gehörten der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. So aber war es nicht zu gebrauchen. Ich konnte indessen nicht widerstehen, den Inhalt in nachfolgender Novelle mitzutheilen, die ich überschreibe, wie auch meine Quelle überschrieben war.

1.

Es war im Anfange des Julius im Jahre 1301, als die Mittagssonne glühheiß auf ein kleines Vorwerk der Burg Klopp über Bingen schien, wo zwei Reisige saßen, denen die Langeweile heftig zusetzte. Beide nickten zu Zeiten im süßen Mittagsschläfchen. Das Vorwerk stand zur Seite des Burgwegs, und war bestimmt, diesen zu schützen. Wenn auch gerade das Land umher im Frieden war, so loderte doch die Flamme des Kriegs im Mainzer Gebiet. Albrecht von Oesterreich hatte seine Waffen gegen den Erzbischof Gerhard II. gerichtet, welcher aus dem alten Stamme der Eppsteiner seine Herkunft ableitete, und Albrechts starrer Sinn schien nicht ruhen zu wollen, bis er das Erzstift in seinem Herzen, dem schönen Rheingau, zerrüttet habe. So drohte doch nahe Gefahr, wenn sie auch gerade noch nicht da war, und die Reisigen hatten daher hier ihren Wachtposten erhalten, welcher ihnen übrigens zur Stunde nicht sonderlich am Herzen lag. Es waren zwei im Alter verschiedene Männer. Der Eine war alt. Das Gesicht war verwittert, vernarbt, tiefgefurcht, das Haar grau, die Haltung aber noch ungemein fest, und die Gestalt groß, fast riesenhaft. Der Andere mochte vier und zwanzig Jahre zählen. Sein Aussehen war jugendlich, frisch und sehr kräftig.

Der Alte fuhr zuerst auf und rüttelte seinen Genossen wach.

„Kunz," sagte er im tiefsten und rauhesten Baß, „wenn uns der Brömser also fände, so möchte ich auch lieber einen Schoppen Rüdesheimer leeren, als diese Brühe austunken."

Der Angeredete lächelte und sagte: „Da möchte ich auch lieber Part halten mit Eurem Rüdesheimer, zumal der Erzbischof selbst da ist, der so lustig die Kaiser aus seinem Hörnchen bläst."

„Was willst Du damit sagen, Kunz?" fragte Guntram, der andere Reisige.

„Ei," sagte dieser, „man erzählt in Mainz, der Erzbischof sei

mit dem Albrecht von Oesterreich zur Jagd gewesen in der Dreieich, und der Kaiser habe ihm zugesetzt, die erschrecklichen Zölle herauszugeben, womit er den Rheinhandel belaste. Da seien Beide gar tief in den Text gerathen, und es seien harte Worte gefallen zwischen Beiden. Darauf habe der Erzbischof in seinem Zorne sein silbernes Hüfthörnlein von dem Rücken genommen und zu dem gesagt: „Zwei Kaiser hab' ich da herausgeblasen — es steckt vielleicht noch mehr als Einer darin!"

„Was hat darauf der Albrecht gesagt?" fragte der Alte, der grimmig die Faust ballte und mit den Zähnen knirschte.

„Was knirscht Ihr so, Guntram?" fragte Kunz erstaunt.

„Du bist ein junges Blut, Kunz," nahm Jener das Wort, „und weißt nicht, wie wehe es thut, seinen geliebten Herrn verderben zu sehen. Ich bin ein Nassauer, Kunz, und meinem Herrn Adolphus treu im Herzen. Darum überwallet dieses mein Herz, wenn ich an ihn denke, und wie er treulos gemordet wurde, und wie ihn der Gerhard hob und fallen ließ, und war doch sein eigen Blut. Ach, er war ein edler Herr! Und droben im Klopp sitzen die Mörder jetzt zu Rath. Soll ich nicht knirschen, wenn ich des Erzbischofs gedenke, der ihm die Krone gab und nahm, weil er nicht tanzen mochte, wie er das Liedlein pfiff? War's nicht der Wildgraf Raup, der ihm den Todesstreich gab, der nun wieder mit dem Mainzer zuhält? War's nicht der alte Lombarde Pomaria von Bingen und sein Schwäher, der Montemagno, die ihm das Sündengeld schossen, und auch jetzt wieder aushelfen müssen, die dem Albrecht zuhielten und jetzt wieder dem Erzbischof, so recht nach Judenart dahin sich wenden, wo's mit ihrem Gelde gut wuchern ist? O, daß sie Alle — —!"

„Still!" sagte Kunz. „Sprecht den Fluch nicht aus. Die Wände haben Ohren und die Bäume Zungen." Er stand auf und blickte über die Zinnen des Vorwerks hinaus und hinauf in die grünen Zweige des alten Nußbaumes, der sich über dem Vorwerke

wölbte. Als er jedoch nirgends eine Spur fand, die Angst einflößen konnte, sagte er: „Fahret fort! Waret Ihr bei Göllheim dabei, als Euer Herr fiel?"

„Freilich!" sagte der alte Kriegsmann, und eine düstere Wolke lagerte sich über das von Leidenschaften durchwühlte Gesicht; „freilich war ich dabei und sah, wie unser Herr zwei Ritter in des Oesterreichers Farben mit dem gewaltigen Schwerte niederschlug, ganz nahe bei Göllheim, als eben von allen Seiten die Macht der Feinde aus dem Hinterhalte hervorbrach. Muthiger drangen die Oesterreicher heran, und an ihrer Spitze der Albrecht. Beide Haufen, der unsere und der des Feindes, verwickelten sich eng in einander. Es war ein mörderisch Abschlachten, Kunz, wie Du keines erlebt, und ich nur das Eine, obwohl ich oft dabei war, wo's blutige Köpfe gab. Die Kämpfer waren sich so nahe, daß sie mit dem Dolche fochten."

„Im Kampfgewühl," fuhr Guntram fort, „verlor Adolph seinen Helm. Jetzt stürmten die Feinde auf ihn ein, aber er warf sie rechts und links blutend zur Erde; und als er jetzt den Albrecht erblickt, spornt er das Roß auf ihn zu, und ich hörte die Worte noch, die er wie Donner hervorstieß mit seiner mächtigen Stimme: „Heute wirst Du mir nicht weiter entlaufen, allhier sollst Du mir Reich und Leben lassen!" Der Adolph führt einen seiner Streiche, die allzumal einen Menschen spalteten; aber der Albrecht wich ihm aus und stieß ihm tückisch sein Schwert in das Auge, daß es herausbrach mit heftigem Blutstrom. Der Wildgraf Raup, der greuliche Unhold von der Kyrburg droben im Nahethale, führte von der Seite jählings einen fürchterlichen Hieb auf des Kaisers unbewehrtes Haupt. Da hatte er genug, stürzte herab und mit ihm sein Schlachtroß, dem ein Anderer die Vorderbeine zerhieb, und ein Knecht schnitt dem Kaiser die Gurgel ab. Verflucht seien sie in Ewigkeit."

Kunzen durchschauderte es in wildem Entsetzen, und Guntram's Haupt sank in stummem Schmerz auf die Brust.

Nach einer stummen Pause hob endlich Jener wieder an:

„Wie kommt es denn, daß sich der Wildgraf Raup von Albrecht trennte?"

„Wer kann das sagen?" war Guntram's Antwort. „Wo der alte Mainzer die Hand im Spiele hat, ist nur ein Gewebe von Ränken und Schlänken. Ehrlich war er nie; aber dafür erntet er jetzt auch, und der Fluch Gottes wird die Königsmörder nicht unerreicht lassen. Wart's ab, Gesell, Du kannst's erleben; mich wird der Tod nicht lange mehr hier lassen. Wenn er nur so lange ausbleibt, bis ich meine Rache befriedigt habe! —"

„An wem denn?" fragte Kunz, neugieriger geworden.

Ehe aber Guntram antworten konnte, gab es eine Störung der Stille, welche bis jetzt hier in der niederen Region gewaltet hatte. Reitknechte führten edle und reichverzierte Rosse den steilen Burgweg herab auf den am Ufer des Rheines hinführenden Leinpfad, der zugleich, da er breit war, als Heerweg diente. Sie grüßten die beiden Reisigen und gingen vorüber.

Darauf vernahm man lebhaftes Gespräch, und bald erschien der Erzbischof mit großem Gefolge.

„Wie der alte Fuchs noch so stattlich dahinschreitet," sagte Kunz. „Man sollte wirklich glauben, er könnte noch manchen Kaiser aus seinem Hörnlein blasen."

„Sein Odem reicht nicht mehr weit, Kunz," sprach in dumpfem Tone Guntram, und stellte sich gerade, indem er seine Hellebarde mit festem Arme von sich hielt, während sie unten an seinem Fuß einen Widerstand hatte.

Der Erzbischof schritt für seine Jahre sehr fest einher. Stolz lag in seiner Haltung. Der rothsammtne Hut mit dem Hermelinbesatze, der rothe, weite sammtne Mantel mit dem Pilgerkragen aus Hermelin kleideten die stolze Figur gar stattlich. Fiel der Kurfürstenmantel vorn aus einander, so gewahrte man das Schwert, welches an einem einfachen Wehrgehänge befestigt war.

„Sieh' da," flüsterte Kunz, „der Mann der Kirche und das Schwert! Der sollte den Hirtenstab führen und segnen."

„Das war nie seine Sache," flüsterte Guntram; „sieh' ihm nur in das Gesicht; wie er das dunkle Auge zukneist, so siehst Du den falschen Judas, der für Geld seinen Vetter verrieth. Geh' nur, Du Satan," brummte er in den Bart, „Du entgehst Deinem Herrn nicht."

Der Erzbischof war jetzt nahe gekommen. Er schlug ein Kreuz gegen die Reisigen. Kunz beugte das Haupt, den Segen hinzunehmen; Guntram that, als sähe er's nicht.

„Dein Segen ist Fluch!" brummte er in den Bart; „komme er auf Dein verdammtes Haupt zurück!"

In einiger Entfernung hinter dem Erzbischof schritt der Wildgraf Raup, ein Mann von riesigen Formen, aber mit dem Ausdrucke roher Wildheit in seinen harten Zügen. An seiner Seite ging der Ritter Brömser von Rüdesheim, der in Klopp den Befehl führte. Hinter diesem gingen zwei Männer in dem dunkeln Anzuge des Bürgerstandes, aber goldene Ketten mit Schaustücken zierten Beide. Der Eine war hoch betagt, der Andere dagegen noch jugendlich. Mit Beiden redete angelegentlich des Erzbischofs Kanzler.

„Die machen jetzt echte Judenhändel," sagte Guntram zu seinem Gefährten. „Ich wette, es galt ein Anlehen für den Krieg und seine Rüstungen. Das sind drei Vögel, wie sie die Galgen umflattern, wenn in stiller Nacht ein armer Sünder daran baumelt, dem sie das Herz aus dem Leibe hacken wollen."

„Wer ist's denn?" fragte Kunz; „den Einen kenne ich nicht, doch scheint es der Kanzler zu sein, wohl aber die Pomaria's."

„Das ist des Gerhards Kämmerer und Kanzler, der zur Rechten geht. Was der Erzbischof nicht weiß, das weiß dieser Gaudieb. Der Alte im schwarzen Wamms ist der reiche Lombarde Andrea Pomaria, und der junge schöne Mann sein ältester Sohn. Beide sind jene Todtenvögel Adolphs von Nassau — denn sie

schossen das Geld zu seinem Verderben, und der Alte half die Stimmen werben, die Albrecht kürten. Ich weiß," fuhr er ingrimmig fort, „ich weiß, daß sie das Fest, das Gerhard im Lande ausschrieb, als Adolph gefallen war, mit besonderer Lust feierten. Von Albrecht versprachen sie sich größere Vortheile. Wehe ihnen, wenn er an den Rhein, wenn er je als Herr nach Bingen kommt. Es ist bekannt, daß sie jetzt gegen ihn handeln, seit er auf der Fahrt nach Aachen sie schnöde behandelte. Doch Du kennst sie ja genau als Binger Kind!"

„Woher wisset Ihr nur das Alles?" fragte, als nun das Gefolge vorüber war, Kunz mit albernem Gesichte den Alten.

„Narr," sprach dieser, „wenn Du einmal so lange gelebt wie ich, und Augen und Ohren am rechten Flecke hast, so wirst Du auch mehr wissen, wie heute. War ich doch Zeuge, daß Albrecht den Pomaria damals nicht ansah, und er war doch Schultheiß von Bingen, wie denn dies Amt bei den Lombarden ist, seit die Rheinboten ausstarben. Das ärgert auch die Binger nicht wenig, da die Fremden über sie herrschen, während sie auch noch Leute haben, die das Schultheißenamt zu verwalten im Stande wären."

„Das mein' ich," sagte Kunz. „Ich bin ein Binger Kind, und kenne brave Männer dort, zum Beispiele meinen Pathen, den Rathsherrn Klein."

„Aber warum ist's?" fragte Guntram. „Das Geld, das die Strolche besitzen durch ihren Handel, das ist's, was ihnen bei dem Erzbischof Gewicht gibt. Sollt's 'mal in Bingen drunter und drüber gehen, dann gnade ihnen Gott! Und Albrecht kommt. Wir können ihn erwarten. Das hörte ich gestern Abend den alten Fuchs von Mainz zum Brömser sagen. Kommt er, so ist Bingen sein. Ob Klopp, ist schwer zu sagen; denn der Brömser ist ein Eisenfresser, dem so leicht Keiner an das Wamms kommt. Es wird noch harte Nüsse zu krachen geben, ehe die da über uns reif sind." Er deutete auf den weitastigen Nußbaum, der das Vorwerk beschattete.

„Sagt, Guntram, da Ihr doch Alles wißt,“ fragte Kunz, „wie kamen diese Lombarden hierher? — sie sind doch weit von hier, in Italien, glaub' ich, zu Hause!“

„Das ist leicht zu sagen, Kunz,“ nahm Jener, ruhiger geworden, das Wort im belehrenden Tone. „In dem Lande Italia, das so weit hinter den hohen Bergen der Schweiz liegt, gibt's viele geschickte Leute. Daher kamen schon vor langer Zeit Handelsleute, die ihre Waaren in Deutschland, zumeist in den Städten, feil boten, Seide, Sammt und Meßgewänder, auch Gold- und Silberzierath, schöne Dolche und dergleichen. Die zogen umher mit ihren Saumrossen; bald aber fanden sie es bequemer und sicherer, sich in den Städten niederzulassen, da die Raubritter ihnen gar oft die Waaren abnahmen. Nun ließen sie sie über die Schweizerberge bringen, oder auch zu Wasser bis Köln, und holten sie dann unter besonderem Schutze. So sind auch die seit mehr denn vierzig Jahren in Bingen seßhaft, die Pomaria, Montemagno, Broglio und Ottini heißen, und nur unter einander heirathen, damit das Geld schön zusammenbleibt. Wo Vögel sind, da fliegen Vögel hin. So wuchs ihr Reichthum, und nun sitzen sie im warmen Neste, und der Erzbischof hegt sie wie seine Schoßkinder.“

Das Gespräch der beiden Reisigen wurde durch den Schloßhauptmann unterbrochen. Es war der Ritter Brömser von Rüdesheim, dem der Erzbischof das Schloß Klopp zur Vertheidigung anvertraut hatte, und die Vogtei Bingen.

Brömser war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Aufgewachsen im wilden Treiben des Kriegs, hatte er jene rauhen Sitten, jenes wilde Wesen, jene zügellosen Leidenschaften, welche die meisten seiner Standesgenossen in seinen Tagen auszeichneten. Der Krieg war seine Lust. Hätte er sich nicht dem Erzbischofe verpflichtet, als seinem Landes- und Lehensherrn, hätte nicht Albrecht von Oesterreich jetzt seine Waffen gegen sein eigenes Heimathland gewendet, er würde gewiß sich nicht in das Schloß Klopp eingeschlossen haben.

Eine Belagerung war freilich eine Lust neuer Art, die er wohl in kleinerem Maßstabe drüben in der Niederburg bei Privatfehden dann und wann erlebt, nur so nicht, wie sie jetzt bevorstand; denn Albrecht kam mit ungeheurer Macht und mit dem auserlesensten Kriegsgeräthe. Als Adolph von Nassau Kaiser war, hielt er es mit ihm. Bei Göllheim gefangen, kaufte ihn der Mainzer Erzbischof los, und das hielt ihn bei seiner Sache, für jetzt wenigstens. Er gehörte zu jener Klasse verwegener Abenteurer, die ihre Waffen jeder Sache bereitwillig liehen, wenn eben nur Kampfeslust und Kampfesbeute zu erzielen war.

Mit lachendem Munde trat er die Stufen herauf, die zu dem Vorwerke führten. Guntram war einer seiner Lieblinge. Der Alte war kriegserfahren, pfiffig, und wußte recht tapfer zu kämpfen, überdies war er in allen Fugen gut zu gebrauchen.

„Nun, Alter," rief er ihn an, „bald wird's einen Tanz geben. Der Albrecht naht sich dem Rheine. Dem alten Fuchs in Mainz wird's um seine Höhle bange. Er war hier, um sich Klopp anzusehen. Wenn's ihm in Mainz nicht geheuer wird, kommt er zu uns."

„Ist denn der Kaiser schon so nahe?" fragte Guntram den Ritter.

„Freilich," rief dieser, „morgen kommt er noch nicht, aber ich glaube, wir werden auf die Feuersäulen im Rheingau nicht allzu lange warten müssen. Wenn's dort brennt, dann sind die Ungarn nicht weit, und die Troßbuben mit ihren langen Fingern werden sich anmelden. Meine Vettern und Brüder drüben in der Niederburg werden Albrechts Mauerbrecher eher zu begrüßen haben, als wir in Klopp. Es ist indessen dem Oesterreicher nicht ganz zu trauen. Geh' in die Rüstkammern und untersuche die Waffen. Laß den verdeckten Weg aufräumen, der da unten in das Rattennest führt. Den Krämern wackelt der Boden schon unter den wälschen Beinen. Bist Du im Reinen, so komm in mein Kloset. Ich habe

Wichtiges mit Dir zu reden. Du, Kunz, magst derweile allein hier Wacht halten, daß die Meisen die Nüsse nicht an dem alten Baume fressen, denn Anderes ist doch jetzt hier nicht zu thun; auch hast Du dazu allerdings noch Muth genug."

Er ging guten Muthes von dannen, und schlenderte pfeifend den Weg zur Burg hinan.

Guntram sah ihm kopfschüttelnd nach. „Bist auch Einer von Denen," sagte er halblaut, „die Treue und Handschlag nach dem Gelde messen, das dafür geboten wird. Fast glaubte ich, er führt einen Streich im Schilde, den ich längst vermuthet. Schwarzer Augen Gluth brennt tiefer hinab, als siedend Blei. Wenn's Dir gilt, Lombarde, so bin ich bereit, zu thun, was in meinen Kräften steht."

Kunz hatte dies Selbstgespräch nicht gehört. Ihm war des Ritters Wort tief in das Herz geschlagen. Erst seit neun Monaten trug er die Pickelhaube und Hellebarde nebst dem Waffenrocke, der auf der Brust das Mainzer Rad als Zeichen trug. Krieg war ihm noch fremd, und das Muttersöhnchen zagte bei dem Schreckgedanken an die Gefahren des Kampfes; dabei hatte er ein Liebchen, das im Hause Ottini als Magd diente, das ihm nahe am Herzen lag. Während Guntram ebenfalls den Weg zur Burg einschlug, hing Kunz seinen Gedanken nach und sah trübe in eine Zukunft, deren Ereignisse ihn mit Schrecken bedrohten.

2.

In dem Hause Andrea Pomaria's hatte das rege Geschäftsleben mit der Vesperglocke sein Ende erreicht. Die Gewölbe und Magazine waren geschlossen, und der alte Handelsherr saß in seinem Lehnstuhle in tiefen Gedanken. Der Tag heute war nicht ohne

Bedeutung gewesen. Der Erzbischof bedurfte nicht unbedeutende Summen, da er Kriegsvolk anwerben mußte. Pomaria mochte das geahnt haben, denn er wußte wohl, daß des Erzbischofs Schatzkammer seit des Kaisers Adolph Wahl schon geleert war. Daher hatte er mit den zu einer großen Innung verbundenen Landsleuten Montemagno, Broglio und Ottini Fürsorge getroffen, daß eine ansehnliche Summe vollwichtiger Turnosen in ihrer Handelskasse lag; daher waren die Zinsen, die Unterpfänder schon berathen, ehe der Erzbischof kam, um Klopp einzusehen und jenes wichtigere Geschäft in's Klare zu bringen.

Schlau und eigennützig, wie der Krämergeist seine Knechte macht, war Pomaria darauf bedacht, auch noch einen anderen Vortheil zu erzielen. Er selbst war alt. Kamen kriegerische Zeiten und Händel, so mochte die Last des Schultheißenamts ihm schier zu schwer werden; die Vortheile jedoch waren zu groß, zu wichtig, welche mit dem Amte verbunden waren, als daß der schlaue und umsichtige Handelsmann sie hätte mögen aus seiner Hand lassen.

Einer seiner Söhne war in Asti, um die Verbindung mit seiner Familie zu erhalten und die neuen An= und Einkäufe jenseit der Alpen zu besorgen. Der älteste, Giambattista Pomaria, war bei ihm. Er war Bräutigam der Tochter Ottini's, und diese Verbindung sollte erst dann geschlossen werden, wenn der jüngste Sohn aus Italien heimkehrte und — wenn Giambattista das Schultheißenamt würde erlangt haben. Nur Eins stand im Wege, der Umstand, daß Giambattista kaum vier und zwanzig Jahre zählte, doch rechnete der Alte darauf, daß der Erzbischof in jede Bedingung willigen würde, welche er an die Darreichung seiner bedeutenden Geldmittel zu knüpfen für gut finden möchte.

So war dann der Tag gekommen, an welchem der Erzbischof eintreffen sollte, und bald nach seiner Ankunft berief ihn ein Diener zu dem Kirchenfürsten, dessen ränkevollen Charakter Pomaria längst

kannte, und gegen den ihn nur seine eigene, echtitalienische Natur schützen mochte.

Der Erzbischof begrüßte ihn mit herablassender Freundlichkeit, welche in tiefster Ehrfurcht der Kaufmann erwiederte. Wenn er auch im Herzen blutwenig auf den Segen eines Mannes gab, dessen Seele den niedrigsten Gesinnungen anheimgefallen war, so nahm er ihn doch so andachtsvoll hin, als sei Erzbischof Gerhardus II. ein Heiliger, wie weiland sein Vorgänger in früherer Zeit, der heilige Bonifacius.

„Ich bedarf Deiner schon wieder, Andrea Pomaria," sprach mit einer gewinnenden Freundlichkeit der Prälat, und kniff dabei sein linkes Auge halb zu, als wolle er in des Kaufmanns innerste Seele hineinblicken.

Dieser verbeugte sich tief und sagte: „Ihr wisset, gnädigster Herr, daß Ihr keinen treueren Diener in Eurem Lande habet, als Andrea Pomaria, dem es ein rechter Segen ist, Euch zu dienen, wenn anders seine erschöpften Kräfte und Mittel ausreichen, Eurem Befehle zu genügen."

„Du willst den Preis Deiner güldenen Waare recht hoch stellen, Andrea," sagte der Erzbischof und lächelte schalkig. „Ich kenne das schon. Meine Mainzer Juden hatten auch zu Zeiten des Erzbischofs Ruthard kein Geld, bis Emich von Leiningen und Hans von Trifels ihnen Daumschrauben ansetzten."

Den alten Pomaria verdroß der Vergleich. Der Scherz war bitter, und der Wink, welcher darin lag, verletzte noch tiefer. Der Kaufmann, seines Gewichtes sich bewußt, richtete seinen etwas gekrümmten Nacken schnurgerade auf, sah scharf in das zugekniffene Fuchsauge und sagte:

„Wir sind freie Leute im Lande, Herr Erzbischof, denen Daumschrauben nur nach Urtel und Recht, nicht nach Willkür anzusetzen sind; Juden aber verriethen den Heiland; wir sind gute Christen und keines Verraths uns bewußt! Doch, denke ich, gereicht

uns der Vergleich nicht zur Schande, da Ihr Euch mit Ruthard verglichet, den die Schmach des Mordes, der Treulosigkeit und schnöder Gewinnsucht traf. Die Chroniken lügen nicht, wie Ihr wisset!"

Es war gerade, als hätte man siedendes Wasser über den Erzbischof gegossen, so übergoß ihn eine Gluth. Es lagen in des Kaufmanns Worten so viele giftige Spitzen, die tief eindrangen in's wunde Fleisch, daß eine drastische Wirkung nicht ausbleiben konnte. Der Trotz auf das Freisein berührte empfindlich. In ihm kündigte sich auf's Entschiedenste das Bewußtsein der Unentbehrlichkeit an; aber die Anspielung auf den Judasverrath, an Ruthards Schmach, schlug tiefer noch in das Gewissen, denn der Fürst der Kirche und des Reiches mochte unwillkürlich an Adolph von Nassau denken. Einen Augenblick war er verwirrt. Bald ordneten sich seine Gedanken wieder, und er sagte:

„Pomaria, Du stehest Deinem Landesherrn und dem Würdenträger der Kirche gegenüber, vergiß das nicht, und poche nicht auf den vollen Geldsack. So wenig er vor Thorheit und Frevel schützt, so wenig ist er eine Brustwehr gegen verdiente Strafe. Brechen wir kurz ab. Hast Du Geld? Ich brauche viel!"

„Wenn das ist," sagte der Kaufmann, „so kann ich nicht helfen."

„Wir kennen uns, Andrea," lachte der Erzbischof einlenkend und seinen Zorn bemeisternd. „Du willst hohe Zinsen und einige Vortheile. Sag' an, wie lautet Dein Vorschlag?"

„Ich vermag kaum etwas zu leisten," versetzte der Kaufmann, „denn meine Baarschaft floß in Euren Säckel, als Ihr für Adolph von Nassau warbt; doch könnten vielleicht meine Vettern helfen; aber —"

„Bis zum Schwanz ist das Füchslein sichtbar," rief Gerhard von Mainz mit satyrischem Lächeln aus; „warum hältst Du das zurück?"

„Weil acht pro cento Zinsen daran hängen, gnädigster Herr. Ihr sehet, ich gehe in Eure Scherzrede ein, wenn sie auch bitter ist.“ So sprach Pomaria.

„Nicht zu leugnen ist seine Wahrheit, und der bitteren Wahrheiten gibt es mehr, als der süßen. Die Zinsen seien Dir zugestanden, da mir die Noth im Nacken sitzt und wie ein wilder Reiter spornt. Was war das für ein „Aber“, das des Schwanzes Spitzchen zierte?“

„Es betrifft mich, gnädigster Herr; ich bin alt, gebrechlich und für die Kriegsläufte nicht mehr geschickt, den Stab des Schultheißen zu führen. Daher wünschte ich, als Lohn langer Treue, daß Ihr das Amt meinem ältesten Sohne, Giambattista, in Gnaden verliehet.“

„Das ist also noch eine Bedingung des Geldes?“

„Erlaubt, das zu bejahen.“

„Es sei! Dein Sohn soll noch heute von mir beliehen werden mit dem Amte.“

„Noch Eins, gnädigster Herr!“

„Ist das Schwänzchen noch nicht zu Ende?“

„Entfernt den Brömser von der Burg! Mein Sohn und er sind alte Feinde! Was sollt' es geben, wenn er in Bingen, dieser in Klopp zu befehlen hätte?“

„Du verlangst Ungehöriges, Andrea; Brömser ist ein wackerer Degen. Er bleibt hier in Klopp und Dein Sohn in Bingen. Er mag lernen, sich dem Edlen fügen. Merk' Dir das, und gehe zum Kanzler, die Sache zu beenden.

Obgleich die Weisung, sich zu entfernen, kategorisch genug war, so schien doch Pomaria nicht große Lust zu haben, sie zu beachten.

„Ihr habt wohl Recht, gnädigster Herr,“ hob Pomaria wieder an, und drehte seinen grauen Filzhut in den Händen; „aber es ist wohl leichter gesagt, als gethan. Brömser ist ein wilder Mensch,

der rohe Gewaltthat nicht scheut, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen oder sein Gelüsten zu befriedigen. Die Feindschaft der Beiden ist nicht eben von heute."

„Ihr reichen Kaufleute macht Euch aber auch gar leicht patzig," rief, noch eingedenk der verletzenden Worte des alten Kaufherrn, der Erzbischof. „Am Ende verlangt Ihr, die Ihr doch bebt, wenn Ihr eine Schwertklinge sehet, der Ritter solle Euch huldigen."

„Euer fürstlich Wort in Ehren," versetzte nicht ohne bitteres Gefühl der Kaufherr; „aber wisset Ihr nicht, wie mein Giambattista bei Göllheim mitfocht; daß er es war, der Adolphs Fall begünstigte, als er des Pferdes Vorderfüße durchhieb? Er zitterte nicht vor einer Schwertklinge, sondern führte sie wacker, das müsset Ihr selber bezeugen."

„Ich weiß! Ich weiß!" rief ärgerlich der Erzbischof. „Mußt Du mich denn immer wieder an den Adolph erinnern?"

„Verzeiht, wenn ich einen wunden Fleck traf," bat der Kaufmann; „es war meine Absicht nur, mich gegen falsche Voraussetzungen zu wahren."

„Es mag das Alles sein," versetzte der Würdenträger der Kirche; „aber Brömser bleibt hier. Er ist mir treu, das wiegt Alles auf."

„Wie lange?" fragte Pomaria listig.

„Wenigstens so lange, als ich ihm seinen Sold zahle. So liegt also das „Wie lang" in meiner Hand. Es kann nicht sein! Lieber halte Dein Geld und laß Dir's von Albrecht rauben!" Ueber des Erzbischofs Stirne zog eine Wolke. Die Ader schwoll. Sein zugepreßter Mund zuckte. Pomaria kannte so gut diese Vorzeichen eines heftigen Sturmes, als die Schiffer am Rheine die am Abend- oder Morgenhimmel.

„So will ich es lieber in Eurer Hand wissen," sagte er und verbeugte sich tief. „Habt Ihr Eurem Cancellarius geboten, die Urkunden aufzusetzen?"

„Geh'," herrschte ihm der Kurfürst zu, „Du findest ihn im Vorgemache. Mach' mit ihm die Sache zu Ende!"

Er drehte dem Kaufmann den Rücken, und dieser zog sich schnell zurück, froh, dem Sturme entronnen zu sein.

„Vermaledeiter Schächer!" rief zornig Gerhard von Eppstein aus, als der Kaufmann sich entfernt hatte. „Das ist eine recht italische Molchsnatur. Keck wird das Krämervolk über die Maßen, seit sie ihre Kraft gefühlt, und, auf ihre Goldstücke sich stellend, wollen sie hinaus über den Adel. Trotzt mir der Strolch!? Wagt es, mir spitze Worte zu geben! O, braucht' ich jetzt Dein Geld nicht, ich wollte Dir Moses und die Leviten gelehrt haben!" Er trat an's Fenster des hochgewölbten Saales und blickte über den Rheingau hinaus. Ein Seufzer stieg aus seiner Brust auf. „Adolph, Adolph!" rief er, „warum ließ ich Dich fallen und hob den tückischen Albrecht? Jetzt beginne ich die reife Frucht meiner Saat zu ernten. Wie bald wird er nahen und den schönen Gau verwüsten?" — Er schwieg, und sein Auge fiel auf die Abtei Johannisberg, die aus dem Golde der Sonne hervorleuchtete. Der Erzbischof seufzte tief auf. Sollt' ich Ruthards Loos theilen und fliehen müssen?

In diesem Augenblicke trat Ritter Brömser ein.

„Glaubt Ihr, daß dies Schloß gegen Albrechts Waffen sich halten kann?" fragte er ihn.

„Es ist noch eine Jungfrau," lachte der Brömser. „Ich werde ihr den Kranz nicht rauben lassen!"

„An Eurem Muthe zweifle ich nicht," sagte der Erzbischof.

„Woran denn sonst?" fragte der Brömser.

„An der Kraft der Mauern!"

„Herr Erzbischof," rief der rohe Ritter, „ich habe nichts dagegen, wenn Ihr an der Macht Eures Segens und Eurer Formeln zweifelt, aber nicht an der Festigkeit dieser Mauern dürft Ihr Zweifel hegen. Sie sind felsenfest. Sorgt mir nur noch für Reisige, so mag der Oesterreicher kommen!"

„Und wenn ich denn nun auch käme, hier Zuflucht zu suchen?"

„Das wäre mir nicht lieb," sagte ernst der derbe Brömser, „oder Ihr müßtet denn gar nicht befehlen wollen, sondern nur gehorchen, und zwar mir. Wo Zwei Befehle geben, da gehorcht selten der Dritte, und ist das in einer belagerten Burg, so lacht der Feind in's Fäustchen; denn er findet offene Pforten. Bleibt, wo Ihr wollt, nur hier laßt mir freie Hand und Ruhe."

Der Kurfürst zwang sich, zu lächeln. „Nun," sagte er, „es wird sich Alles finden."

Die Thüre ging auf, und Pomaria mit dem Cancellarius trat herein. Dieser hatte die Urkunden bereits gefertigt bis auf die Bedingungen. Der Erzbischof unterzeichnete und siegelte, und befahl alsdann, den jungen Pomaria zu holen.

Des Brömser's Gesicht wurde bleich vor Grimm. Er wollte sich entfernen; aber der Erzbischof nöthigte ihn, zu bleiben. In der Pause steckte Pomaria die Urkunden in sein Wamms. Giambattista erschien mit drei Dienern, welche die Geldsäcke trugen. Der Kanzler zählte und strich ein, und als dies geschehen war, belehnte der Kürfürst den jungen Mann mit der Schultheißenwürde zum größten Aerger des Ritters Brömser und zum nicht kleinen Triumphe des jungen, wie des alten Pomaria. Es war noch früh am Tage. Der Erzbischof trug Lust, die Gefühle, die ihn, seit er mit Pomaria verhandelt, durchwogten, in echtem, altem Johannisberger zu ersäufen. Daher lud er alle Anwesenden zu einem Trunke ein. Der Wildgraf Raup von Kyrburg, der Mörder Adolphs von Nassau, war auch in der Burg. Er hatte derweile die Mauern und Thürme betrachtet, und trat jetzt ein, um dem Erzbischof seine Zufriedenheit mit ihrer Tüchtigkeit zu äußern.

Als er Giambattista Pomaria erblickte, drückte er ihm die Hand mit einem bedeutsamen Blick. Er erinnerte sich an Adolphs Fall bei Göllheim.

Der Erzbischof, der das sah, fuhr mit der Hand über die

Stirn, als wolle er die Reihe der Vorstellungen wegtilgen, die sich an diesen Umstand knüpften. Die Becher kreisten, aber die Unterhaltung war und blieb stockend, bis endlich der Erzbischof aufbrach, um gen Mainz zu reiten.

Das Alles ging jetzt noch einmal an des alten Pomaria Seele vorüber, als er in seinem Lehnstuhle saß nach der Stunde der Vesper. Alle die bitteren Empfindungen, die des Erzbischofs Worte und das Mißlingen seines Planes, den Ritter Brömser zu entfernen, ihm bereiteten, gingen unter in der Freude über das Gelingen seines Planes mit seinem Sohn und über die glänzenden Geldgeschäfte, die er gemacht. Nur einen Wunsch hatte er jetzt, den, daß Giambattista Maria Ottini zum Weibe nehme, und an den reihte sich der andere, daß Antonio aus Asti heimkehre, ehe der Krieg sich in diese Nähe zöge. Kam er gerade in das Gewirre des Kampfes, so stand die Innung in Gefahr, Alles einzubüßen, was er aus Italia brachte, und das war ein hoher Werth.

Während diese Gedanken seine Seele erfüllten, trat Giambattista herein.

„Setze Dich auf einen Schemel zu mir, mein Sohn," sprach der Greis, und der Sohn gehorchte schweigend.

„Deine kühnsten Wünsche sind heute erfüllt worden, mein Sohn," hob der Greis an. „Du bist eines Amtes theilhaftig geworden, in einem Alter, in dem ich noch nicht daran denken durfte. Morgen werde ich Dich den Schöffen der Stadt vorstellen und den Stab in Deine Hände legen. Daß Du aber auch nun als Glied in unsere Gemeinschaft treten könntest, fehlet noch Eins, Deine Vermählung mit Maria Ottini."

Ueber das Gesicht des bildschönen jungen Mannes zog eine Todesblässe. Der Vater mochte es bemerken, aber schwieg, und ließ ihm Zeit, sich zu sammeln. In Giambattista's Brust begann ein schwerer Kampf. Er liebte Maria Ottini nicht. Zwar war sie schön wie ein Engelbild; aber in ihrer Seele lag Stolz, Herrsch-

sucht, Härte und eine Gluth sinnlicher Leidenschaftlichkeit, wie sie wohl nur unter dem glühenden Strahl einer italischen Sonne reifen mag. Schon als Kinder hatten sich Beide abgestoßen. Maria aber mochte gerne die Bemerkungen Anderer annehmen, und besonders des Ritters Brömser bei Rüdesheim. War es eine persönliche Abneigung oder das Bewußtsein, daß ihre Eltern sie längst für einander bestimmt; kurz, ihre Herzen entfremdeten sich in späteren Jahren immer mehr. Um Maria's Heftigkeit zu mildern, hatte sie Ottini in das Kloster Ruppertsberg gebracht. Dort war sie seit einem Jahre. Giambattista hatte sie nur selten gesehen, aber nie das gefühlt, was das Herz zum Herzen zieht. Und wie hätte das sein können? Trat ja doch immer zwischen ihn und Maria ein bleiches Bild, das tiefen Schmerz verrieth, ein Bild aus früheren Tagen, ein Bild von jenseit der Alpen! —

„Du schweigst," hob endlich der Alte wieder an. „Ist die Thorheit noch nicht besiegt? Ich glaube, Du würdest aus Dank gegen den Vater, der Alles für Dich that, der sein ganzes Leben nur seinen Kindern weihet, thun, was seine Seele wünscht, was des Hauses Bestehen und Wohlstand heischt. Hab' ich mich betrogen in Dir?"

„O, mein Vater!" seufzte der Sohn.

„Du willst sagen, Du hegest für Marien keine Neigung? Thor! Ist sie nicht das lieblichste Wesen, das Dein Auge sehen kann?"

„Wohl, mein Vater," sprach Giambattista; „aber habt Ihr sie beobachtet? Kennt Ihr ihr Herz? Ihre Denkweise? Habt Ihr ihre Abneigung zu mir erwogen?"

„Weil Ihr in kindischer Laune Euch nicht verstandet, weil Ihr mit einander wohl einmal habertet, solltet Ihr in den verständigen Jahren nicht mit einander leben können?" rief der Vater. „Toller Wahn! Deine Mutter liebte mich auch nicht; ich sah wohl auch eine Andere lieber; aber ich gehorchte meinem Vater, und nie war eine Ehe glücklicher, als die unsere. Traurig, daß sie der Tod so

frühe trennte! Ueberdies hast Du Maria seit einem Jahre nicht gesehen, nicht gesprochen. Maria ist eine Andere geworden, sagt die Aebtissin."

„Nur gegen mich nicht," versetzte der Sohn.

„Giambattista," sprach wehmüthig der Vater, „soll mein graues Haupt mit Herzeleid belastet werden, und mit Herzeleid in die Grube fahren? Soll die Innung durch Dich zerstört werden, die so lange und so herrlich blühte? Sollen die Lombarden deutsches Blut mit dem ihren mischen? — Soll des Vaters Fluch auf Dir lasten?" Die letzten Worte sprach er mit herber Strenge.

Der Sohn fühlte einen Schauer durch seine Adern rieseln. „Ich will gehorchen!" rief er, und faltete seine Hände in stummer Trauer.

„Gut," sagte froh der Vater. „Gottes Segen wird auf Dir ruhen mit dem meinen, und an ihn gebunden."

„Aber," schob der Sohn ein, „eilet nicht. Laßt mich wenigstens mit Maria Ottini näher bekannt werden. Gestattet eine Frist!"

„Die sei Euch zugestanden, wenn Ihr die Verlobung vollzogen habet."

Der alte Pomaria verließ den Sohn, dem er die Hand herzlich reichte, um zu Ottini zu gehen, daß er ihm Giambattista's Einwilligung, zugleich seine Belehnung mit dem Schultheißenamte melde. Giambattista blieb allein in stummer Verzweiflung zurück. „Vergib mir, arme Annunciata, betrogenes, armes Kind, vergib mir!" rief er endlich aus, seine Hände ringend. „Warum bin ich nicht arm, wie sie? Warum bin ich heimgekehrt aus dem Lande der Väter? Dort, bei ihr, hätte ich bleiben sollen!"

3.

Es war ungefähr um dieselbe Zeit, als kurz vor dem Eintritte des Zwielichts in einer kleinen und engen Gasse an der Stadtmauer von Asti sich eine Thüre öffnete, aus welcher ein kleines, seltsam aussehendes Männlein trat. Eben als er die gebrechliche Thüre schließen wollte, kam eine kleine Hand zum Vorschein, welche die seinige faßte und festhielt.

Unwillig fuhr das Männlein herum und sagte halblaut: „Hab' ich denn keine Ruhe vor der vermaledeiten Dirne!“ — Es half jedoch nichts, er mußte wieder in die Thüre treten. Eine weiche, ungemein melodische Stimme bat flehend das Männlein:

„Ach, theurer Oheim, forschet doch genau bei dem Deutschen, und lasset mich nicht lange warten! Und noch Eins, guter Oheim, betrinkt Euch nicht!“

Das schien das Männlein über Gebühr zu ärgern. Es schmiß die Thüre zu, rannte schnell das Gäßchen hinab, brummend und grollend. „Malebetta!“ stieß er im Grimme hervor. „Geb' ich ihr dafür das Gnadenbrod, daß sie mich meistern will? Mir vorzuschreiben, wie viel ich trinken soll von dem edlen Montefiasconer! Nein, Du vorwitzige Närrin, so weit sind wir Beide eben noch nicht gekommen.“ Er stieß den langen Stock mit dem Elfenbeinknopfe, den er einst von einem Vetter Canonicus bei der Kirche dei Angeli bekommen, giftig auf das Straßenpflaster. „O, hätt' ich Dich vom Halse,“ fuhr er fort, „wie manch' Schöpplein könnte ich mehr trinken. Ich müßte doch nicht immerdar die Thränen sehen, die das dumme Ding vergießt, weil ihm der junge Deutsche davongelaufen ist. — Schließt sich ein, wie eine Nonne, und will doch in kein Kloster gehen. Ist hübsch, wie eine heidnische Göttin, und läßt sich nicht sehen, daß einmal ein braves Kind von Asti sie freien könnte! Ja, werde Einer aus dem Weibsvolk klug! Dank

allen Heiligen, daß ich mir's nicht einfallen ließ, ein Weib zu nehmen; die sollte mir erst meinen Labetrunk vergällen!"

Er war unter diesen Ausrufungen, die jedoch keineswegs so laut geschahen, daß ein neugieriges Ohr sie hätte vernehmen können, in eine ansehnliche Entfernung von seinem Häuslein gekommen, und bei jedem weiteren Schritte schien sein Herz ruhiger zu werden und sein Zorn milder. Die herrschende Gutmüthigkeit siegte endlich ganz, und er schloß den Monolog mit den Worten: „Was will ich machen? Sie ist doch meiner Schwester einziges Kind, und ohne mich ganz verlassen. Auch thut sie mir ganz gute Dienste, wäscht und säubert, kocht mir mein Süpplein und pflegt mich wie einen Vater. Sie meint es wohl gut, weiß aber noch nicht, was einem alten Manne zukommt, der sein Leben hindurch viel und sorglich gehandelt und gearbeitet hat. Ich will nur thun, was sie will. Gebe es mein Patron, daß ich ihr Nützliches erfahre, oder doch Angenehmes!" —

Das Männlein, dessen Unterredung mit seiner Nichte und Selbstgespräch wir vernommen, war ein Kleinhändler, der sich aus den Geschäften mit einigem Vermögen zurückgezogen, und nun, nachdem das Häuschen sein eigen geworden, auf seinen Lorbeeren ausruhte und sein Fläschlein Montefiasconer täglich mit Behagen trank. Er war ein Junggeselle aus Grundsatz, wie er zu sagen pflegte. Hörte man aber die arge Welt, so lagen andere Bestimmungsgründe vor, und zwar die, daß er mehrmals mit Feuer gefreiet, aber jedes Mal mit einem großen Korbe abgezogen sei. Letzterer unangenehme Umstand hatte in einigen anderen Umständen seinen Grund, deren zwei an seinem Kopf, einer am Rücken, und der vierte in seiner Gestalt überhaupt begründet zu sein schienen, wenigstens meinten das die Frauen so, die freilich immer etwas Besonderes wissen und haben wollen. Der erste Umstand an seinem Kopfe bestand darin, daß er ungemein dick und eckig war, und ein Haar darauf wuchs, das eher den Namen der Haare verdienen

mochte, welche das Fell der Thiere bedecken, welche das Volk des Alten Bundes verabscheut. Dieses Haar hatte noch eine andere Eigenschaft, die den Frauen mißfiel, es war nämlich so abnorm roth, daß man hätte glauben können, es brenne. Ueberdies hatte er zwei Augen wie andere Menschenkinder, aber die Farbe dieser Augen war schier auch röthlich, und das eine sah rechts, das andere links hinaus in die Welt, so daß eigentlich Niemand wußte, wohin er blicke, ausgenommen er selber. Sein Rücken war mit einem Verdrusse behaftet, was so viel heißt, als, er hatte einen Höcker, der, spitz und hoch an sich, auch noch die besondere Eigenschaft hatte, daß der Grat sehr scharf war. Dabei war er nur zwei und einen halben Schuh hoch, befliß sich sehr possierlicher Manieren, und suchte besonders durch sehr rasche Drehungen den Höcker Demjenigen zu verbergen, der eben mit ihm sprach. Außerdem war er ein erzkomischer Schalk, der nichts lieber that, als die Leute hinter einander zu hetzen. Er lachte in der Regel dann in die Faust; bereitete aber Anderen viel Kurzweil. Sein Witz war scharf und beißend, obwohl er Niemanden damit verletzen wollte; denn dazu war er zu gutmüthig. Sein Name war Bartholomeo Malvoglio.

Als er nun so brummend die Straße hinabsegelte, sahen ihm die Leute lachend nach.

„Er geht wieder zum Montefiasconer,“ rief eine Frau der Nachbarin zu; „wenn er sich nur in Acht nimmt, daß er nicht in der Trinkschale ersäuft!“

„Die müßte doch groß sein,“ lachte diese, „denn sein Kopf allein füllt den Taufstein der Kirche bei Angeli aus.“

„Man sollte immer Wasser hinter ihm hertragen,“ bemerkte eine Dritte, „weil es gefährlich ist, mit seinen Haaren an Holz und Stroh vorbeizugehen. Wenn einmal ein Stadtbrand entsteht, so hat ihn Malvoglio gewiß mit seinem Kopfe verursacht!“

Die Erste versetzte darauf: „Mit dem Wasser befreundet er

sich nicht; dagegen ist er gesellig. Wenn er auch allein aus seinem Hause weggeht, kommt er doch immer zu zwei wieder heim, und es ist allemal ein Montefiasconer, der mit ihm kommt."

„Freilich wohl," bemerkte die Zweite, „allein das Schlimmste ist, daß er stets schief geladen hat, denn die Straße ist ihm zu enge."

„Wäre er von Glas," sagte die Dritte, „so wäre er längst an unserer Hausecke zerbrochen; denn er rennt jedabendlich dawider."

Ein lautes Gelächter beschloß das Gespräch in dem Momente, wo Malvoglio um die Ecke bog.

Hatte er es nicht gehört, oder mochte er es nicht hören? Es blieb jedenfalls zweifelhaft; denn er achtete nicht im mindesten darauf, und arbeitete sich mit seinen kleinen Beinchen aus der argen Gesellschaft weg. Durch mehrere Gassen der alten Stadt war er schon gegangen. Gegen manche Osteria hatte er liebäugelnde Blicke geworfen; aber sein Antlitz blieb sich gleich. Als er in der Nähe der Kirche bei Angeli ankam, klärte sich plötzlich das Antlitz auf. Der Purpur der Nase schien leuchtender zu werden. Die Augen irrten in ihren Höhlen herum, wie zwei Feuerräder — denn — die Osteria des Montefiasconers lag vor ihm, die Thüre stand offen, und er sah die Gäste in bunter Mischung da sitzen an den rohen Tischen, die umher standen. Malvoglio trat rasch ein.

Alsobald ließ er seine beiden Luchsaugen herumspazieren und musterte sich seine Leute, indem er, auf die Spitzen seiner Zehen sich stellend, unbemerkt umherschaute. Da saßen sie, die alten Genossen seiner seligen Zechstunden, da saß auch der Gesuchte, die riesiggroße blondhaarige, blauäugige deutsche Gestalt des Jost von Kempten bei Bingen, des wohlbekannten Dieners des jungen Giambattista Pomaria. Damit hatte es nun folgende Bewandtniß.

Seit in Bingen die Lombarden oder Gewertschen, wie man sie allgemein in Deutschland nannte, sich niedergelassen, pflegte jährlich ein Glied des Hauses nach Asti zu gehen, wo ein anderer Zweig der Familien-Innung das Geschäft betrieb, die Einkäufe machte,

und dergleichen mehr. Man wählte dazu meist die jüngeren Familienglieder, um sie in das Innere des Geschäfts einzuweihen, mit den Familiengliedern jenseit der Alpen bekannt und vertraut zu machen, und überhaupt ihnen einen freieren Ueberblick zu gewähren. Vor einem Jahre war Giambattista Pomaria in Asti gewesen, und hatte sich lange Zeit dort bei seinem uralten Großvater aufgehalten. Der Greis bewohnte ein stattliches Haus, welches jedoch in einer Nebenstraße Asti's lag, wo sich seine Magazine in der Nähe befanden. Dem Hause gegenüber befand sich die Wohnung eines Schneiders, Namens Ghisberti, der selber längst gestorben war. Seine Wittwe war arm und nährte sich als Wäscherin; aber sie besaß einen Schatz, wie Asti keinen zweiten aufzuweisen hatte, in ihrer kaum sechszehnjährigen Tochter. Annunciata war schön wie ein Engel, und, was mehr ist, sie war rein wie ein Engel. Wohl suchten die Jünglinge der Stadt Buhlschaft mit ihr, aber sie wies Alle mit sichtlichem Ernste zurück. Da kam der junge Pomaria, das Ideal eines schönen jungen Mannes, und seine Schlaf- und Wohnstätte war ihrem Fenster gegenüber.

Giambattista sah das schuldlose Engelsbild und wurde bezaubert von den Reizen, die sein Auge erblickte. Wäre Annunciata ein Mädchen gewesen, wenn sie den Eindruck nicht mit Vergnügen wahrgenommen, den sie auf das Herz eines Jünglings gemacht, den sie selbst so ungemein schön fand? Unter diesen Umständen bildete sich bald ein heimlicher Augenverkehr. Das Herz begehrte bald mehr, und da die Augen bereits vermittelt hatten, blieb der Umgang nicht aus, und die Herzen schlossen den Bund der Liebe. War es ein Wunder, daß Giambattista nicht über die Alpen eilte? Mit der Meinung der Seinigen am fernen Rheine jedoch stand die seine nicht im Einklange. Dort drängte der Vater auf des Sohnes Rückkehr. In Asti ahnte Niemand dies Verhältniß zu Annunciaten, am wenigsten der dem jungen Manne nahestehende Greis. Niemand wußte darum, als der treue Diener Giambattista's, jener Jost aus

Kempten, der jetzt wieder in der Osteria des Montefiasconers saß. Er liebte seinen jungen Herrn, er hatte selbst in Kempten ein Treuliebchen. Warum sollte er ihm ein Glück mißgönnen, dessen Größe er selber kannte? Auch fand er kein Unrecht darin, daß ein so reicher junger Mann ein blutarmes, aber durch seine blendende Schönheit so hochgestelltes Mädchen freie, zumal sie so gut und fromm war wie eine Deutsche. An etwas Anderes aber, als an eine ehrliche Heirath konnte Jost nicht denken, und zwar um so weniger, als er selbst etwas Anderes sich nicht denken konnte. Zur Ehre seines Herrn sei es aber gesagt, daß er andere, bloß Tändeleien bezweckende Absichten nicht hegte. Seine Liebe für das schuldlose, liebenswürdige Kind der Natur war echt, treu, wahr. Mit den heiligsten Eiden gelobte er ihr, sie als Gattin heimzuführen nach Jahresfrist. So schied er unter heißen Schwüren und Thränen.

Für das arme Mädchen brach eine schwere Zeit alsbald herein. Die Mutter starb. Das Häuschen war verschuldet, und nichts blieb ihr übrig, als die Zuflucht beim alten Oheim an der Stadtmauer, dem weinseligen Malvoglio. Er nahm sie auf; aber ihre Tage waren nicht rosig bei ihm.

In jenen Tagen war der Verkehr in die Ferne nur ein mündlicher und persönlicher. Wie sollte das liebende Mädchen von dem Geliebten Kunde erhalten? Sie liebte mit der tiefen, heißen Gluth, wie sie das Herz hegt unter dem südlichen Himmel Italiens. Sie glaubte fest, wie sie an Gott und die Heiligen glaubte, an seine Treue und an die Lösung seines Wortes. Sie zählte die Tage, die Monate bis zur Wiederkehr; aber er kam nicht.

Dort am Rheine stand es anders, als er es sich geträumt im Arme der Liebe. Er fand den ungemessenen Geldstolz seines Vaters, den Plan, ihn mit Maria Ottini zu vermählen, dieser Maria, deren Leidenschaftlichkeit, deren Eigensinn, deren feindseliges Gemüth er kannte, die ihn nicht liebte, die er verabscheute!

Wohl merkte der Vater, daß ihn ein Band im Lande der Heimath

fessele. An den dummen, ehrlichen Jost machte er sich nun, um ihm das Geheimniß abzulauschen oder selbst abzunöthigen.

Jost hatte nicht Ursache, es zu verheimlichen, weil er glaubte, sein Herr habe es seinem Vater gestanden. Der schlaue Pomaria entlockte ihm die kleinsten Umstände. Danach nahm er seine Maßregeln, ohne dem Sohn eine Andeutung zu geben, daß er wisse, wie es in Asti stehe. Nur einmal, da nämlich, als er ihm mit kluger Berechnung das Ja abnöthigte, ließ er eine Andeutung fallen, als könne Giambattista eine Andere lieben.

Der Sohn wagte es nicht, seine Gefühle auszusprechen, und verschloß in den Schrein des Herzens, was er in dessen Grunde hegte. Er hoffte durch den Aufschub das zu erhalten, was er wünschte.

Als nun der Sommer gekommen war, wo wieder ein Sohn des Handels nach Asti reisen sollte, kam ein Brief vom alten Großvater, welcher heischte, daß Antonio, der jüngste Enkel, komme, auf daß ihn sein Auge sähe, ehe es sich im Todesschlafe schlösse. Das war ein schlau gelegter Schlupf für den armen Giambattista. Er mußte bleiben, und Antonio zog. Der Großvater aber wußte nichts von einem Briefe.

Am Tage vor der Abreise ließ Pomaria den Knecht Jost in sein Gemach kommen.

„Jost," sagte er, „Du hast unserem Hause seit Jahren treu gedient, Du sollst jetzt meinen jüngsten Sohn nach Asti begleiten. Es ist Deine letzte Reise. Sobald Du zurückkommst, will ich Dir ein Häuschen in Kempten kaufen oder bauen, wo Du Dich setzen kannst; aber Eins ist die Bedingung."

Jost's Herz pochte bei dieser Eröffnung mit Heftigkeit. Er sah sich schon im Besitze seines Liebchens, am Ziele seiner Wünsche.

„Was fordert Ihr denn von mir, Herr?" fragte er. „So ich kann, will ich's gewißlich erfüllen."

„Du weißt," sagte er zutraulich, „daß Annunciata Ghisberti,

das blutarme Schneiderskind von Asti, nicht für meinen Sohn ist. Er wird, ehe ein Monat vergeht, Maria Ottini heimführen, die reiche, schöne Maria!"

Jost erstarrte. Er gedachte des armen liebenden Mädchens und seiner Hoffnungen, und bejammerte sie; allein er sah erst jetzt, daß sein alter Herr eine Wahrheit sagte, als er fortfuhr:

„Uns gilt es Alles, guter Jost, den alten Ruhm unseres Hauses zu erhalten, und er ruht allein auf Geld und Redlichkeit. Die Innung aber geht aus einander, wenn Fremde hineinheirathen und das Geld in andere Hände kommt; darum kann aus dem nichts werden, was Giambattista dort angeknüpft hat."

Wenn auch ein Zweifel in seiner Seele aufstieg, ob das Alles so sei, Jost war zu sehr gewöhnt, zu thun, was man ihm sagte, daß er nicht auch gehorsamte, wie er denken sollte, was Andere dachten.

„Höre," fuhr Pomaria fort, „ich gelobe Dir, Haus und Hof zu gründen, wenn Du zurück die Kunde bringst, Annunciata sei wirklich gestorben, wie sie denn jetzt schon für ihn todt sein muß."

In Jost's deutscher Seele regte sich eine Macht gegen dies Ansinnen; aber der gewandte Italiener wußte ihm die Sache so augenfällig als Pflicht hinzustellen, daß er am Ende gelobte, es also zu machen.

Wohl sah der Alte ein, daß, wenn Giambattista mit Jost rede, und ihm, wie kaum zu zweifeln, Aufträge ertheilte, der dumme ehrliche Jost das ganze Ränkegewebe entdecke; daher wußte er es so zu leiten, daß Giambattista gen Köln fuhr in Handelsgeschäften, und während dieser Zeit reisten Die ab, welche mit Antonio den Zug nach Asti machen sollten.

Sein Plan war erreicht. Antonio ahnte nichts von seines Bruders Händeln in Asti, und Jost durfte ihm nichts davon vertrauen.

Nach langer Fahrt langten sie in Asti an.

Jost eilte am anderen Morgen in die wohlbekannte Wohnung

der Wittwe Ghisberti. Fremde Leute sahen ihn verwundert an. „Wo ist Frau Ghisberti?“ fragte er.

„Todt!“ war die Antwort.

„Wo ist Annunciata?“ fragte er weiter.

„Wir wissen es nicht,“ sagten sie; „wir glauben, daß sie auch todt ist; denn man sieht nichts mehr von ihr.“

Da wurde es dem ehrlichen Burschen von Kempten leicht um die Seele. Er betete ein Paternoster und Ave für ihre arme Seele, und dankte seinem Schutzheiligen, daß er nicht zu lügen nöthig habe.

Annunciata war wohl todt für die Welt. Sie sah sich als ihres Geliebten Verlobte an; mied es, sich öffentlich zu zeigen, und als nun Giambattista nicht kam, sie sich betrogen sah, begrub sie sich und ihren Schmerz in das kleine Häuschen Malvoglio's, und kaum ahnte man in der Nachbarschaft ihre Anwesenheit, wenn man nicht die edle Gestalt tief verschleiert hätte vorüberschweben sehen zur Kirche bei Angeli.

Eines Tages war sie dort hingegangen, und — schier wäre sie zusammengesunken — dort erblickte sie des Geliebten Diener, den treuen Jost von Kempten — aber — Giambattista fehlte! Wie konnte sie Auskunft erhalten?

Da hörte sie eines Tages den alten Oheim von dem Deutschen reden, der eine so weite Gurgel habe, daß er ein ungeheures Maß Montefiasconers trinken könne. Nun bat, nun flehte sie ihn an, daß er Jost ausfrage über seinen Herrn. Darum stellte sich Malvoglio auf die Spitzen seiner Zehen, als er in die Osteria seines Freundes aus Montefiascone trat. Kaum hatte er seinen Freund aus früheren Tagen erblickt, als er mit seinen spitzigen Ellenbogen die Leute zur Seite schob, und mit seiner kleinen Gestalt rasch zur Seite des Deutschen sich einen Platz erobert hatte.

Unter den wenigen hervorstechenden Eigenschaften Jost's von Kempten war diese die eminenteste, daß er den ansehnlichen Durst seiner Heimath mit sich über die Alpen genommen hatte, und zu

dem edelsten Muskateller, welcher im Patrimonium Petri wuchs, nämlich bei dem Städtchen Montefiascone, eine warme Neigung im Herzen trug. Sein junger Herr war kein Knicker; und so wurde es ihm möglich, regelmäßig jeden Abend sich ein anständiges Räuschchen in der Osteria zu holen. Auch heute saß er da voll Lust und Freude, und zog an seiner Kanne mit unsäglichem Behagen den süßen Saft des gesegneten Landes. Nur Eines fehlte noch für ihn. Er war eine jener behaglich heiteren Naturen, die es lieben, daß Lust und Kurzweil um sie herumhüpfen, und sie selbst dabei nichts weiter thun, als aus dem innersten Fundamente des Herzens zu lachen. Dazu fehlte der rechte Mann noch, nämlich Malvoglio. Nach ihm, dem gewohnten Gaste und Lustigmacher, sah sich Jost mit Sehnsucht um; aber er nicht allein, sondern auch andere Gäste und der Wirth selbst, der diesen Juwel seiner Osteria wohl kannte, und in ihm einen nicht geringen Magnet für viele seiner Gäste schätzte.

Als mit einer ihm eigenthümlichen Schnellkraft der kleine Kobold neben Jost auf die Bank hüpfte, reichte ihm dieser fröhlich seine breite Hand hin und rief ihm ein herzliches Willkommen zu.

Jost hatte so viel Italienisch begriffen, daß er sich ziemlich gut darin ausdrücken konnte.

Auch Malvoglio begrüßte seinen alten Zechgenossen, neben dem er freilich wie ein Pigmäe saß, und drückte ihm die mächtige deutsche Hand.

„Auch wieder bei uns, Signor Josto?“ fragte er freundlich, „und seit wann?“

„Nun, seit drei Tagen,“ sagte Jost in seinem Phlegma, aber ungemein erfreut durch die ehrende Anrede Malvoglio's.

„Ist auch Euer vieledler Herr wieder bei Euch, Signor Giambattista Pomaria?“ fragte Malvoglio.

„Habt Ihr den auch gekannt?“ war Jost's Gegenfrage.

„Gewiß!“ versetzte der Kleine.

„Dieses Mal ist sein Bruder Antonio hier," redete Jost weiter.

„Wie kommt es denn, daß er Asti nicht wieder besucht hat?"

„Er ist Schultheiß der Stadt Bingen geworden," antwortete Jost.

„Was ist das denn?" fragte unschuldig Malvoglio.

„So viel wie Euer Podesta; aber das ist's nicht alleine. Er ist jetzt ein junger Ehemann, versteht Ihr, und darf das schöne Weibchen in den Honigwochen doch nicht verlassen."

Malvoglio stutzte. „Wen hat er denn heimgeführt?" fragte er weiter.

„Maria Ottini, das schönste und reichste Mädchen der Stadt, seine längst erkorne Braut."

Malvoglio wußte genug. Einen Augenblick flog eine düstere Wolke über sein Gesicht; er dachte an das arme, betrogene Mädchen, gedachte ihres Leides, und das trübte seine Stimmung; indessen war Malvoglio nicht der Mann dazu, lange einem Gefühle Raum zu gönnen, das ihn ohnehin selten beschlich.

Der Wirth stellte ihm seine Kanne Montefiasconer vor, sagte sein Prosit! und fragte: „Was ist Euch denn für ein Läuslein über die Leber gelaufen, Signor Malvoglio, daß Ihr Eure gute Laune daheim gelassen habet?"

„Ja, ja!" riefen mehrere Gäste zugleich. „Erzähle, Malvoglio, was Dir begegnet ist."

„Nichts, gar nichts," lachte der Kleine, der in diesem Momente den ersten belebenden Zug aus seiner Kanne gethan, und mit diesem Cardinalzuge seine ganze übersprudelnde Necklaune wieder gewonnen. „Das Eine nur machte mich traurig, daß ich im Vorbeigehen Lizzi's Frau keifen hörte über ihren Saufaus von Mann, der wieder in der Osteria sitze und die Nadel ruhen lasse. Sie meinte, sie müsse wohl wieder dem Ziegenbock das Fell ausklopfen, wenn er mäkernd heimkehre. Ich bedaure Dich, armer Lizzi," sprach er

mit schalkiger Miene zu einem langen und sehr dürren Manne, der ihm gegenüber saß und ein Schneider seines Zeichens war; dabei wirbelten seine verdrehten Augen in ihren Höhlen herum, als hätten sie den Veitstanz, und seine ohnehin absonderlichen Züge nahmen den Ausdruck an, der Jedermann zum Lachen reizte, der ihn ansah.

Jost brach in ein wieherndes Gelächter aus, und die ganze Gesellschaft stimmte mit ein, nur Lizzi, der Schneider, nicht, der ärgerte sich über die Maßen, und konnte das auch nicht bergen. Zwar schwieg er, und that einen tüchtigen Zug aus seiner Kanne; aber sein Antlitz verfärbte sich und wurde gelb vor Ingrimm.

„Armer Lizzi," hob Malvoglio wieder an, „Du hast ein Hauskreuz, wie irgend Einer in Asti. Allemal, wenn ich Deine Holde keifen höre, gelobe ich eine Kerze in die Kirche bei Angeli, zu deren Kirchspiel wir gehören, daß ich mir nie einfallen ließ, zu heirathen."

„Schweig, Du Galgenvogel," schrie jetzt Lizzi, dem der Aerger überquoll, „dafür hast Du ein schönes Dirnchen Dir heimlich in's Haus geholt."

Malvoglio lachte. „Hast Recht, Lizzi, und es gereicht mir nicht ganz zur Schande, daß meine Schönheit diesen Sieg noch so spät errang." Abermals brach das Gelächter los.

„Du aber," fuhr Malvoglio unermüdet fort, „konntest nur in Deiner Jugend das Zankeisen erlangen, die wahrscheinlich sonst Keinen bekommen konnte; denn jetzt siehst Du aus wie eine dünne Wurst, die Jahre lang im Rauchfange hing, und hast eine Farbe wie eine unreife Citrone vom Gardasee. Jetzt gelänge Dir's nicht, meinst Du nicht, Annibaldi?"

Mit diesem Anrufe wandte er sich an einen lustigen Schuster, einen untersetzten, dicken Burschen, dessen Antlitz leuchtete wie der rothe Abendhimmel, der besonders mit Lust es ansah, daß der ärgerliche Schneider aufgezogen wurde, dessen nächster Nachbar er war.

Der Schneider war außer sich vor Zorn.

„Sieh' Dich an, Zwergel," rief er zornig aus, „daß Du erröthest vor Dir selber. Stecke Deinen Kopf in eine Pfütze, daß er nicht in heller Lohe brenne!"

Malvoglio lachte hell auf. „Hätt' ich eine Frau, wie die Deine, so wäre der Brand schnell gelöscht."

„Wie so?" fragte Jost von Kempten.

„Deutscher Säufer," schrie Lizzi, „was mischest Du Dich drein!"

Jost wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Laßt hier den Annibaldi reden," sprach Malvoglio, „der wird Euch die Geschichte erzählen."

„Erzählet!" schrien augenblicklich zehn Kehlen.

„Ihr wisset, Freunde," hob pathetisch der Schuster an, „daß ich das Unglück habe, Lizzi gegenüber zu wohnen. Jüngst hatte Freund Lizzi hier mehr getrunken, als sein Durst auswies, und kam mit mir, der ich stets nüchtern bin, heim. Während meine liebe Frau mich mit freundlicher Miene einläßt, mußte Lizzi poltern an der Thüre, als wolle er sie zerschmeißen. Er wird leicht giftig, wie Ihr eben sahet. Hier wurde er's auch, und schimpfte ergötzlich auf seine theure Hälfte und tobte wie ein Unsinniger. Bald darauf öffnete sich das Fenster über seinem Kopfe, und ein ganzer Kübel kaltes Wasser ergoß sich über meines Nachbars kahlen Kopf. Das that Wunder. Plötzlich war seine Hitze verflogen, und er flehte nun wie ein kananäisch Weibchen um baldigen Einlaß, der ihm auch wurde."

Das war Oel in's Feuer. Lizzi raste und wollte Annibaldi an den Leib. Der ganze Troß der Gäste aber lachte, daß das Haus bebte, und Jost's Bärenstimme war vor Allen hörbar.

Annibaldi duckte sich, als der dürre Schneider seine langen Finger nach ihm ausstreckte, und schob Jost vor. Dem fuhr Lizzi in die langen blonden Haare, und raufte sie, blind vor Wuth.

Jost aber, nicht faul, wenn ihm Einer zu nahe kam, zog ihm eine deutsche Maulschelle, daß er heftig zurückprallte.

„Laß mich in Ruhe, Ziegenbock," rief er. „Ich habe nichts mit Dir zu thun."

„Friede! Friede!" rief Malvoglio. Der Wirth faßte Lizzi, und hielt dem Schäumenden die Hände.

Während dies geschah, saß Annibaldi wieder an seiner Stelle.

„Warte, Du Pechvogel," rief Lizzi, „ich will Dir's gedenken."

„Und Du, deutscher Lümmel, was schlägst Du mich?"

„Bleib' aus meinen Haaren!" sagte lakonisch der Deutsche, und war wieder so ruhig wie vorher.

Der Strom seiner Schimpfreden ergoß sich nun über Annibaldi, bis ihm der Athem ausging. Dabei schoß er fortwährend wüthende Blicke auf den Deutschen.

„Sag' doch an," hob endlich Malvoglio wieder an, sich an Annibaldi wendend, „was war das neulich für eine Geschichte mit dem Pater Ambrosio?"

„Du weißt's ja selbst," entgegnete dieser. „Erzähle es nur!"

Wiederum forderten Alle die Erzählung von Malvoglio.

Dieser sträubte sich zuerst, dann erzählte er:

„Ihr kennt Lizzi's schönes Weib. Stellt die in Euren Weinberg, und acht Tage nachher geht keine Krähe hinein. Auf dieses Weib, meinte nun Lizzi, habe der Pater ein Auge. Er trifft ihn eines Tages, wird stößig gegen ihn und faßt ihn am Ende an der Kutte, um ihn hinaus zu werfen; der Pater aber ist ein wohlgenährter Patron, der bläuet ihn weidlich durch, und seine Frau hilft liebevoll dem Pater. Acht Tage war er nicht hier, weil seine dürren Knochen Noth gelitten hatten. Ich kehrte gerade mit Annibaldi aus dieser Osteria heim, als sie sich liebkosten, wie Signor Pulcinello und seine Columbine."

„Was war denn die Ursache?" fragte Jost, dem es Spaß machte, sich an dem Schneider zu reiben.

„Narr,“ rief Malvoglio, „der Pater küßte die Donna in allen Ehren, und das verdroß den Herrn Gemahl!“

„Lüg' Du und der Teufel!“ schrie Lizzi, und griff nach Malvoglio. Dieser schlüpfte unter den Tisch, und der zornblinde Lizzi faßte abermals den breiten Jost. Dieser fuhr grimmig auf, und zog dem Schneider eine noch derbere Maulschelle, als die erste gewesen. Er taumelte. Malvoglio benutzte den günstigen Moment, hob ihm die Füße unter dem Tisch auf, und Lizzi stürzte der Länge nach in die Stube.

Das Gelächter hatte nun den höchsten Grad erreicht, und Jost ließ ihm vollen Lauf. Der Schneider raffte sich auf. Sein Antlitz war erdfahl vor Wuth. Kein Wort konnte er hervorbringen, aber er riß ein Messer hervor, und ehe Jemand zu Hülfe kommen konnte, stieß er es dem Jost in das Herz, daß er nur einen Schrei ausstieß und todt zur Erde fiel.

Plötzlich hatte das Lachen ein Ende. Wie ein Blitz fuhr der verstummende Schrecken unter die Gäste. Lizzi verschwand, und nach wenigen Augenblicken war die Osteria leer.

Der Wirth aus Montefiascone, dem derlei Vorkommnisse nicht ganz selten waren, faßte schnell mit einem Knechte den Leichnam und schleppte ihn auf die Stiege der nahen Kirche dei Angeli, und ließ ihn da liegen. Die Mägde wuschen schnell das Blut weg, und bald war jede Spur vertilgt, und, wie man zu sagen pflegt, kein Hahn krähte weiter danach.

Am anderen Morgen fand man die Leiche des Deutschen. Die Brüderschaft der Kirche begrub sie, und Niemand folgte ihr, als der junge Herr Antonio Pomaria aus Bingen, der zu nicht geringer Verwunderung der Leute in Asti wirklich um seinen Diener trauerte, der doch nur ein Deutscher war.

Er ließ Seelenmessen lesen, stiftete ein Anniversarium in der Kirche, auf deren Stufen man den todten Jost mit dem Herzstiche gefunden, und am Abend darauf saßen wieder alle Gäste in der

Osteria, wie früher auch; nur wollte die gute Laune bei Malvoglio nicht aufkommen; und Lizzi hielt sich möglichst stille. Des Ereignisses vom vorigen Abend gedachte Niemand mehr mit einer Sylbe, und um den armen Jost trauerte Keiner, als sein Herr, der ihn als eine treue Seele kannte und nun ohne Diener war.

4.

Etwas verstört und völlig ohne Rausch wanderte Malvoglio nach dem Ereigniß in der Osteria des Montefiasconers nach seinem Häuschen an der Stadtmauer. Es wollte ihn doch ein schmerzlich Gefühl anwandeln, daß sein Necken einen so schlimmen Ausgang genommen; allein er war ein Italiener, dem eben so eine Begebenheit nicht lange schwer auf dem Herzen liegt. Auffallend war es ihm, daß in seinem Stüblein kein Licht brannte. Er klopfte mit Aengstlichkeit; allein bald öffnete ihm Annunciata.

Ach, sie hatte im Dunkel allein gesessen, und das Auge schwamm wieder in Thränen. Malvoglio fühlte aufrichtiges Mitleid, als er das schöne Wesen ansah, und bedachte, wie er ihr den Dolch des Wehes in das arme, ohnehin schon blutende Herz stoßen müsse.

„Ihr kommt ja frühe, Oheim?“ sagte sie, und der Ton der Stimme verrieth es deutlich, daß sie geweint hatte.

„Freilich,“ sagte der Alte. „Es gab eine schlimme Geschichte. Der Schneider Lizzi erstach den Josto, den Diener des jungen Pomaria.“

„O, all' ihr Heiligen!“ rief das Mädchen, und schier wäre ihr das Licht zur Erde gefallen, welches sie eben angezündet hatte; „was sagt Ihr da?“

„Es ist eine Osteriageschichte, nichts weiter. Er ist mausetodt, ohne Beichte und Absolution, das ist das Schlimmste.“

„Armer Josto!“ sprach traurig das Mädchen. „Er war ein treuer Diener und ein guter Mensch und Christ.“

„Nun, wenn Du ihm den Sermon hältst,“ bemerkte Malvoglio, „so wird ihm sein Herr ja auch Seelenmessen lesen lassen.“

„Ohne Zweifel!“ versetzte Annunciata, die durch Malvoglio's Erzählung ganz sich selbst und ihre Herzensangelegenheit vergessen hatte. „Aber ach, wie steht es nun mit dem, was ich so sehnlichst zu wissen wünschte? Ist Giambattista hier?“

„Es ist gesorgt, Kind,“ sprach Malvoglio. „Ich habe den Deutschen ausgefragt, ehe er den Todesstoß von Lizzi empfing.“

„O redet, redet, theurer Ohm,“ flehte sie in der größten Erregung. „Ist er hier?“

„Nein, Annunciata, er ist nicht hier, sondern sein Bruder, den Josto begleitete.“

Sie faltete ihre Hände vor der hochwallenden Brust. Es schien, als wolle der Athem stocken. Sie wagte nicht weiter zu fragen.

„Du sollst Alles hören, Kind, wie schlimm es auch ist. Den Gedanken, ihn je als Gatten Dein zu nennen,“ sagte Malvoglio, „mußt Du aufgeben. Bedenke, er ist reich, Du arm; er ist ein Podesta in seiner Stadt, Du die Tochter eines Handwerkers. Kind, da ist keine Hoffnung. Ueberdies ist er — vermählt.“

„Vermählt?“ rief das liebende Mädchen aus, und die Todesblässe überzog das liebliche Antlitz; das Feuerauge erlosch; die Gestalt brach in sich zusammen, und leblos sank sie in den Lehnstuhl zurück.

Der alte Malvoglio erschrak. Ein ähnlicher Fall war ihm noch nicht vorgekommen; darum wußte er auch nicht, was er zu thun hatte. Eine der spitzzungigen Nachbarinnen zu rufen, trug er um so mehr Bedenken, als er von keiner sehr geschätzt war, weil seine neckische Zunge keine derselben geschont hatte. Von seinem Instincte geleitet, lief er an ein Gefäß mit Wasser und wusch das

schöne Bild des Todes an. Durch dies einfache Mittel gelang es ihm, das arme Mädchen in's Leben zu rufen.

„Vermählt, sagtet Ihr, Oheim; ist das wahr?" fragte sie, und die Thränen perlten über ihre schneeweiße Wange herab, und das Licht brach sich drinnen, daß sie wie goldene Perlen anzusehen waren.

„Ja, Annunciata, so sagte Josto. Als ich ihn fragte, warum doch Herr Giambattista Pomaria nicht wiedergekehrt sei, da sagte er: Wie konnte er in den Honigwochen sein junges Weibchen verlassen, das schön ist wie Milch und Blut?"

„O Maledetto! Maledetto!" rief das Mädchen wüthend aus, und es schien, als wäre sie in diesem Moment eine ganz Andere geworden. Ihr Auge loderte in einem unheimlichen Feuer; sie raufte verzweifelnd ihr schönes Haar, daß es wild um ihren Kopf flog; ihr Wesen war in einer Aufregung, daß es Malvoglio Schrecken verursachte.

Nach einer an völlige Raserei grenzenden Wildheit wurde sie wieder ruhiger; aber diese Ruhe war entsetzlich anzusehen. Sie saß stille da, starrte in eine Ecke und gab kein Zeichen des Lebens von sich, als von Zeit zu Zeit ein tiefes Stöhnen, das erschütternd auf den alten Malvoglio wirkte.

„Geh' schlafen, Kind," bat er sie endlich, „Du bedarfst der Ruhe, wie ich."

„Ruhe?" fragte sie, ihn anstarrend, und ging.

In Annunciata's Benehmen zeigte sich der Unterschied zwischen dem deutschen Gemüth und dem italienischen. Die Liebe der Italiener ist Gluth, verzehrende Gluth, in der ihr ganzes Sein aufgeht.

Mild und zart, schwärmerisch und innig liebt das deutsche Herz. Wie jedes Gefühl auf dem Extreme leicht zu seinem Gegentheile wird, so die Liebe der Italienerin. Wird sie getäuscht, betrogen, so ist ihre Liebe Haß — ebenso tief und leidenschaftlich

ihr Wesen durchwühlend, wie es ihre Liebe gethan, und dieser Haß fordert Rache, und rastet nicht, bis er sie gefunden.

Wird die Deutsche getäuscht, betrogen, so ist ihr Schmerz unendlich groß, aber er tödtet die Liebe nicht, und könnte man in die Tiefe ihrer Seele schauen, man würde auch dann noch Liebe bis zum Tode finden, wenn auch der Betrug noch so tief verwundete.

Malvoglio konnte die Empfindungen Annunciata's nicht mißbilligen, aber ein tiefgefühltes Mitleid erfüllte seine Seele, und er nahm sich vor, gegen das unglückliche Mädchen desto sanfter und schonender von nun an zu sein.

Am anderen Morgen, als Malvoglio aufstand und erwartete, daß ihm, wie das sonst zu geschehen pflegte, Annunciata sein Morgensüpplein brächte, war es ihm auffallend, daß Alles im Häuschen so stille war. Da es nur zwei Stüblein und einen Raum für die Küche enthielt, der zugleich die Hausflur bildete, so konnte man jede Bewegung vernehmen, die im Hause stattfand. Sollte sie krank sein? dachte er, und der Gedanke beunruhigte ihn heftig. Er trat in die Küche; da stand noch Alles, wie es am vorigen Abend gestanden. Keine Kohle glomm auf dem Herde. Keinerlei Anstalt bewies die sonst so rührige Sorgfalt des Mädchens für den Oheim.

„Annunciata!“ rief er hinauf gegen die Thüre ihres Kämmerleins. Alles war und blieb stille.

Da durchrieselte ein heftiger Schrecken das Herz des Alten. Sollte sie sich ein Leid zugefügt haben? dachte er mit Entsetzen. Diese Vermuthung steigerte sich fast zur Gewißheit. Er wagte es nicht, in das Kämmerlein zu treten, wie man sich eben fürchtet, eine entsetzenerregende Vermuthung sich verwirklichen zu sehen. Doch drängte ihn die Angst wieder vorwärts. Er stieg die Stiege hinauf und drückte an die Thüre. Plötzlich sah er, daß sie von außen zugeriegelt war, daß also das Mädchen die Stube verlassen hätte. Jetzt öffnete er, und siehe, das Stüblein war nett und sauber,

wie immer, das Bett unberührt, und ihre Kleidung lag da, als ob sie sich zu Bette gelegt, und doch war dies nicht geschehen.

Wer konnte dies Räthsel lösen?

Rathlos stand Malvoglio eine Weile da.

„Sie hat sich in das Wasser gestürzt!" sagte er dann zu sich. „Armes Kind, Du jammerst mich!"

Uebrigens hatte er jetzt, wie er meinte, Gewißheit, und nun fand sich seine Seele leichter darein. Er ging zum Pfarrer der Kirche bei Angeli, welche seine Pfarrkirche war, bestellte einige Seelmessen, und trat guten Muthes in seine beliebte Osteria, trank daselbst seinen Montefiasconer und tröstete sich als guter Christ und verständiger Mann in Bälde, obwohl ihm eine Leere im Hause blieb, die er erst jetzt recht schwer empfand. War ihm doch die weibliche Pflege, die sorgende Vorsicht, die ordnende Besonnenheit etwas so Neues gewesen und doch schnell so behaglich geworden, daß er jetzt sie nur mit Bedauern entbehrte. Von Annunciata vernahm er nur noch das seltsame Gerücht, man habe ein reiches und schönes Frauenhaar irgendwo in der Stadt gefunden, und er dachte wohl, daß es das ihre sei.

An einem der folgenden Morgen trat in das Haus des alten Herrn Pomaria zu Asti ein Bauernknabe von höchst einnehmendem Aussehen. Das Gesichtchen war fast weiblich zart, und die Spur eines Bartes noch nirgends ersichtlich, obwohl der schlanken, schönen Gestalt nach er seine siebenzehn Jahre zählen mochte. Seine Farbe war bleich, das Auge trübe, und eine auffallende Trauer umschwebte die Gestalt. Er trug die Kleidung der armen Leute der Umgegend von grobem braunem Tuch und einen groben spitzigen Filzhut mit breiter Krempe auf den kurz abgeschnittenen schwarzen Haaren.

Als man ihn fragte, was er wolle, bemerkte er in großer Demuth und Schüchternheit, er sei eine Waise, und wolle in Asti Dienste suchen. Nun hätten ihm, fuhr er fort, die Leute gesagt,

der junge Herr Pomaria habe seinen Diener verloren; deßwegen wolle er sich ihm zu Dienst anbieten.

Der alte Diener des Hauses ging sofort hinauf, und zeigte solches dem jungen Herrn an, welcher den jungen Burschen heraufkommen ließ.

Er besah sich ihn und fand Wohlgefallen an ihm, fragte ihn, wie er heiße und wo er zu Hause sei.

Der Bursche nannte sich Tommaso Albertini und als seine Heimath ein Dorf in der Nähe von Asti.

„Hast Du aber auch bedacht," fragte er weiter, „daß ich innerhalb dreier Tage dies Land verlasse, die beschwerliche Reise über die Alpen mache und am fernen Rhein, in Deutschland wohne, wo Niemand Deine Sprache spricht, als meine Familie, und daß Jahre vergehen, ehe Du dieses Land wiedersiehst?"

„Ich habe es bedacht," sprach mit einer ungemein melodischen Stimme Tommaso. „Hier habe ich Niemanden mehr, der mich angeht, und keine Habe bindet mich. Ob ich hier lebe und sterbe oder dort, ist mir gleichviel."

„Du sprichst vom Sterben," sagte Antonio Pomaria, „als sei Dir das Leben nichts werth. Ist Dir Dein Liebchen gestorben oder untreu geworden?" Er lachte dabei. Als aber eine hohe Gluth das Antlitz des Jünglings überzog und heiße Thränen zur Erde rannen, da wurde es ihm schier weich um das Herz, und er bedauerte es sehr, daß er, wie es schien, einen so wunden Fleck bei dem armen Jungen berührt hatte.

„Sei ruhig," sagte er, „ich habe Dir nicht wehe thun wollen. Ich will es mit Dir versuchen."

Mit wenigen Worten waren sie des Handels einig, denn Tommaso forderte, außer Wohnung, Speise und der nothdürftigen Kleidung, gar wenig Lohn.

So blieb er denn gleich im Hause, war schüchtern und bescheiden, aber so aufmerksam auf seines Herrn Wünsche, daß er sie

ihm schier an den Augen ansah; allein heiter und mittheilend wurde er nicht. Immer verschlossen und in sich zurückgezogen, nahm er nicht Theil an der Lust der übrigen Diener des Hauses, mied ihre Genossenschaft und lebte so für sich dahin. Herr Antonio Pomaria aber erklärte wiederholt, so treu auch Jost gewesen, so sei sein Tausch doch noch befriedigender.

5.

Guntram, der alte Kriegsknecht des Ritters Brömser, stieg gedankenvoll den Burgweg hinan. Am Pförtlein neben dem Burgthore blieb er eine Weile stehen. „Ja," sagte er nach seiner Gewohnheit, laut zu denken, zu sich selber, „der Ritter führt ein Stücklein im Schilde, das ich zu kennen glaube. Er sieht die Tochter des reichen Ottini gern, und würde wohl kein Bedenken tragen, den Flecken in sein Wappen zu bringen, wenn der Alte ihn übergoldet. Sie ist im Kloster Ruppertsberg drüben wohlbewacht und wohlverwahrt. Ob er nicht am Ende gar einen Anschlag hat, sie zu rauben? Das käme mir unlieb; aber sie ist die Braut des verdammten Lombarden. — Doch, was zerbreche ich mir den Kopf!" Er trat ein in den Burghof und begab sich in die Waffenkammern. Nachdem er Alles durchsucht und zur Zufriedenheit gefunden, nahm er zwei junge Bursche mit Pechfackeln und untersuchte den Gang nach der Stadt.

Seit Jahren war dieser vernachlässigt. Die meisten Söldner der Burg kannten ihn nicht. Guntram allein war gehörig eingeweiht. Er führte hinab in mehrfach gewundener Richtung, und ging in einem Hause, das zur Pfalz des Erzbischofs gehörte, zu Tage, und zwar in einem langhin sich dehnenden Keller. Hier fand er freilich viel Unrath und Schutt, und behielt es sich vor, am anderen Morgen das Nöthige vorzunehmen.

Der Brömser saß in seinem Kloset, und hatte einen großen, bauchigen Krug des edelsten Rüdesheimers vor sich stehen, als Guntram eintrat.

„Wie hast Du die Waffenkammer gefunden?" fragte der Ritter.

„Gut," sprach Guntram. „Es ist Wehr da für siebenzig Reisige mehr, als hier sind."

„Die werden auch dieser Tage noch eintreffen," versetzte Brömser.

„Der Steinkugeln sind eine Menge da," fuhr Guntram fort, „und die Schleudern sind wohl im Stande. Acht Tonnen Oel zum Sieden sind voll, und Pech zu Kränzen ist mehr vorhanden, als wir in drei Jahren brauchen. Sandsäcke sind zu Hunderten bereit. Laßt sie nur bald füllen. Nur Mundvorrath fehlt."

„So gehst Du morgen zu dem Lombarden, der Schultheiß geworden," sprach Brömser, „und forderst, was fehlt an Fleisch, Mehl und Wein. Fordere mehr, als wir brauchen. Er muß es herbeischaffen. Warst Du in dem verdeckten Gange?"

„Ich war bis zur Ausgangsthüre in dem Keller des Hauses des Erzbischofs; allein ich fand eingestürzte Mauern und so viel Schutt, daß man schier keinen Tritt mehr thun konnte, ohne zu fallen."

„So laß ihn schnell herstellen," sagte Brömser; „aber durch vertraute Leute; wir könnten ihn vielleicht noch brauchen, ehe der Albrecht kommt."

„Wie so?" fragte Guntram.

„Setze Dich, alter Geselle!" sprach jetzt vertraulich der Brömser. „Ich will mit Dir ein Wörtlein reden. Du weißt, daß die Binger die Lombarden nicht lieben, am wenigsten den hochmüthigen Burschen, der heute zum Schultheißen gemacht wurde. Nehm's ihnen nicht übel, denn ich hasse ihn auch aus dem Grunde meiner Seele. Da nun viele ihn hassen unter den Bürgern, so sähe ich's gerne,

wenn Du ihm ein Steinchen in den Garten würfest, ihm ein Bein stelltest bei den Bürgern. Du könntest mir einen Anhang werben für kommende Tage. Hier hast Du eine Hand voll Turnosen; verwende sie gut. Suche sie auf in den Schenken und wirf Schwefel in die Flamme. Zahle ihnen den Trunk und mache sie stößig."

„Und was ist der Zweck, Herr Ritter?"

„Zweck?" rief Brömser aus. „Ich trage alten Haß. Er ist ein heimlicher Anhänger Albrechts — und —"

„Ist der Bräutigam eines holdseligen Mägdleins, das er bald heimführen wird!" fiel Guntram keck in die Rede des Ritters.

Unter anderen Verhältnissen würde wahrscheinlich der Ritter den kecken Dienstmann mit aller Härte, zu der ihn sein ritterlicher Stolz geführt haben würde, abgewiesen haben. Jetzt war es anders. Er bedurfte seiner, er hatte es erkannt, daß er nur mit Hülfe des schlauen Alten, den gleicher Haß mit ihm vereinigte, sein Ziel erreichen konnte, den stolzen Lombarden zu demüthigen, wo möglich zu verderben.

Brömser lächelte auf Guntram's Rede und sagte: „Da Du es weißt, warum sollte ich's verheimlichen, daß mir das schöne Lombardenkind lieb ist. Ich würde sie heimführen als Gattin, und mich nicht bedenken, wenn nicht jener Verhaßte ihr Verlobter wäre, zumal sie mir gut ist und ihm gram von Herzen."

„Macht die Sache kurz, Herr Ritter, und holt sie Euch aus dem Neste da drüben heraus!" lachte der alte Guntram.

Brömser faltete die Stirne. „Das mag ich nicht, wenigstens jetzt nicht, Guntram," sagte der Ritter; „lieber aber, als ich es zulasse, daß sie der Pomaria heimführt, führe ich sie heim ohne Weiteres. Doch, kommt Zeit, kommt Rath."

Er reichte dem Alten den Becher hin, der ihn auf Einen Zug leerte, und sagte: „Schwenke damit das Andenken an das, was wir hier sprachen, hinunter für andere Leute. Du sollst von heute

an mein getreuer Rottmeister sein. Geh' aber jetzt und thue, was ich Dir auftrug."

Guntram dankte und ging.

Am anderen Tage saßen Schiffer, Winzer und Gewerbsleute der Stadt im Lämmlein, einer Schenke am Strande des Rheines, zusammen, und verhandelten Welthändel, Stadtgeschichten, Handel und Weinwachs in den mannigfaltigsten Weisen, während sie dazu ihr Kännlein Nahewein tranken.

Der nahende Krieg mit seinem Ach und Weh war bereits vielfach besprochen. Alle Binger entschieden sich gegen Albrecht von Oesterreich. Guntram, der unter ihnen viele Bekannte besaß, hatte seinen Platz mitten unter ihnen genommen. Er war, als begeisterter Lobredner Kaiser Adolphs, Allen lieb. Er hatte auch jetzt wieder seine Partie mit heiligem Feuer genommen, hatte seinen Fall wieder erzählt. „Und wer meint Ihr, daß es gewesen sei, der seinem Rosse die Beine durchhieb," fragte er, „daß der edle Herr nicht mehr aufkonnte?"

Niemand wußte es.

„Es war ein Lombarde aus Bingen!" sagte er mit Nachdruck.

„Aus Bingen?" riefen die Leute.

„Wohl," versetzte Guntram; „aus Bingen, und zwar der, der gegen Recht und Ordnung Euer Schultheiß ist."

„Giambattista Pomaria?" riefen sie fragend aus, und sprangen von ihren Sitzen auf.

„Eben der!" betheuerte Guntram. „Dafür, und weil er ihm wieder Geld lieh, ist er vom Kurfürsten zum Schultheißen gemacht worden."

„Gott verdamme Beide!" schrie ein derber Schiffer.

„Es ist eine Schande," sprach ein feuriger Winzer, „daß man den fremden Italiener uns zum Schultheißen wieder aufbringt, während sein Vater und Großvater schon mit Unrecht diese Würde trugen."

„Verdammt sei der hochmüthige Milchbart!“ schrie ein Handwerker. „Er läßt nimmer bei uns ein Kleidungsstück machen, sondern sich Alles aus Asti bringen.“

Guntram wußte Vieles zu erzählen aus anderen Städten, wo sich die Bürger gegen ihre Obrigkeit auflehnten, und meinte, sie sollten ihn seiner Würde entsetzen. „Jetzt,“ sagte er, „wird Euch der Kurfürst nicht züchtigen, weil er fürchtet, Ihr möchtet dem Albrecht die Thore öffnen. Ueberdies ist Pomaria ein Anhänger Albrechts.“

„Was sagst Du?“ schrien die Männer.

Guntram betheuerte das.

Jetzt wuchs der Unwille in immer anschwellenderem Strome.

„Auf,“ rief der Schiffer, „wir gehen vor das Rathhaus, wo er jetzt eben die Rathsglieder in Eid nimmt, und widersprechen seiner Wahl!“

Das Wort fuhr wie ein zündender Funke in das brennbare Material der erhitzten, weinseligen Köpfe. Alle stürmten hinaus. Knaben, Weiber und Männer schlossen sich an. Der Zug wuchs wie eine Lawine bis zum Rathhause. Dort hielt er an.

„Heraus, Pomaria!“ schrie der Schiffer, „heraus mit Dir! Wer gab Dir den Stab der Ordnung?“

Würdevoll hatte eben der greise Vater Giambattista's diesen den Vätern der Stadt als ihren wohlbelehnten und bestallten Schultheißen vorgestellt, und sie aufgefordert, ihm im Namen des Kurfürsten und Erzbischofs Treue zu geloben mit Mund und Hand, als draußen der wüthende Lärm des Volkshaufens losbrach. Die Pomaria's erblaßten; denn sie verstanden wohl den Ruf und seine Bedeutung.

Der Altschultheiß trat auf den Balkon.

„Was wollet Ihr, Bürger,“ sprach er, „daß Ihr wie Aufrührer daher stürmt und die heilige Handlung des Treugelöbnisses stört?“

„Still! still!“ rief der Schiffer Weinert mit seiner Stentorstimme.

„Du hast nichts hier zu reden. Wir wollen weder Dich, noch Deinen Sohn als Schultheißen. Es soll aus unserer Mitte ein Schultheiß erwählt werden.“

Pomaria versuchte umsonst zu reden. Der Haufen schrie immer wilder und drohender.

Schon drängten sich die Wildesten gegen die Thüre des alten Rathhauses, das die Stadtwaibel besetzt hielten; schon wuchsen der Volkswuth hundert Arme und Hände, und Steine flogen gegen die Fenster des Rathhauses, als Eines der ältesten Rathsmitglieder in das Thor trat und sie anredete:

„Ihr Männer, beginnet nicht Thorheit zu so bedenklicher Zeit. Vor der Thüre ist der Feind, und Ihr wollt Haber säen in unserer Stadt, die allein durch Eintracht mit dem Herrn des Landes bewahrt bleiben kann.“

„Der Kaisermörder bewahrt uns nicht vor Unheil,“ schrie Weinert; „er ist Albrechts Freund. Herab mit ihm!“

Nochmals wollte der Rathsherr reden, aber das Volk schrie: „Herab mit Pomaria!“

Der Rath begann sich der Furcht hinzugeben, als das älteste seiner Glieder erklärte, er vermöge nicht, den Sturm zu beschwören, der immer drohender daherbrause. Das Volk verlange, Giambattista Pomaria solle den Schultheißenstab ablegen.

„Ich bin vom Kurfürsten belehnt,“ rief Giambattista aus, „und wie könnte ich, ohne durch den Kurfürsten entbunden zu sein, meiner Würde entsagen?“

„Thut, was Ihr wollt,“ riefen einige Rathsglieder aus, die selbst lüstern nach der Würde waren; „aber wir waschen unsere Hände wegen deß, was erfolgen kann.“

Draußen tobte das Volk. Einzelne Steine flogen in den Rathssaal. Eine stumme Pause trat dort ein. Die Pomaria's konnten zu keinem Entschlusse kommen.

Da brach der Haufe durch die Thüre in das Gebäude, und

stürmte die Stiege hinauf. Der Schiffer Weinert an der Spitze stürmte in den Saal mit einer Anzahl seiner Genossen.

Er stand jetzt vor Pomaria. Sein Angesicht glühte heftig und sprach die Losgebundenheit aller rohen Leidenschaften aus.

„Leg' Deinen Stab nieder, Lombarde!" herrschte er dem jungen Schultheißen zu. „Seit wann sind wir Bürger so unbrauchbar geworden, daß ein Fremder uns regieren müsse?" rief er aus. „Ist es an der Ordnung, daß ein Milchbart, der nicht einmal Hausvater ist, der Stadt vorstehe? Wer gibt dem Erzbischof ein Recht, uns den Schultheißen zu setzen? Und zuletzt soll kein Anhänger des Feindes, der bald vor unseren Thoren stehen wird, das Stadtregiment führen!"

„Du lügst!" schrie Giambattista.

„Wie?" fragte Weinert, und ein boshaftes Lächeln spielte um seinen Mund, „warst Du es etwa nicht, der unserem Kaiser Adolph bei Göllheim das Pferd tödtete? Leugne es, wenn Du kannst, Lombarde!"

Dies Wort entwaffnete Giambattista Pomaria völlig. Er erbleichte.

„Ha!" rief Weinert, „seht nur das Armesündergesicht dort, wie es sich entfärbt! Geld ist Alles, was Dich auszeichnet. Fort mit ihm!"

Er machte Miene, den Lombarden zu fassen. Der alte Vater trat vor den Sohn.

„Der Weg geht über mich!" sagte er fest, und das verwirrte die Anführer.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Ritter Brömser trat mit zwölf Reisigen in den Saal.

Guntram war nämlich, als seine Saat so herrlich aufging, schnell hinaufgeeilt, und hatte Brömser'n das Alles gemeldet. Der Erfolg war freilich zu rasch und gewaltsam gewesen, hatte selbst den Ritter überrascht, und war weit über seine Absichten hinausgegangen. Er wollte eine Partei, um die Schritte des Schultheißen

zu entkräften, ihn zu demüthigen und nöthigenfalls zu verderben, weil er ihn haßte, als Gegner in politischer Meinung und in Herzensangelegenheiten. Als er vernahm, wie die Sachen standen, entschloß er sich schnell, den Mantel nach dem Winde zu hängen. War er ja doch „Advocatus de Pinguia“, Vogt des Kurfürsten, der das Saalgericht zu hegen hatte in der Camera des Erzbischofs, in welche jener geheime Gang ausmündete, der von Klopp herabführte. In der größten Eile wappnete er sich, ließ zwölf Reisige, unter dem Rottmeister Guntram, sich wehrhaft machen und eilte in die Stadt. Schon sein Erscheinen vor dem Rathhause machte den imponirendsten Eindruck auf das Volk.

Sein rollender Blick scheuchte die muthigsten Schreier.

„Geht nach Hause," sagte er milder, als man es erwartete, „Ihr sollt Eures guten Rechtes nicht ermangeln; aber ich fordere, als Euer Vogt, vollen, unbedingten Gehorsam und stilles Abwarten dessen, was geschehen wird."

Das Volk entfernte sich stille, und bald war der Markt leer.

Brömser stieg nun die Stufen zum Rathsaale hinauf. Sein Erscheinen wirkte verschieden.

Weinert und seine Genossen drückten ohne Hehl ihre Freude aus, weil sie durch Guntram die Gesinnungen des Ritters kannten. Die Rathsherren waren ebenfalls froh, daß sie aus der fatalen Lage befreit wurden, worin sie sich befanden; allein das Einmischen des Vogts mit gewaffneter Hand wollte ihnen denn doch nicht zusagen, weil sie darin einen Eingriff in ihre Freiheiten sahen. Der Vogt durfte in dem Saale der Camera tagen und Recht sprechen, aber in der städtischen Curia sollte er nicht handeln dürfen. Protest einzulegen, war denn aber doch der Augenblick zu kritisch, und konnte die Sache leicht noch verwickelter werden. Sie, wie Weinert, ahnten nicht, daß das Volk bereits aus einander gestäubt war.

Auf die beiden Pomaria's wirkte indessen sein Erscheinen am schlimmsten.

„Was gibt es hier?“ donnerte Brömser in den Saal hinein.

Der alte Pomaria ermannte sich und sagte, ihm entgegentretend: „Was wollt Ihr hier?“

„Euch sagen,“ entgegnete Brömser lächelnd, „daß Ihr hier nichts zu sagen habet, sintemal Ihr keine Schultheißenrechte zu vertreten habet. Seit so gut und entfernet Euch; denn seit Ihr in des Herrn Hand Euren Stab legtet, hörte Euer Amt auf.“

Der Greis fühlte die Wahrheit so tief, daß er nach seiner Kopfbedeckung griff und stille aus dem Saale schied.

Jetzt trat Giambattista vor. „Da Ihr, Herr Vogt,“ sagte er, „es so strenge mit dem Rechte haltet, so habe ich unbezweifelt das Recht, die Frage meines Vaters zu wiederholen?“

„Ich gestehe Euch unbedenklich dies Recht zu,“ sagte Brömser mit jenem noch fortdauernden ironischen Lächeln, „allein —“

„Wir nicht!“ rief Weinert mit seinen Genossen, deren etwa zwanzig um ihn standen. „Die Bürgerschaft fordert das Recht, mit dem Rathe den Schultheißen zu wählen, wie es früher Recht und Brauch war; aber der Erzbischof hat uns abermals einen Lombarden aufgedrängt. Zudem, Herr Vogt,“ fuhr er fort, „ist dieser ein Anhänger Albrechts von Oesterreich.“

„Schweig', Lügner!“ rief Giambattista Pomaria aus, „ich habe dem Erzbischof Treue geschworen!“

„Das haben schon mehr Leute gethan,“ entgegnete Weinert, „und doch den Eid gebrochen. Hast Du nicht Kaiser Adolphs Pferd bei Göllheim zusammengehauen?“

„Ich kämpfte als ein Anhänger meines Herrn, des Erzbischofs und Kurfürsten, und mußte meinem Gegner schaden, wo ich konnte. Dir bin ich keine Rechenschaft schuldig.“

„Also wär' es nicht länger im Zweifel, wer der Unbekannte war?“ sagte grollend Brömser.

„Auch Ihr, Herr Vogt, seid mein Richter nicht,“ sagte der Lombarde.

„Das muß sich zeigen," sagte mit ruhiger Kälte der Ritter; „allein hier ist mein Richterstuhl nicht. Folgt mir nach der Camera, daß ich das Saalgericht hege."

Der gesammte Rath erhob sich.

„Ich bin Schultheiß," sagte Pomaria, „und widerspreche; denn es liegt kein Grund zum Saalgerichte vor."

„Das steht nicht Dir, sondern mir, als des Herrn Vogt, zu, zu erkennen. Es ist Aufruhr in der Stadt. Das Recht hat aufgehört. Der Vogt tritt in seine Rechte ein. Voran also, Giambattista Pomaria!"

Der junge Mann sah wohl ein, daß er der Gewalt nicht widerstreben könne.

„Ich weiche nur der Gewalt!" rief er aus. „Wehe dem Rath und der Bürgerschaft, welche Gewalt in ihrem Rathhause duldet!"

„Ich fordere Euch auf," sprach Brömser zu den Rathsherren, „daß ihr freiwillig in die Camera ziehet, auf daß ich im Namen des Herrn untersuche, wo das Recht ist. Die Bürgerschaft hat sich im rechten Gehorsam gefügt, wollt Ihr, die Ihr die Väter der Stadt heißet, in Aufruhr Euch gegen Eure Obrigkeit stellen, wie dieser Lombarde da?"

„Das lügt Ihr!" schrie Pomaria. „Eure Rechte habe ich nicht in Abrede gestellt. Nur hier habe ich des Rathes Rechte, die Rechte der Stadt als Schultheiß zu wahren."

„Du bist unser Schultheiß nicht!" rief Weinert.

Der Rath stand rathlos da. Er wußte nicht, was er in dieser verzweifelten Lage thun sollte.

Endlich erhob sich der älteste Rathsherr, Hans Klein, und sagte: „Höret mich an, Herr Vogt und Ihr, Bürger der Stadt; daß die Bürger sich erhoben, erkenne ich als ein Unrecht. Es soll nicht der gemeine Mann sich selber die Macht anmaßen, wo ihm kein Grund vorliegt, und wenn einer vorliegt, so soll er klagen

und Spruch und Urtel erwarten nach Brauch und Sitte. Aus den Schenken kommt weder Recht, noch Heil. Daß Ihr, Herr Vogt, einschrittet, war Eure Pflicht, aber daß Ihr hier dem Rathe gebieten wollt, steht Euch nicht zu. Haben wir falsch gerichtet, so erkennet Ihr im Saalgerichte. Da wir aber gar nicht gerichtet und gehandelt haben, also weder recht, noch unrecht, so ist das Gericht nicht nöthig. Sintemal aber ein Zwiespalt bestehet über des Herrn Pomaria Schultheißenamt, so lasset mich und noch Zwei des Rathes gen Mainz gehen und dem Herrn das vorlegen, was hier geschah. Er wird richten, wie es uns frommet."

„Wohlgesprochen," sagte Brömser, der wohl einsah, daß er keinen Grund hatte, den verhaßten Pomaria zu verhaften, auch selber wußte, daß ihn der Kurfürst belehnet mit dem Schultheißenamt. „Ich bin," fuhr er fort, „Eurer Meinung".

„Auch wir!" riefen die Bürger.

„So hebt die Sitzung auf," sagte Brömser; „aber das verlange ich, daß Ruhe und Frieden in der Stadt bleibet. Sollten neue Händel ausbrechen, so muß ich das Saalgericht hegen, und werde es, ohne Ansehen der Person!"

Hierauf verließ er den Saal mit seinen Reisigen. Die Rathsherren wählten zwei zu Hans Klein, und darauf ging Jeder in seine Wohnung, und in Bingen war's wieder so stille, als zuvor, ehe nämlich der Aufstand ausgebrochen war.

Ehe indessen die Rathsherren die Stadt verließen, war bereits Giambattista Pomaria auf seinem besten Rosse auf dem Wege nach Mainz.

Als der Erzbischof die Geschichte vernahm, gerieth er in einen heftigen Zorn, weil er darin ein Hohnsprechen gegen seine landesherrliche Macht und Gewalt sah. Sein Ingrimm wälzte sich gleichzeitig und gleichmäßig auf Brömser und die Bürger. Als sich sein Zorn gelegt, und der schlaue Politiker an die Stelle des erzürnten Gebieters trat, fand er indeß wohl, daß er säuberlich verfahren

müsse. Brömser durfte er nicht erzürnen, wollte er nicht gefährden, daß er Klopp an Albrecht übergebe; die Bürger durfte er nicht verletzen, ohne sich bloßzustellen gegen Vorkommnisse, wie er sie bei Brömser'n befürchten mußte. Er entließ den jungen Schultheißen wohlwollend, und bat ihn, mit der Versicherung heimzukehren, daß er jedenfalls Schultheiß bliebe. Das war es, was der ehrgeizige Pomaria wollte, was er Brömser'n gegenüber glühend wünschte.

Als nun endlich der weise und besonnene Klein mit seinen Genossen ankam, war bereits Gerhard über seine Maßregeln einig.

Siebenzig Geharnischte brachen sogleich nach Bingen auf, und besetzten die erzbischöfliche Camera nebst dem Hofe. So waren die Bürger, zumal die Geharnischten erprobte Leute aus der Herrschaft Eppstein waren, in seiner Gewalt, ehe nur irgend ein Spruch erfolgte.

Gerhard fuhr die Gesandten wild an. Er glaubte wohl, daß das die Weise sei, sie einzuschüchtern; allein dafür war Hans Klein nicht der Mann.

Ruhig und würdevoll trug er die Beschwerden der Bürger vor, daß Fremde über sie gebieten sollten, und bat dringend um das Recht der freien Wahl, das sie auch sonst ausgeübt.

Indessen fand das keinen Eingang. Der Erzbischof beschied sie kurz, er habe gesorgt, daß der Aufruhr nicht wieder sein Haupt erheben könne, und er verlange Gehorsam von dem Bürgerstande, widrigenfalls er selbst kommen und ein Blutgericht hegen werde. Auf die Beschwerde, daß der junge Pomaria ein Anhänger Albrechts sei, bemerkte er auf's Entschiedenste, es sei dies üble Nachrede. Er wisse, mit welcher Treue er ihm und seiner Sache ergeben sei. Das konnte nun freilich der Erzbischof aus dem Darlehen schließen, daß die Lombarden sein Unterliegen nicht wünschten.

Der Erzbischof entließ die Gesandten mit der dringenden Mahnung, Gehorsam zu beweisen.

So war die Absicht gescheitert. Pomaria hatte gesiegt, und

Brömser's wie der Bürger Haß loderte desto grimmiger in der Verborgenheit.

Pomaria erhielt den Treuschwur, und die siebenzig Reisigen in der Camera des Erzbischofs, welchen er reiche Spenden an Geld und Wein zufließen ließ, waren seine Stütze. Weinert verbiß seinen Zorn und vertagte ihn auf bessere Zeiten. Brömser freute sich der Belagerung, weil er dann freie Hand gewann. Im Aeußeren kam Alles in ein gutes Geleise. Pomaria lieferte die Lebensmittel in die Burg so, daß Brömser nicht klagen konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Ein lauer Abend hatte sich auf die Landschaft herabgesenkt; aber eine Dunsthülle umflorte den Himmel, und ließ einen jener Nebel erwarten, den in diesen Tagen des August der Winzer so gerne sieht, weil er die Hülle der reifen Traube erweicht. Ein linder Westwind kräuselte die Wellen der Nahe an ihrer breiten Mündung in den Rhein.

Eine tiefe Stille lag auf der Gegend. Deutlich vernahm man vom Rheine her das Brausen des Stroms am Mäusthurm, und von der Höhe herab, wo die hohen Giebel des Klosters Ruppertsberg in den Abendhimmel hinauf ihre Glieder gleich Riesen reckten, vernahm man die leisen, aber melodischen Klänge des Vespergesanges der Nonnen.

Unten am Fuße der Felswand, auf welcher das Kloster stand, rieselte aus dem zerklüfteten Gestein eine krystallhelle Quelle.

Die Sage berichtet, die heilige Hildegard habe, da dem Kloster eine Quelle fehlte, einst hier, wo dichtes Gebüsch eine kühle Stätte bildet, gekniet und gebetet, und in diesem heißen Gebet um eine Quelle gefleht. Der vollen Erwartung gewiß, habe sie mit ihrer schneeweißen Hand in den Felsen gegraben und die losen Steine ausgebrochen, und siehe, alsbald sei diese Quelle hervorgebrochen. Seit dieser Zeit nannte man sie Hildegarden-Quelle oder Brünnlein.

Dort pflegten die Nonnen und die Laienschwestern den Trunk zum Abendbrode zu schöpfen.

Heute war der Dienst an Maria Ottini, welche im Kloster lebte, um ihre Erziehung vollendet zu erhalten; eigentlich aber, um sie vor den Bewerbungen des Ritters Brömser zu bergen und sie geneigt zu machen, dem ältesten der Söhne des alten Pomaria ihre Hand zu reichen, denn das war längst der Plan der Väter, welchem nur die Kinder, um die es sich eben handelte, mit aller Kraft widerstrebten.

Die Nähe Rüdesheims hatte von jeher eine häufige Verbindung der Bewohner hervorgerufen, die der Handel mächtig förderte. War in Bingen bei der Kirchweihe ein Tanz, so sah man Rüdesheims vornehme Jugend herüberschiffen und die Lust theilen; war ein Fest in Rüdesheim, so fehlten nie die Binger dabei.

So war es gekommen, daß der junge Brömser, der letzte Sprosse eines hochadeligen uralten Geschlechtes, das jene kolossale Burg am Rheinufer bewohnte, die junge Maria Ottini sah und liebte. Zwar war er älter, als das eben frischblühende Mädchen; aber gerade dieser Umstand war es, der der gefallsüchtigen Lombardentochter schmeichelte. Einen Mann, wie Ritter Brömser, der mit Ruhm und Ehren genannt wurde, sich huldigen zu sehen, war eine so große Auszeichnung, daß ihr leidenschaftliches Herz davon überwältigt wurde, das ohnehin schon darum, weil es sollte, den Eltern widerstrebte, welche die Verbindung mit Giambattista Pomaria wünschten. Sie war das einzige Töchterlein, die Erbin eines unermeßlichen Vermögens, erzogen von der überschwenglichsten Elternliebe, und daher verzogen und eigenwillig bis zum Aeußersten; beherrscht von einer Leidenschaftlichkeit, wie sie nur die Gluth des Südens zu erzeugen fähig ist.

Brömser war ein schöner Mann. Seine Art zu sein und zu leben hatte wohl jene glättere Außenseite angenommen, wie sie das Ausland, Frankreich und Italien, lehrt, wo er sich umhergetrieben.

Ihm gefiel das reizende Geschöpf. Ihm sagte noch mehr der Reichthum zu, dessen Erbe sie werden mußte; denn seine Hülfsmittel waren erschöpft. Wenn auch ein bürgerlich Kind, so konnte sie der Kaiser ebenbürtig machen. Deßwegen knüpfte er mit ihr ein Band der Liebe, und das Mädchen umfing ihn bald mit aller Gluth ihres Wesens.

Diese Verbindung blieb den Eltern kein Geheimniß. Die Bewerbungen Brömser's würden unter andern Verhältnissen ihnen geschmeichelt haben; aber bei dem Grundsatze der Lombarden-Innung, nur unter sich zu heirathen und so das Vermögen lediglich zu einem Familiengut zu machen, konnten sie sie nicht billigen, und wendeten Alles an, sie zu entkräftigen. Das goß Oel in das Feuer. Maria fühlte und sprach unverholen ihre Abneigung gegen die berechnenden Handelsleute aus und ihre Vorliebe für ritterliches Wesen. Darum zog, veranlaßt durch seinen Vater und Maria's Vater, Giambattista mit dem Erzbischof gegen Adolph von Nassau zu Feld; allein Maria's Widerwillen gegen den aufgedrungenen Bräutigam konnte dadurch nicht vermindert, ihr Eigensinn nur vermehrt werden. Sie wies Giambattista überall zurück und behandelte ihn mit Verachtung. Endlich reiste er nach Asti. Wohl hatte man gehofft, daß diese Entfernung wohlthätig wirken würde; allein das Geschick verschwor sich gegen die elterlichen Pläne; denn Brömser wurde Vogt in Klopp, und Giambattista kam aus Asti zurück und trug ein anderes Bild in seiner Seele, umleuchtet von einer Glorie, wie sie Maria nie gewinnen konnte.

Je näher durch Brömser'n die Gefahr rückte, desto dringender die Eltern die Verbindung wünschten; aber Maria blieb sich gleich. Giambattista's weicheres Wesen gab den steten Einwirkungen seines Vaters endlich nach. Er wurde Schultheiß. Maria war schon früher in das Kloster Ruppertsberg gebracht worden, um vor allen Annäherungen des Ritters sicher zu sein.

Der alte Vater war im Kloster gewesen. Reiche Spenden

bestimmten die Aebtissin dazu, Alles aufzubieten, Marien zu bewegen, einzuwilligen. Sie hatten endlich ihr das Ja abgerungen, und glücklich war der Vater heimgekehrt. Die Verlobung sollte nun in diesen Tagen statthaben.

Wenn aber Ottini sich dem Glauben hingab, Maria sei abgeschlossen von allem Verkehr mit dem Ritter Brömser, so irrte er. Brömser hatte einen Weg gefunden, der sicher zu seinem Ziele führte. Sein Knappe Kunz hatte ja ein Liebchen, das im Hause Ottini's als Magd diente, ein keckes, schlaues, verschlagenes Ding, selbst liebesiech und voll Mitleid mit ihrer liebesiechen Herrin, die ihr längst ihr Leid geklagt. Martha hatte ihren Kunz zum Boten und Kunz seine Martha. Jeden Schritt Ottini's kannte Brömser; jedes Begebniß, das Maria's Seele bewegte, wußte er. So kannte er Tag und Stunde, wann sie an dem Hildegarden-Brunnen die klare Fluth schöpfte, und dann war er sicher im Gebüsche, das den Brunnen umgab, und was sonst lästiges Geschäft gewesen wäre, wurde zum längst ersehnten, viel gewünschten Gekose der Liebe.

Auch heute war die Kunde durch Kunz zu dem Ritter gelangt, Maria schöpfe Wasser zur Vesperstunde und harre sein.

In den umhüllenden, dichtbelaubten Hollunderbüschen, deren Frucht schon reifte, stand Brömser, harrend seiner Maria. Ihm war das Verhältniß, das Anfangs nur auf sinnlichem Wohlgefallen beruhte, nachgerade ein theures geworden. Des Mädchens heiße Liebe hatte die seine entflammt. Mit glühendem Verlangen erwartete er sie; denn es war ja Wichtiges zu besprechen, die Verlobung war nahe. Durfte, konnte er sie sich entreißen lassen? Was einst der alte Rottmeister Guntram angedeutet, das lag in seiner Seele als letzte Zuflucht, als letztes Hülfsmittel, wenn Alles brechen sollte. In tiefem Sinnen verloren, lehnte er sich an den Felsen, als er plötzlich den Tritt des leichten Fußes auf den Stufen vernahm, welche in den Felsen gehauen waren. Bald nahte sie sich. Ihr Auge schien das Gebüsche durchdringen zu wollen. Ihr hüpfender

Gang wurde zögernd. Sie sah sich nach allen Seiten um. Jetzt erblickte sie ihn. Schnell wurde der Krug zur Erde gesetzt, und in die Arme des Mannes flog das Mädchen, und die glühendsten Küsse besiegelten die frohe Gewißheit des Wiedersehens und Wiederhabens.

„Ich fürchtete, Du seist nicht da!" sagte sie, ihre runden Arme um seinen Nacken legend.

„Wie hätte ich ausbleiben können?" flüsterte er, sie an sich pressend. „Du solltest mir entrissen werden können?" sagte er.

„Nie!" erwiederte sie.

„Aber Du hast Dein Ja gegeben?"

„Das hab' ich, aber ich wurde gezwungen; am Altare noch sage ich: Nein."

„Soll es dahin kommen?"

„Ach, wie soll ich vorbeugen? Wie kann ich?"

„Wohl wüßte ich einen Weg," sagte Brömser.

„Welchen?" fragte das Mädchen mit heftiger Erregung. „Nenne mir ihn, mein Lieb!"

„Du fliehst mit mir nach Klopp, und ein Priester traut uns dort!"

Maria senkte das glühende Köpfchen auf die Brust. Sie sann. „Ist keine andere Hülfe?" fragte sie.

„Keine, Marie! Du bist umgarnt. Was will es helfen, wenn Du auch am Altare noch Nein sagst? Nie werden es Deine Eltern zugeben, daß Du mein Weib wirst, weil das Geld sie verblendet. Wenn wir nicht durch Selbsthülfe unser Ziel erreichen, so ist es unerreichbar."

„Wohlan!" sagte darauf das Mädchen mit der ihr eigenen Festigkeit, „was frage ich nach der Welt? Ich bin die Deine, so sei's denn auch, daß ich mit Dir fliehe."

Ein Gluthkuß besiegelte dies Wort und lohnte den Entschluß, der so sehr mit Brömser's Wünschen übereinstimmte.

„Wann, Marie, sollen meine Wünsche erfüllt werden?" fragte hastig und stürmisch der Ritter, und preßte das glühende Mädchen an sich.

„Wann Du willst!" sagte sie.

„So höre, Marie," fuhr er fort, „was ich Dir vorschlage. Die Gefahr einer Belagerung ist nahe, wo Du ohnehin das Kloster verlassen mußt. Jetzt scheint der Mond noch ziemlich helle. Sobald er nicht mehr scheint, lasse ich Dich durch Kunz und Martha benachrichtigen, zu welcher Stunde ich Dein hier harre. Du kommst, und wir sind rasch in der Camera und durch den verdeckten Gang in Klopp. Ich hülle Dich in einen Mantel und setze eine Pickelhaube auf deine Locken, und keine Seele ahnet, wer der schmucke Knappe ist, der mir folgt."

„Jetzt muß ich fort," sagte sie, „denn der Gesang der Vesper ist verstummt. Droben im Kloster werden sie mich vermissen." Noch einmal wurden Küsse gewechselt, dann schnell der Krug mit perlendem Wasser gefüllt, und dahin schwebte die schöne Gestalt.

Brömser kehrte sinnend zu dem Kahne zurück, der unten in den Weiden lag, saß da stille, bis die tiefere Dunkelheit herabsank, und ließ sich dann von Weinert leise an der Felswand hinauf rudern bis in die Nähe der Drususbrücke, wo er ausstieg und schnell in den Weinbergen verschwand, die hier ein Fußpfad durchschnitt, welcher zur Camera führte.

Die Reisigen waren lustig und guter Dinge; denn der Schultheiß hatte sie wieder mit Wein versorgt. Keiner ahnte des Ritters Nähe, der, von Guntram erwartet, schnell in dem Seitengebäude verschwand. Guntram zündete, nachdem er den Keller wieder sorgfältig verschlossen, eine Fackel an, und Beide traten in den verdeckten Gang, der sorglich gereinigt war, und erreichten ungefährdet den Thurm, in welchen er mündete. In des Ritters Kloset traten darauf Beide, um bei einem Becher edlen Scharlachbergers das Weitere zu besprechen.

„Guntram,“ hob der Ritter an, „Dein Mahnwort ist nicht umsonst gewesen, ich hole mir das reiche, schöne Lombardenkind, sobald der Mondschein aufhört.“

„Recht so, Herr Ritter,“ rief der Rottmeister; „da habt Ihr nicht mehr lange zu warten; denn nur noch drei Tage wird es währen, dann wird das Dunkel vollkommen sein; aber habt Ihr auch die Reisigen in der Camera bedacht?“

„Sind wir nicht heute unbemerkt heraus- und hereingekommen?“

„Wahr! aber gelingt das immer?“

„Schlimmsten Falls machst Du sie trunken aus meinem Keller; dann spart es der Lombarde, und sie neigen sich zu mir.“

„Gut, doch wie soll das Alles bewerkstelligt werden?“

„Du trägst Kunzen's Pickelhaube und Mantel hinunter und gibst sie Weinert, der mit dem Kahne in den Weiden an der Brücke meiner harrt. Du schleichst Dich heimlich zu den Reisigen und machst sie kirre; gibst ihnen tüchtig zu trinken und schleichst Dich dann weg in den Keller, wo Du mich erwartest. Aber noch Eins; ich bedarf eines Priesters, der uns sogleich trauet. Du und Kunz mögt Zeugen sein. Euer Lohn wird reich sein: denn meine Braut wird mir reichen Mahlschatz und Morgengabe bringen. Weißt Du Rath?“

„Warum nicht, Herr Ritter, wenn Ihr Geld bietet,“ sagte Guntram. „Da ist der Pfaff in Kempten, ein armer Frühmesser, der nach guten Tagen lechzet, wie der Durstige nach einer Erquickung. Biet' ich ihm Geld, so ist er zur Stunde hier.“

„Du sollst zwanzig Turnosen haben, besorge mir Alles,“ sagte Brömser, und Guntram versprach's.

Brömser sah sein Plänchen herrlich reifen. Nie war er fröhlicher, nie milder gegen seine Mannen. Mit Sehnsucht sah er dem Verschwinden des Mondlichts entgegen.

Guntram besorgte seine Aufträge pünktlich. Der arme Frühmesser von Kempten war augenblicklich bereit, die Trauung zu vollziehen. Weinert erhielt Mantel und Pickelhaube, und Kunz trug

seiner Martha die Kunde, Martha ihrer Herrin nach Ruppertsberg. So stand Alles günstig, wie der Ritter und sein leichtsinnig Lieb es nur wünschten.

6.

Die Reise über die Alpen hatten Antonio Pomaria und sein treuer Diener Tommaso nach vielen Mühseligkeiten glücklich überstanden und zurückgelegt. Ihre Waaren trugen viele Saumrosse, und auch sie waren ohne Verlust bis Constanz gebracht worden, wo ein Schifflein bereit lag, sie aufzunehmen und den Rhein herab gen Bingen zu schiffen.

Tommaso's verschlossenes Wesen, aber auch seine Treue und Ergebenheit waren sich gleich geblieben, und Antonio hatte den treuen Jüngling überaus liebgewonnen, obwohl er sich mit eigenthümlicher Schüchternheit jeder Annäherung eines freundlichen Verhältnisses zu seinem Herrn entzog, gerne sich fern hielt, und nur zu Diensten sich in seiner Nähe befand.

Antonio sah es als eine Eigenthümlichkeit des schönen Jünglings an, und ließ ihn gewähren. In Constanz ruhten sie aus von den Mühen der Reise. Hier aber traf sie eine beängstigende Kunde. Man erzählte in der Herberge, wie der Kaiser Albrecht mit dem Erzbischofe Gerhard von Mainz zerfallen und in einen heftigen Kampf gerathen sei, und wie der Kaiser sich nun dem Rheine nahe mit verheerender Kriegsmacht. Man erzählte ferner, wie heftig der Kaiser den Lombarden zürne, weil diese, und besonders in der Stadt Bingen, ihm abgeneigt, dem Erzbischof die Gelder geliehen, um den Krieg mit Nachdruck zu führen.

Diese Kunde setzte den jungen Pomaria in Schrecken. Er ließ schnell am anderen Morgen das Schifflein laden, und schiffte nicht ohne große Besorgniß der rheinischen Heimath zu. Ihm ahnte nicht, daß bereits Albrecht den Rhein erreicht hätte.

Dies war indessen wirklich geschehen. Der Kaiser hatte das Erzbisthum erreicht und, wo er hinkam, Spuren seines Zorns in gänzlicher Verheerung des Landes hinterlassen. Zwischen Oppenheim und Mainz befand sich sein Lager, und der Gedanke, Mainz zu erobern, schien alle seine Thatkraft in Anspruch zu nehmen. Das Lager zog sich bis nahe an das Ufer des Rheines, und kein Fahrzeug mochte sich der Stadt nähern, ohne daß es des Kaisers „Buben", wie man die Söldner damals zu nennen pflegte, erspäht und mit den Kähnen, die man erbeutet, genommen hätten.

So nahte sich denn das Fahrzeug des jungen Lombarden der Gegend, wo das Lager sich befand. Schon bei Worms vernahm er die nahe Gefahr; aber nicht den Umstand, daß sich das Lager so nahe am Ufer des Rheines befände. Auch trösteten ihn die Schiffer mit dem Nebel, der Morgens auf des Rheines Fluthen liege.

Ruhig glitt das Schifflein den breiten Strom hinab. Zwar pochte sein Herz, als er Oppenheim vorüberfuhr; indessen verbargen die dichten Weidenbüsche des Ufers das kaiserliche Lager dem Auge Antonio's.

Als sie sich der Stelle näherten, wo es stand, und kein feindseliges Anzeigen zu erkennen war, fuhren sie rüstig zu. Bald aber tauchten am Ufer starkbemannte Kähne aus den Weiden auf, die pfeilschnell das Fahrwasser gewannen. Umsonst ruderten die rüstigen Schiffer mit aller Kraft. Umsonst flog das Schifflein über die bewegten Wellen des Stromes dahin. Umsonst blähte ein frischer Südwestwind die Segel und trieb das Fahrzeug mit Blitzesschnelle abwärts; die Kähne voll wilder Ungarn und deutscher „Buben" erreichten es von hinten und von vorne, schlugen die Mannschaft nieder und führten es an's Ufer, wo eine zahlreiche Masse Söldner jubelnd den Sieg der Brüder pries.

Auch Pomaria hatte einen betäubenden Schlag auf den Kopf bekommen. Nur Tommaso war unverletzt.

Als sie das Ufer erreichten, wurden die Waaren in das Lager geschleppt, die Gefangenen gebunden und unter lautem Jubel eingebracht.

Der Kaiser ließ die Beute vertheilen und Pomaria mit seinem Diener in einem Zelte bewachen, weil er ihn als Geißel bei Bingen gebrauchen zu können hoffte. Die Lage Antonio Pomaria's war nicht beneidenswerth. Fest gebunden an Händen und Füßen lag er auf einem Gebund Stroh an der Wand des aus Linnentuch verfertigten Zeltes. Neben ihm lag Tommaso, nur an den Händen gefesselt. Antonio wehklagte laut über den ungeheuren Verlust seiner Innung, über sein eigenes Mißgeschick. Der Diener redete ihm zu, sich zu trösten.

„Seid doch ruhig, Herr," sagte er zuversichtlich, aber flüsternd mit seiner melodischen Stimme; „die Stunde der Erlösung ist näher, als Ihr glaubt. Meine Stricke sind weniger fest, und wenn ich meine Hand zusammenziehe, kann ich durchschlüpfen. Laßt uns nur Geduld haben; wenn diese Nacht der Ungar schläft, welcher uns bewacht, dann schlägt die Stunde der Rettung."

Antonio staunte über diese Rede; allein Tommaso zog ohne Mühe seine Hand aus der Schlinge, und zeigte sie ihm frei und ohne Schlinge.

Jetzt begann er zu hoffen. Ruhiger sah er der Nacht entgegen. Sie kam endlich und hüllte Alles in ihren Schleier. Ein dichter Nebel zog sich über die feuchte Ebene hin bis zu den Bergen, wo Reben und Wald abwechselten. Ein ungarischer Reiter war als Wache zum Zelte bestellt. Kaum kam die Nacht, so traten Mehrere in dasselbe. Sie hatten einen Steinkrug voll Wein, der in seinem weiten Bauche mehr barg, als nöthig war, die Genossen ihrer Sinne zu berauben. Unter wilden Gesängen brachten sie mehrere Stunden hin. Als der Krug leichter wurde, begannen ihre Augenlider schwerer zu werden. Allmälig siegte die Gewalt des Getränkes über die physische Kraft der Zecher. Einer nach dem Anderen sank

in das Zelt nieder, zuletzt auch die Wache. Die Gefangenen hatten sie ohnehin längst vergessen.

Als die widrigen Töne anzeigten, daß die Trunkenbolde schliefen, streifte Tommaso leicht seine Fesseln ab, und blies die Ampel aus, welche auf einem kleinen Feldtische stand. Jetzt löste er mit Hülfe des messerartigen Schwertes, welches er dem einen der Schläfer abschnallte, Antonio's enggebundene Fesseln. Ein zweites Schwert bewaffnete diesen, und leise traten sie aus dem Zelte heraus. Hier und dort im Lager tönte lauter, brüllender Gesang. In den meisten Zelten war es dunkel und stille; nur in der Nähe des Gezeltes, wo der Kaiser herbergte, war großes Gedränge. Schlau wählte Tommaso die Richtung nach den Bergen. Er zog seinen Herrn nach sich, denn er vermochte kaum zu gehen, so hatten die Bande seine Füße verletzt.

Nach einer langsamen Wanderung lag endlich das Lager hinter ihnen. Jetzt erst athmete Tommaso frei auf.

„Wenn Ihr nur gehen könnet, daß wir vor Tagesanbruch den Wald erreichen, den ich jene Höhen bedecken sah, die sich dort hinziehen müssen, so sind wir gerettet,“ sagte er.

„Ich will meine ganze Kraft aufbieten, guter Tommaso,“ sprach Antonio. „Bist Du aber auch Deiner Richtung gewiß?“

„Seht,“ sagte der Jüngling, „dort ragen die Thürme von Mainz in die Nacht, und Euer Ohr kann das Rauschen des Stromes vernehmen.“

Antonio sah nichts; wohl aber konnte er das Rauschen der Wellen des Rheines wahrnehmen. Er bewunderte die Schärfe der Sinne seines Dieners und überließ sich nun zutrauensvoll seiner sicheren Leitung.

Immer gegen das Gebirge hin richteten sich ihre Schritte. Die Felder waren leer von Früchten; das erleichterte ihr Vorwärtsschreiten. Nach Mitternacht zog sich, von einem leichten Winde getrieben, der Nebel gegen den Rheinstrom hin. Aus dem massen-

haften Gewölke traten einzelne Stellen des Firmaments in schwarzdunkler Bläue hervor, und die Sterne leuchteten in wundervoller Pracht und Klarheit den beiden Wanderern, die unermüdet fortschritten.

Antonio fühlte zu seiner großen Freude, daß seine Füße nur durch die Hemmung des Blutumlaufs, welche die festgezogenen Schlingen verursacht, anfänglich unbrauchbar schienen. Allmälig war das Blut wieder in Umlauf gekommen, und mit jedem Schritte wurde ihm das Gehen leichter, das er ohnehin in den Alpen der Schweiz tüchtig geübt hatte.

Es zeigte sich jetzt in voller Gewißheit, wie richtig Tommaso's Blick gewesen war. Vor ihnen lag das Gebirge, dessen Seiten mit Reben bekleidet waren, dessen Gipfel Hochwald krönte.

„Laßt uns jetzt noch in der Ebene bleiben," sagte Tommaso. „Mainz liegt hinter uns, und die Gefahr ist schon größtentheils besiegt. Kommt der Tag, so wird es uns leicht, uns in den Rebbergen zu verstecken, wenn es nöthig ist."

„Aber woher nehmen wir Speise?" fragte Antonio. „Die vermaledeiten Ungarn haben uns vor Ueberfluß bewahrt, aber Mangel in Ueberfluß uns leiden lassen. Meine Kräfte reichen ohne Nahrung nicht mehr weit aus."

„Es ist ein Glück für uns, daß schon reife Beeren in den Reben zu finden sind," tröstete der Diener. „Damit müssen wir uns freilich begnügen."

Antonio sah zwar sauer, aber es half ihm nichts.

So wanderten sie fort, bis der Tag in Osten heraufstieg. Jetzt krochen sie in die dichtbelaubten Weinstöcke, suchten sich Beeren und stillten wenigstens den brennenden Durst. Die Nacht war lau gewesen. Der Morgen war kühl, der Thau stark. Antonio's feinere Kleidung wurde durchnäßt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, bald in einen tiefen Schlaf zu sinken. Auch Tommaso gab dem Gebote der Natur nach.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Beide fast zu

gleicher Zeit erwachten. Tommaso richtete sich auf, um zu spähen. Man sah pflügende Bauern hier und dort; aber nach kurzer Berathung zogen Beide es vor, sich bis zur Dämmerung verborgen zu halten. Der klare Himmel, der starke Thau des Morgens verhießen eine sternenhelle Nacht. Sie kam ungewöhnlich milde. Das Blitzen am Saume des Horizonts beängstete Tommaso. Er fürchtete mit Grund ein Gewitter. Sie waren kaum einige Stunden gewandert und dem Rheine wieder näher gekommen, als das Gewitter mit allen seinen Schrecken losbrach. Es war eine räthselhafte Erscheinung für Antonio, daß Tommaso, der in schwierigen Lagen einen unbeugsamen Muth an den Tag legte, wie ein Kind vor dem Gewitter bangte.

Wenn auch am Tage das Gewitter etwas Grausenhaftes für schwache Gemüther hat, so ist ein Nachtgewitter etwas Entsetzenerregendes für sie. Die lautlose Stille läßt den Donner schrecklicher erscheinen, die Blitze verfolgt das Auge unwillkürlich in allen ihren zackigen Windungen. Ihr Strahl ist greller, ihr Zücken wilder, ihre Bahn länger, ihr Glanz blendender, ihre Gewalt anschaulicher. Alles das empfand Tommaso in hohem Grade, ja in noch höherem, als er zu erkennen gab. Der Wind brüllte bald als Orkan daher und drohte die Bäume zu entwurzeln, unter deren dichtbelaubten Aesten sie Schutz gesucht. Tommaso kauerte sich bebend an den Stamm. Bald stürzte der Regen, mit Hagel vermischt, in Strömen vom dunkeln Himmel. Nur dürftig schützte des Holzapfelbaumes Bewaldung vor seiner Gewalt. Beide wurden durchnäßt.

Als endlich das Gewitter hinter dem riesigen Feldberg weg der Wetterau zuzog, sagte Tommaso:

„Wir müssen eilen, daß die innere Wärme angeregt wird, sonst dürftet Ihr erkranken, so nahe der schirmenden Heimath.“

„An Dich denkst Du dabei nicht, guter Junge,“ sprach, vor Frost bebend, Antonio, „und doch ist Dein Körper weniger rüstig, als der meine.“

„Und doch wohl ausdauernder," lächelte der Jüngling, und schritt muthig auf dem nassen Boden vorwärts.

Er hatte Recht; denn bald nachher schüttelte ein Fieberfrost Antonio's weichlicher gewöhnte Glieder.

„Haltet Euch um Gotteswillen auf den Beinen," bat Tommaso. „Sind wir denn noch weit von Bingen?" fragte er ängstlich; denn er sah schon im Geiste schlimme Folgen dieser Nacht voraus.

„Wir müssen es Morgens erreichen!" versicherte der vom Froste schauerlich gerüttelte Antonio.

Mit Aufbieten aller Kräfte wanderte er fürbaß. Als der Tag graute, schimmerte von der kahlen Höhe das uralte, kleine Kapellchen des heiligen Rochus wie ein Bote des Friedens den erschöpften Wanderern entgegen, und unten am Rheine barg sich im Baumgrün das kleine Kempten, aus welchem Jost stammte, den der Tod in Asti ereilte. In seines Vaters Hause, als Bote der Trauer zwar eintretend, fand dennoch der leidende junge Lombarde Erquickung; aber er vermochte nichts zu genießen. Nur einen Kahn forderte er, der ihn schnell in das Vaterhaus bringen könnte, weil er die zerrüttete Arbeit der Krankheit in seinem Innern fühlte.

Bald war der Kahn bereit, und unter kräftigem Ruderschlage schoß er die glatte Bahn dahin, der Vaterstadt des jungen Leidenden zu, den Tommaso sorglich gebettet hatte.

7.

Dieselbe Nacht, welche Antonio so nachtheilig wurde, sah Brömser's Entführungsplänchen reifen.

Bereits mehrere Tage vorher war Kunz zu seinem Liebchen geschlichen und hatte ihr die Kunde gebracht, daß der Ritter zur Zeit der Dämmerung am Hildegardenborn des Liebchens harren werde. Zugleich brachte er dem Schiffer Weinert seinen Mantel und seine

Pickelhaube, um das lieblichste Mädchen in einen Kriegsknecht zu verwandeln. Martha trug Geschenke zu Marien in das Kloster, und brachte das lieblichste Geschenk, die Hoffnung der Errettung vor der verhaßten Verlobung und der Vereinigung mit dem geliebten Manne.

Alles war wohl vorbereitet, das Gelingen konnte nicht fehlen. Der Pfaffe war auf der Burg Klopp, die Kapelle hell erleuchtet. Das Bräutchen wurde sehnlichst erwartet.

Früh am Nachmittage machte sich Guntram Geschäfte in den Kellern der Camera des Erzbischofs; jenen aber, wo der heimliche Gang begann, hielt er weislich verschlossen.

Die Reisigen witterten die Fässer voll Zins- und Zehntwein, die ihr Herr dort barg, und über die der Vogt von Klopp die Oberaufsicht führte.

Guntram kannte mehrere, deren verbrannte Leber ihm Hoffnung gab, ihnen beizukommen. Sie folgten seinem Winke. Andere bemerkten das auch, und folgten. Das Versuchen weckte die Lust zu trinken. „Holt Euch Gefäße," sagte Guntram, „mein Herr ist die beste Seele im Lande. Weil er selbst die Qualen des Durstes haßt, so will er sie auch uns nicht empfinden lassen!" Das war ein Wort, das Wunder that. Wie der Blitz waren Krüge da, so groß, als sie nur Giambattista Pomaria den Reisigen gefüllt. Guntram ließ sie volllaufen und hinaustragen. Als nun die Dämmerung kam, lag auf Vieler Augen bereits das Dunkel völliger Trunkenheit, und der Zweck war vollständig erreicht.

Weinert stieß zeitig mit seinem Kahn und seinen Netzen vom Rheinufer ab. Er ruderte in die Nahemündung hinein, und warf dort, aufwärts fahrend, seine Netze bis zur Drususbrücke, wo er auf dem rechten Ufer landete, gleich als wolle er einen tieferen Schatten abwarten, um das Volk der feuchten Tiefe in seine Netze zu locken.

Auf dieser Seite zogen sich mächtige Weidenbüsche hoch das Ufer hinan. Wo heute blühende Gärten, stattliche Gebäude, belebte Geschäftsstätten sind, war damals Dorngebüsch verbreitet, das bis

zu dem Korkulmenwall sich hinzog, der schützend die Stadt umgürtete. Das jähabfallende Ufer bedeckten aber wogende Weiden. Unter diesen Weiden barg Weinert seinen Kahn, bis der Ritter nahen würde.

Endlich kam die Dämmerung. Die purpurne Gluth des Abendhimmels verglomm eben im Westen, und gab dem dunkeln Grau Raum, das die leuchtenden Tinten bedeckte und in sich saugte, als langsam daherschleichend Brömser der Stelle nahte, dreimal halblaut hustete und sein Zeichen ebenso erwiedern hörte. Er trat nun rasch zu, und der Kahn stieß schnell ab. Mit wenigen Ruderschlägen erreichte er das hohe Ufer jenseits, in dessen Schatten er jetzt leise hinabglitt, der Stelle zu, wo das Hollundergebüsch die Hildegarden-Quelle schützend und bergend umgab.

Seit Maria Ottine von ihrer treuen Martha die Botschaft vernommen, beherrschte sie eine nie gekannte Unruhe. Hohe Gluth der Wangen wechselte mit Blässe. Oft saß sie in düsterem Nachdenken, und plötzlich brach, wie wohl an trüben Herbsttagen ein grelles Sonnenlicht durch die Wolkenmassen, die den Himmel einhüllen, hindurchbricht, ein Strahl leuchtender Freude aus ihrem großen, brennschwarzen, italienischen Auge.

Die Aebtissin, die auch nicht ohne die Kämpfe des Herzens durch die Tage der Jugend gegangen war, besaß Menschen- und Herzenskunde genug, um etwas Außergewöhnliches zu argwöhnen.

Solche Erscheinungen konnte die nahende Verlobung mit dem ihr, das wußte sie sicher von Marien — verhaßten Bräutigam nicht hervorbringen. Da mußte eine andere Hoffnung aufgetaucht sein, das war außer Zweifel. Aber welche? das war die Frage. Sie sann nach. Jener Zustand Maria's begann mit Martha's letztem Kommen. Sollte das in seinem Wesen so entschiedene, in seinen Empfindungen so leicht über die besonnene Grenze hinaussprudelnde, in seinen Unternehmungen so wenig wählerische und die Grenzen weiblicher Sitte nicht immer scharf beachtende Mädchen eine Absicht hegen, die mit denen ihrer Eltern im Widerspruche stand? Sollte

sie gar den Plan zu einer Flucht hegen, die das Kloster beschimpfen, das Vertrauen zu seinen heiligen Mauern tödten mußte?

Die Oberin war eine Frau von gereifter Erfahrung. Sie kannte das weibliche Herz überhaupt, sie kannte Maria Ottini genau. Von nun an beobachtete sie sie mit dem scharfsehenden Auge des Argwohns, und je näher der verhängnißvolle Abend kam, desto mehr reifte ihre Vermuthung der Gewißheit entgegen, daß Maria einen Plan zur Flucht vorbereite. Sie zog eine der älteren Schwestern in den Kreis ihrer Vermuthungen hinein, und auch sie befestigte ihren Argwohn; denn Schwester Veronika war gerade an jenem Abend an der Reihe, das Trinkwasser an der Hildegarden-Quelle zu schöpfen. Warum bat Maria so dringend, ihr diese Dienstleistung an jenem Abend abzutreten? Warum erglühte sie so bei dieser Bitte?

Als Veronika das der Oberin sagte, war diese völlig überzeugt. Sie gab Maria den Befehl, in ihrer Zelle zu beten an diesem Abend, und ließ die Thüre derselben verschließen.

So war Alles vorüber. Maria geberdete sich wie eine Rasende. Hätten nicht Eisenstäbe ihr Zellenfensterlein geschützt, sie würde sich hinab in den Klosterhof gestürzt haben — aber hier war kein Entkommen, aber auch kein Erbarmen.

Während Maria Thränen der wildesten Verzweiflung vergoß, schritt die Schwester Veronika in stillem Sinnen die Felsstufen hinab zur Hildegarden-Quelle.

Da umfassen sie plötzlich zwei kräftige Arme. Glühende Küsse ersticken den Angstruf. Halb ohnmächtig wird sie in den Kahn gebracht, dort umhüllt sie ein Reitermantel, eine Pickelhaube deckt ihren Kopf, und überwältigt von Angst und Schrecken sank sie ohnmächtig in die Arme ihres Entführers.

Brömser schreibt diesen Zustand der weiblichen Scham zu, und ahnt nichts Schlimmes. Der Kahn landet endlich drüben am Ufer. Brömser's kräftiger Arm faßt die Ohnmächtige und trägt sie auf

dem wohlbekannten Pfade der Camera zu, wo ihn an der Kellerpforte Guntram erwartet.

Ohne sich aufzuhalten, läßt er die Kellerthüre von innen schließen, und eilt, von Guntram mit brennender Fackel begleitet, den verborgenen Gang hinauf. Zwar drückt ihn seine Last; aber es ist ja Maria, die liebliche Tochter des reichen Lombarden; das macht Alles leicht.

Nach einem höchst beschwerlichen Steigen ist endlich die Burg erreicht. Der Ritter eilt mit Aufbieten aller Kraft in sein Kloset und legt dort die Ohnmächtige in einen Lehnstuhl, um ihr die Verhüllung des groben Mantels abzunehmen, die schönen Locken der Geliebten von der lastenden Pickelhaube zu befreien.

Da stößt er plötzlich einen wilden Schrei aus.

Guntram eilt mit der Lampe herzu — und — steht erstarrt, denn unter der Pickelhaube erblicken sie das gelbe, eingefallene, tiefgefurchte Gesicht einer alten Nonne!

Erstaunen, Schrecken und Zorn wechseln in rascher Folge.

Brömser's Flüche, die kein Maß kennen, wecken endlich die arme Nonne auf, und ihre Vorwürfe, ihre heftigen Reden, ihr gellendes Schreien mischen sich mit den wilden Aeußerungen des Ritters.

Guntram hatte nie mehr mit dem Lachreiz zu kämpfen; denn war das nicht eine Fastnachtsposse, so komisch, wie nur eine sein konnte? Doch wagte er es nicht, bei dem wilden Wetterleuchten des Zornes seines Herrn, der Macht dieses Reizes nachzugeben.

Brömser rannte wie ein Verrückter in seinem Kloset auf und nieder, während die Nonne auf's Schauerlichste schrie und den Himmel um Rache anflehte ob des an ihr, der hochbetagten Himmelsbraut, begangenen unerhörten Frevels.

„Herr Ritter," hob endlich Guntram an, „Ihr müßt einen Entschluß fassen."

Der Ritter stampfte auf den Estrich, daß die runden Scheiben an den Fenstern rasselten.

„Sag' vor Allem dem Pfaffen, er solle sich fortmachen. Laß die Lichter löschen. Was werden sie über mich lachen!" rief er, und schlug sich vor die Stirne.

„Wie kommst Du aber auch dazu, an diesem Abend Wasser zu schöpfen?" fragte er ingrimmig die trostlose Veronika.

„Weil es mich die Oberin hieß und die Reihe an mir war," schluchzte die arme Alte. „Bringt mich in mein Kloster!" schrie sie dann wieder.

„Still, Nachteule!" donnerte Brömser. „Gib selbst Rath, wie ich Dich vom Halse bringe!"

„Führt mich wieder an die Quelle!" flehte die Alte.

„Könnt' ich Dich hinüber blasen!" höhnte Brömser, „aber das kann ich nicht, und der Kahn ist nicht mehr da. Muß mich denn der böse Feind plagen, daß ich sie mit Küssen bedeckte! Pah! Mir graut's!"

Jetzt regte sich selbst in der Himmelsbraut die weibliche Eitelkeit. Sie schoß wüthende Blicke auf ihn und sagte keifend: „Hab' ich Euch gerufen oder verlockt? War's nicht Euer freier Wille? Wollet Ihr mich nicht küssen, so hättet Ihr Eure sündhaften Augen aufthun sollen! Ihr Ausbund von Höllenbrand!"

„Schweig', Eule!" donnerte noch einmal der Ritter; aber plötzlich brach er in ein wieherndes Gelächter aus. Die Situation war zu komisch, als daß sie sich nicht hätte geltend machen sollen. Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Da trat Guntram ein. Er hatte sich bereits in convulsivischem Lachen bei dem Frühmesser Luft gemacht, als er diesem die Geschichte erzählte, und dieser stimmte mit ein, froh, daß er aus der Falle kam, deren Gefahr er erst während des Alleinseins und Harrens in der Kapelle bedacht haben mochte.

Noch war der Lachreiz nicht ganz überwunden, als er eintrat, und seinen Herrn sich wahrhaft närrisch geberden sah. Unwillkürlich riß ihn dessen Lachen in denselben Strom, und Beide konnten kein

Ende finden, obwohl verschiedene Zustände des Lachens Grund waren.

Nichts glich dem Zorne Veronika's. Wie eine Furie schimpfte und haberte sie das ganze zahlreiche Register der Schimpfreden durch, an denen die Binger Frauen des niederen Standes zu allen Zeiten nicht arm waren.

Dieser Zorn und diese Fluth von Schimpfreden steigerten nur noch Brömser's und Guntram's Lachreiz, bis Beider Thränen rannen und die Muskeln schier den Dienst versagten.

„Nun ist's genug," sagte endlich Brömser, und trat vor Veronika. „Schöne Jungfrau," sprach er, „da ich an Euren Schimpfreden auf's Haar erkenne, daß Ihr ein Binger Kind seid, so seid so gut und folgt diesem Guntram hier. Er wird Euch unversehrt bis an die Drususbrücke geleiten, und von da mögt Ihr ohne Gefährde den Weg auf den Ruppertsberg finden. Grüßt mir die Frau Oberin und sagt, es sei ein rechter Fastnachtsstreich, den sie mir gespielt; aber ich würde ihr in den kommenden Tagen Kapital und Zinsen zurückgeben. Vergebt mir, daß ich irrthümlich Eure süßen Lippen geküßt, und betet für meine arme Seele!"

„Zur untersten Hölle mit ihr!" schrie die Schwester Veronika, die das Gleichgewicht ihrer Seele gar nicht mehr finden konnte, seit ihrer Eitelkeit eine so bittere Schmach war angethan worden.

Guntram faßte sie indessen kräftig am Arm und zog sie zum Gemache hinaus, ohne daß er vermocht hätte, den Strom ihrer sprudelnden Schimpfluft zu dämmen.

Guntram geleitete sie bei mattem Sternenlichte, das eingetreten war, durch die Weinberge am Scharlachberge hin, und brachte sie, unterhalten von ihrem endlosen Keifen, zur Brücke. Ihr Zorn hatte unterdessen eine andere Richtung genommen, seit sie den unmittelbaren Verursacher ihrer schmählichsten Katastrophe nicht mehr vor sich sah. Er ergoß sich ungehemmt über Maria Ottini, das verruchte Welt- und Höllenkind, dessen Schönheit der Köder des

Teufels geworden. Sie stieß Drohungen aus, vor denen Guntram's Seele schauderte.

Er schwieg, um sie nicht noch mehr zu reizen; aber gerade dies Schweigen, der Mangel gänzlichen Widerstandes, machte sie am Ende nur noch rasender. Sie begann auch ihn nun in den Kreis ihres Zornes zu ziehen.

Zum Glück war die Brücke erreicht. „Höre, Alte," sagte er, „hätte ich Zeit, ich möchte Dich wohl etwas in die Nahe tunken, um Deinen Zorn abzukühlen; aber jetzt sag' Deiner Schutzheiligen Dank, daß es mir an Zeit gebricht. Geh'!"

Ohne sich weiter um sie zu kümmern, trat er seinen Rückweg an. In den Weinbergen aber blieb er stehen, um zu erfahren, was sie begönne. Bald hörte er jenseit der Brücke ihre gellende Stimme einen lateinischen Gesang anstimmen, der sich bald mehr und mehr entfernte; sie sang ihre Furcht weg.

Froh, daß ihr Zorn sich so schnell gewendet, und daß sie den rechten Weg gefunden, kehrte er zum Schlosse zurück, wo er seinen Herrn in der rosigsten Laune hinter dem bauchigen Steinkruge voll Scharlachberger fand und nun mit ihm die fatale Geschichte nochmals abhandelte.

Im Kloster auf dem Ruppertsberge aber war ein völliger Aufstand. Als Veronika mit dem Tischtrunke von der heiligen Quelle ausblieb, und die nach ihr ausgesendeten Schwestern am Börnlein nichts von ihr fanden, als ihren Rosenkranz, den sie verloren, und den Wasserkrug, da ging erst recht der Aebtissin ein Licht auf. Ihr instinctartiges Vermuthen brachte sie der Wahrheit ziemlich nahe. Sie betrat, begleitet von dem ganzen Schwesterconvente, die Zelle der trostlosen Marie.

Des Mädchens Jammer hatte sich gelegt, ihre Verzweiflung hatte Thränen Raum gegeben, wie es überhaupt bei leidenschaftlichen Naturen zu geschehen pflegt.

Obwohl im höchsten Zorn, als sie eintrat, besänftigten doch

diese Thränen die Aebtissin, und machten sie um Vieles milder. Sie nahm sie für Thränen der Reue, während sie doch nur Thränen des Schmerzes waren, daß ihr Plan mißlungen, und nun keine Hoffnung mehr war, dem Elende zu entgehen, wozu sie ihre Eltern verdammt hatten.

Der salbungsvollen Strafrede folgte Maria's Geständniß, und nun erst stand es fest, daß Veronika an ihrer Statt von Ritter Brömser entführt worden war.

Wer wollte es den Nonnen verargen, daß auch auf sie das Komische des Ereignisses mit urkräftiger Gewalt einstürmte, daß selbst um die ernsten Lippen der Oberin einige Muskeln sich in einer Weise verzogen, die nichts mit dem heiligen Ernst ihrer Amtsmiene gemein hatte? Sie fand es daher rathsam, schnell die Reuige zu verlassen, die Thüre ihrer Zelle zur Buße wieder zu verschließen, und die Nonnen in ihre Zellen zu entlassen, wo jede sich zwanglos der eingeschlagenen Richtung überlassen konnte, die wahrscheinlich noch langehin herrschend blieb und durch Veronika's Erzählung am anderen Tage neue Nahrung gewann.

8.

In dem Hause des alten Pomaria war seit Kurzem der Himmel aller jener Heiterkeit bar, in welcher er sonst glänzte.

Der Bürgeraufstand hatte dem Greise, der mit schlauer Kunst lange die Gemüther beherrscht hatte, den Beweis geliefert, daß der Glanz des Reichthums weder die Liebe an sich fesseln, noch den Haß in Banden legen konnte, der tief im Innern seine Wurzeln schlägt. Der Glaube an die große Geltung, welche die Lombarden-Innung bei dem Volke habe, war in seinen Grundtiefen bei ihm zerrüttet. Er sah klar, daß weder er, noch sein Sohn und Amts-

nachfolger von dem Volke geliebt waren. Was daraus werden konnte in einer Zeit, wie sie bevorstand, wo ein grimmiger Feind vor den Thoren erschien, blieb ihm nicht lange im Zweifel.

Es war ihm zur Kunde gekommen, wie Albrecht von Oesterreich erfahren, daß eben diese Innung dem Erzbischofe bedeutende Summen geliehen, und wie er darob einen glühenden Haß auf sie geworfen. Es war ihm kein Zweifel, wie schlimm es um die Summe stand, für die Erzbischof Gerhard den Zoll in Ehrenfels und den Judenzoll in Bautsberg verpfändet, wenn Albrecht diese Zölle brach, was seine Absicht war, und das beste Land des Erzbisthums, die edelste Perle des Kurhutes, den Rheingau unheilvoll verwüstete, wie er es weiter im Reiche mit dem Mainzer Gebiete gethan.

Zu diesem Kummer gesellte sich der Umstand noch, daß dieser Brömser, der alten Haß nährte, Vogt auf Klopp war, und im Belagerungsstande der Stadt unumschränkter Gebieter an des Erzbischofs Statt wurde. Daß von dieser Seite nur Unheil und Verderben kommen konnte, sah der klare Blick des Alten unverhüllt.

Und nun endlich sah er Giambattista's heimlichen Kummer, und kannte den Grund, der nirgends anders zu suchen war, als in der erzwungenen Verbindung mit Maria Ottini. Um aber das Maß seiner Sorge voll zu machen, nahte Albrechts Heereszug, und sein Sohn Antonio mußte bald kommen mit der reichsten Waarenladung, welche die Innung seit langer Zeit aus Italien erwartete. Kam er nicht vor dem Kaiser in Bingen an, so konnte leicht das Unglück die Innung treffen, daß Albrecht die Waaren weg- und den Jüngling gefangennahm.

Das Alles folterte den alten Schultheißen auf's Heftigste. Seine Nächte waren schlaflos, seine Tage sorgenschwer.

So saß er am Frühmorgen jenes Tages in seinem Lehnstuhl, an dem der Kahn mit dem kranken Sohn im Hafen landete, und

stützte das sorgenmüde Haupt in die zitternde Hand. Plötzlich stürzte Giambattista in das Gemach und rief:

„Vater, Antonio ist da, aber auf den Tod krank!"

Der Greis sank bleich in den Sessel zurück, richtete den Blick nach oben, faltete seine Hände und seufzte unter hervorbrechenden Thränen: „Herr, Du suchest mich schwer heim!"

Giambattista war wieder hinweg und nach dem Hafen geeilt. Schon brachten vier Männer den Kranken daher. Unter lautem Wehklagen fiel er über den sehr matten Bruder her und bedeckte ihn mit seinen Küssen, die jener nur schwach, aber mit dem wehmüthigen Lächeln der Liebe erwiederte.

Aller Augen wurden feucht. Niemand aber bemerkte, wie bei Giambattista's Anblick Tommaso erbleichte, wie er beide Hände krampfhaft gegen die Brust preßte, als wolle er ein im Innern tobendes Gefühl zurückpressen; wie er nach Athem rang und an allen Gliedern heftig zitterte.

Der Kranke wurde schnell in das Vaterhaus gebracht, wo er der pflegenden Hand einer Matrone übergeben wurde, die seit Pomaria's Wittwerstande dem Hauswesen ordnende Pflegerin war.

Unter den Beweisen der zärtlichsten Vater- und Bruderliebe schien der Kranke neu aufzuleben; aber am Abend stellte sich das hitzige Fieber wieder stärker ein.

Tommaso ließ es sich nicht nehmen, bei ihm zu wachen; vorher aber genoß er eines stärkenden Schlafes, wenigstens sagte er so.

Während der Stunden des Tages berichtete Antonio dem Vater und Bruder seine Geschicke.

So herbe auch Beide der bedeutende Verlust schmerzte, der Gedanke, aus welcher Gefahr Antonio errettet worden, der Gedanke, daß sie ihn wieder hatten, den sie so innig liebten, ließ jenen Schmerz nicht überhand in ihrem Herzen nehmen.

Als Giambattista nach dem treuen Jost fragte, den er noch nicht gesehen, erzählte Antonio auch sein tragisches Ende, und wie

er zu einem ebenso treuen Diener gekommen sei. Hieran knüpfte er die Erzählung seiner Rettung durch Tommaso, und empfahl diese treue Seele ihrer Liebe und Sorgfalt. Beide wichen nicht von seinem Bette, bis der Arzt, ein alter Laborant, der eine Badstube am Mainzer Thore hielt, gekommen, einen kühlenden Trank bereitet und versichert hatte, daß Ruhe, gute Behandlung, besonders ein erquickender Schlaf Vieles im Zustande des Kranken bessern würde. Vorzüglich aber forderte er Ruhe und bat Vater und Bruder, ihn allein zu lassen und vor der Nacht nicht mehr durch ihre Nähe und Gespräch ihn aufzuregen.

Beide gehorchten und gingen hinweg. Als aber Giambattista in sein Gemach gehen wollte, trat ihm Tommaso entgegen. Der Lombarde warf einen Blick auf das bleiche Gesicht, und — ihm schwindelte, daß er sich an der Wand halten mußte. Tommaso stand wie erstarrt vor ihm und schlug das große, schöne Auge nieder.

Der Diener Antonio Pomaria's sammelte sich zuerst wieder, und wollte an dem jungen Lombarden vorüberschleichen, aber dieser faßte ihn krampfhaft am Arme und rief bebend aus:

„Wer bist Du, Knabe?"

„Herr, warum erschreckt Ihr mich so?" sprach Tommaso mit einer schwer errungenen Ruhe und gewaltsam das Zittern der Stimme unterdrückenden Festigkeit; „ich bin ja Eures Bruders Knecht."

„Ich weiß es, ich weiß es!" rief Pomaria; „aber Deine Züge, o mein Gott, an wen erinnern sie mich!"

„Das weiß ich nicht," sagte Tommaso, der allmälig sich sammelte.

„Wie heißest Du, mein Sohn?" fragte heftig Giambattista.

„Tommaso Albertini!" war die kalte Antwort.

„Bist Du aus Asti?"

„Nein, aus einem Dorfe bei der Stadt."

„Warst Du dort? Hast Du Verwandte dort?"

„Nein," sagte ebenso fest als kalt Tommaso. „Sie sind todt!"

„Kennst Du Leute dort?"

„O ja!"

„Kennst Du eine Familie Ghisberti?"

„Die Wittwe des Schneiders Ghisberti, Eurem Oheim gegenüber?"

„Ja, sie! Was weißt Du von ihr?"

„Daß meine Base todt ist."

„Und Annunciata?" fragte mit einer Angst, die kalten Schweiß auf seine Stirne trieb und alles Blut nach dem Herzen drängte, der junge Mann.

„Sie starb auch, ehe wir Asti verließen. Ich war bei ihr bis zu ihrem Ende."

Dies Wort wirkte so erschütternd auf Pomaria, daß er schier umsank. Ein Strom von Thränen rollte über seine Wangen. Er hatte seine Hände gefaltet, und der Kopf sank auf seine Brust.

„Ach," sagte er nach einer Pause, „komm' mit mir herein, ich habe viel zu fragen!"

Tommaso stand wie fest gebannt vor ihm, und folgte willenlos. Aber auch in seinen Zügen malte sich eine Regung seines Innern, die jedes Auge entdeckt haben würde, nur das Pomaria's nicht, das durch Thränen umflort war und für die Außenwelt keine Sehkraft zu haben schien.

Er sank auf einen Stuhl nieder und verhüllte sein Antlitz mit beiden Händen, sich dem tiefsten Schmerze hingebend.

Tommaso's Thränen rannen mit den seinigen; seine Brust hob sich in wilder Bewegung. Umsonst schien er nach Ruhe zu ringen. Und nur dadurch, daß Pomaria selbst rang, gelang es ihm endlich, sich einigermaßen zu sammeln.

„Du warst bei ihr in den letzten Stunden," hob Pomaria endlich an; „sag', woran der Engel litt!"

„Ich glaube, das Herz war gebrochen durch eine herbe Nachricht,“ antwortete Tommaso.

„Durch welche, Kind?“ fragte aufspringend Pomaria.

„Meines Herrn Knecht, Josto, erzählte, daß ein junger Mann Eurer Familie, der ungefähr vor einem Jahre in Asti war, geheirathet habe. Sie muß ihn heiß geliebt haben — und er damals auch sie.“

„O all' ihr Heiligen!“ rief Giambattista, und rang verzweifelnd seine Hände. „Ich habe sie gemordet!“

„Ihr?“ fragte kalt wie der Tod Tommaso.

„Ja, ich, ich!“ rief Giambattista. „Sie liebte mich mehr als ihr Leben. Sie mußte mich für untreu halten, weil Jost ihr das sagte. Und er log, er log schrecklich! Ich liebte sie heiß und innig. O, meine Liebe wird nur mit meinem Leben enden. Mein Vater wollte mich zwingen, Maria Ottini zu heirathen — und doch ist sie weder mein Weib, noch meine Braut. O, meine Annunciata, hör' es droben im Reiche der Seligen, daß ich nur Dich liebte, nur Dich liebe, nur Dich lieben kann!“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen, und ein Diener rief: „Herr Schultheiß, Euer Vater will Euch den Augenblick sehen. Eilt, eilt!“

Heftig erschreckend, vernahm Giambattista diese Kunde. Er wischte schnell seine Thränen ab, und ohne auf Tommaso zu blicken, flog er hinweg, gewöhnt an einen blinden Gehorsam gegen den eisernen Willen des Greises.

Bei den letzten Ergießungen seines tiefen Schmerzes war Tommaso immer bleicher geworden, aber sein großes, funkelndes Auge sprach eine Liebe aus, ein Entzücken, das unbegreiflich bei dem Knaben war. Er hielt sich an einer Stuhllehne, um dem Eindrucke nicht zu erliegen; als aber Pomaria hinweggeeilt war, sank er in den Stuhl nieder. Lange saß er so in einem dumpfen Hinbrüten, bis die wiederkehrende Besinnung ihn wie aus einem

Traum weckte. Er sah sich erstaunt um, als müsse er sich alles Geschehene erst in's Andenken rufen. Dann aber sank er auf seine Kniee nieder und betete mit heißer Inbrust, und über seine Züge ergoß sich der Ausdruck eines himmlischen Friedens, einer Seligkeit, die das ganze Wesen durchdringen und erfüllen mußte. Darauf verließ er schnell das Gemach und begab sich an das Krankenbett seines Herrn, der jedoch schwerer erkrankt war, als es der Arzt erwartete. Er lag in wilden Fieberträumen, und seinen wirren Geist beschäftigten jene Scenen, die er bei der Gefangennehmung und im Lager des Kaisers erlebt hatte. —

Noch in der Nacht, nachdem Veronika in das Kloster zurückgekehrt war und in der an Raserei grenzenden Aufregung die Vorgänge am Hildegarden-Brünnlein und auf Klopp berichtet hatte, sandte die Aebtissin, die nun die Person mit Gewißheit kannte, welche den Frevel verübt, einen Boten an Ottini, welcher nicht lange auf sich warten ließ und bei der Oberin erschien.

Heftig erschrak der reiche Handelsherr, als er das Alles erfuhr und aus der kecken Wagniß die Größe der Leidenschaft seines verzogenen Kindes, wie die Rücksichtslosigkeit Brömser's erkannte. Gewohnt, alle Umstände zu berechnen, gab er sich auch hier seiner Berechnung hin. Wird es offenkundig, dachte er, was Maria wollte, so könnte leicht aus der Vermählung mit Pomaria nichts werden. Schnell zu handeln, gebot die Klugheit. Er unterdrückte deßwegen seinen Zorn gegen Maria, wollte sie selbst nicht sehen, und kehrte nach der Stadt zurück, um frühe am anderen Morgen zu Pomaria zu gehen und ihm, dem bewährten Handelsfreunde, Alles klar und vollständig mitzutheilen.

Er that das.

Pomaria entsetzte sich sehr über das Unangenehme, was ihm Ottini mittheilte. So keck hatte er Brömser'n nicht geglaubt, so heftig und hartnäckig nicht Maria.

Die beiden Väter beriethen sich lange und sorglich, und

einigten sich alsdann dahin, daß die Vermählung heute noch statthaben müsse, und zwar, wenn der Abend würde gekommen sein.

Ottini ging, um Alles vorzubereiten. Er ließ Maria aus dem Kloster in seine Wohnung bringen; aber statt den Weg sanfter Ueberredung, weiser Hindeutung auf ihre verletzte Ehre und deren nothwendige Wiederherstellung einzuschlagen, wurde das störrige Mädchen, das ohnehin auf das Aeußerste gebracht war, mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, Brömser mit Namen belegt, die ihr in's innerste Herz verwundend drangen. Das brachte sie in die heftigste Aufregung, und gab ihrem Gemüth eine noch größere Bitterkeit. Auch die äußerste Verzweiflung gibt eine Ruhe der Seele, aber es ist die Ruhe des Todes, es ist eine Erstarrung der Seele, die gegen Alles unempfindlich macht, was äußerlich auf sie eindringt.

In diesem Seelenzustande war Maria Ottini. Sie ließ sich schmücken als Braut. Sie betrachtete sich als ein Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie sah ihren Ruf zerrüttet, und ein Entschluß gewann in ihr die Oberhand, der ihr wahre Lust gewährte und sie äußerlich selbst heiter erscheinen ließ, ein Entschluß, vor dem die Seele bebt, der Glaube erzittert, und über den er ein dreifaches Wehe ruft.

So nahte äußerlich friedlich der Abend, der an schrecklichen Folgen so reich, so unheilbringend werden sollte.

Als Giambattista in des Vaters Gemach stürzte, fand er den Alten ruhig und sinnend in seinem Lehnstuhle sitzen.

„Du hast geweint?" fragte überrascht der Greis seinen Sohn, dessen Antlitz die deutlichen Spuren eines lebhaft empfundenen Schmerzes nachwies.

„Der Schmerz um Antonio —" stotterte Giambattista in seiner Verlegenheit.

„Glaubst Du denn, daß sein Zustand so gefährlich sei?" fragte mit Angst der alte Vater.

„Ich weiß das nicht," sprach, noch mehr in Verwirrung gerathend, der Sohn; „aber — sein Leiden hat mich tief ergriffen — und mit Angst erfüllt."

„Nun, beruhige Dich, wenn es weiter nichts ist," sagte der alte Pomaria. „Ich hoffe, daß seine Jugend die Macht der Krankheit bricht. Ich habe Anderes mit Dir zu reden."

„Du kennst meinen Wunsch, daß Maria Ottini Dein Weib werde. Sie hat eingewilligt; auch Du hast der Stimme der Vernunft und Weisheit Gehör gegeben. Es sind Umstände eingetreten, die es dem Vater wünschenswerth machen, sein Kind unter den Schutz eines Gatten zu stellen, und der nahende Krieg, der uns plötzlich erreichen wird, hat nicht wenig Antheil daran. In wenigen Stunden wird die Trauung sein, sobald die Dämmerung eingetreten ist. Richte Dich darauf und kleide Dich an; ich erwarte Dich.

Giambattista's Herz wollte zerspringen. Kaum hatte er die Nachricht von dem Tode Annunciata's empfangen, und nun sollte er schon den Ehebund schließen mit dem Mädchen, das er verabscheute.

„Ach, warum gerade heute schon?" fragte er endlich mit zitternder Stimme.

„Der väterliche Wille ist Dein Gesetz," sprach zornig der Vater, „nun gehe!"

Giambattista ging; aber in seinem Innern lag der Schmerz des Todes. In seinem Kloset fiel er in den Sessel nieder und gab sich dem ganzen Schmerz seiner Seele hin.

So fand ihn Tommaso, der ihn zu dem kranken Bruder rufen sollte. Er folgte.

Antonio hatte so eben einen Moment des Bewußtseins.

Weinend warf sich Giambattista über ihn. „Weine nicht," sagte weich Antonio. „Noch lebe ich ja."

„O, Du wirst nicht sterben," sprach Giambattista. „Ich bedarf ja Deiner zu meinem Troste!"

„Was ist Dir denn?“ fragte der Kranke.

„Ach, Du weißt,“ nahm Giambattista das Wort, „daß mich der Vater zwingen will, Maria Ottini zu ehelichen. Mein Herz widerstrebte, weil ich — eine Andere liebte; weil ich Marien verabscheue, die Du ja auch kennst. Heute wird mir nun des Vaters Befehl, daß ich diesen Abend noch mich mit Marie muß trauen lassen, und heute wird mir die herzzerreißende Kunde, daß Annunciata in Asti starb, weil unser Knecht Jost ihr sagte, ich habe Maria Ottini zum Weibe genommen.

„Das ist schrecklich!“ sprach Antonio; „aber fasse Dich und sei Mann. Es ist des Vaters Wunsch, erfülle ihn. Jenes Band ist gelöst. Ergib Dich, Bruder, und mache dem Vater diese Freude — ich werde ihn bald betrüben müssen, denn meine Stunden sind gezählt, bald muß ich scheiden.“

„O zerfleische mein Herz nicht noch mehr!“ flehte Giambattista. „Du stirbst nicht! Gott wird Dich mir erhalten!“

„Wann soll die Trauung sein?“ fragte Antonio.

„Diesen Abend noch in der Dämmerung,“ sagte Giambattista. „O mein Gott, mein Gott, erbarme dich mein!“ rief er verzweifelnd aus.

„Geh’, mein Bruder, geh’,“ bat Antonio mit schwacher Stimme. „Erfreue den Vater, bring’ ihm das Opfer! Deine Liebe ist ja doch zu Grabe gegangen, und mit ihr Deine Hoffnung. Geh’, ich bete für Dich!“ Er drückte ihn sanft von sich, weil er fühlte, wie ihn die Unterredung angriff.

Giambattista küßte ihn noch einmal und stürzte zum Gemache hinaus.

Tommaso war Zeuge dieser Unterredung gewesen; aber sie mußte tausend Dolche in seine Brust gestoßen haben. Mehrmals sprang er auf und wollte zu dem Bett eilen, wo die Brüder sich befanden; aber eine unsichtbare Hand schien ihn zurückzuhalten. Krampfhaft waren seine Hände gefaltet. Starr wie eine Leiche

stand er da und sah hinaus auf die Straßen der Stadt. Er nahm nicht wahr, daß die Sonne herabsank und die Dämmerung kam.

Da erschallte plötzlich das volle melancholische Geläute vom Thurme der Pfarrkirche, und wiegte seine ergreifenden Töne in der lauen Abendluft.

Jetzt durchbebte ein furchtbarer Gedanke seine Seele. Ein gewaltiger Schmerz durchzuckte ihn — das war die Stunde, wo er getraut wurde. Er fuhr mit der Hand unter das Wamms, wo der Dolch verborgen war — aber die Hand erlahmte, ehe sie ihn ergriff. Ein herzzerreißender Schrei durchzitterte das Gemach — und Tommaso lag leblos am Boden.

Der Kranke fuhr voll Entsetzen auf, sank aber schnell wieder zurück, denn ein Blutstrom entquoll seinem Munde, und mit ihm floß das Leben dahin, das die Jugend nicht zurückzuhalten vermochte.

Langsam bewegte sich vom Hause Ottini's ein Zug gegen das Ufer der Nahe, welche hoch angeschwollen war. Am Ufer des Flusses aber liegt die Pfarrkirche.

Es waren ernste Männergestalten und eine betagte Frau, Mariens Mutter. Sie ging zwischen den Vätern. Die Glieder der Innung folgten, Alle unter einander durch vielfache Familien-Verbindungen verzweigt. Voran ging das Brautpaar; Maria, stolz, fest, trotzig; Giambattista, mit gesenktem Haupte, traurig, Todesschmerz im Herzen.

Jetzt hatten sie die Pfarrkirche erreicht. Lichtglanz quoll blendend aus dem geöffneten Portale hervor. Das Geläute verstummte in diesem Augenblicke.

„Das hat mir zu Grabe geläutet!“ rief plötzlich Maria; und flüchtig, wie das gescheuchte Wild, flog sie dem Flusse zu, sprang, ehe irgend Jemand sich aus der Betäubung erholte, auf die Brüstung des Ufers und mit einer mächtigen Wucht in die gelben Wellen, die sich schäumend über ihr schlossen.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr Allen zugleich. Alle stürzten dem Ufer zu. Umsonst aber stießen rasch zwei Schiffer mit Giambattista vom Ufer; das Schreckliche war geschehen, die Fluth gab ihre Beute nicht mehr zurück.

Schmerzgebeugt kehrten die armen Eltern, die sich den Vorwurf machen mußten, ihr eigenes Kind hingeopfert zu haben, spät am Abend zurück, nachdem alle Versuche gemacht worden waren, den Leichnam zu finden. Erst am anderen Morgen fand man die Unglückliche und trug sie in das verödete Vaterhaus.

Das Ereigniß hatte auch den alten Pomaria schwer getroffen. Die ihm schreckliche Wahrheit, daß nicht die Habe das Lebensglück baue, drängte sich seinem erschütterten Herzen auf, und mit einem Blicke nach oben legte er stille das Gelübde ab, nie wieder den Versuch zu machen, ein Eheband seiner Kinder ohne die Zustimmung des Herzens zu schließen.

Als er und sein Sohn sich von den Unglücklichen trennten, die nun verlassen dastanden mit der Fülle ihres Reichthums und elend im Ueberflusse, da ahnte Pomaria nicht, was ihn erwartete.

Aber sein Schritt war nicht mehr so fest, als auf dem Hinweg zur Kirche. Der Kopf war nicht mehr so stolz erhoben. Das Ereigniß hatte ihn gleich einem Blitzstrahle getroffen, dessen blendendes Licht die Verhältnisse grell und eigenthümlich beleuchtete.

An der Thüre seines Hauses empfing ihn weinend die Matrone.

„Habt Ihr auch schon das Leid gehört, das uns betroffen?" fragte er sie.

„Ach, was ist Euch denn noch Schlimmes begegnet?"

„Maria Ottini, meines Sohnes Braut, hat sich in der Nahe ersäuft, vor der Thüre der Kirche," sagte dumpf der Alte.

„So erbarme sich Gott Eurer doppelt!"

„Wie so, Weib, was redet Ihr?"

„Antonio ist unter dem Geläute der Glocken entschlafen!"

„Todt?" riefen Vater und Bruder zugleich, und das bejahende Wort der Matrone bekräftigte das niederschmetternde Ereigniß.

Und das Grab nahm einen Tag später die Leichname derer auf, welche so namenlosen Jammer über zwei verwandte Familien brachten.

9.

Auch auf der Burg Klopp war das Lachen verstummt, als die Kunde von Maria's tragischem Ende den Ritter Brömser erreichte.

Wenn auch der Ritter nicht der Mann war, den Ereignisse tief zu ergreifen vermochten, so war doch Maria ihm theuer gewesen, und das Mißglücken eines Planes, wie dieser, lag ihm doch schwer auf dem Herzen. Er widmete dem Mädchen ein trauerndes Andenken; aber das Rachegefühl seiner Seele gegen die Lombarden trat sogleich in den Vordergrund, und um so stärker, als sie die Urheber von Mariens Tod und seinem Mißgeschicke waren.

„Hast Du die Geschichte gehört, Guntram?" sprach er zu seinem getreuen Rottmeister, der eben eintrat.

„Wohl," entgegnete dieser. „Schlagt Euch die Dirne aus dem Sinn. Ist doch der verdammte Lombarde so gut geprellt, als Ihr, und er noch so viel mehr, als Albrecht von Oesterreich seinem nun auch verstorbenen Bruder alle die kostbaren Paramente und Waaren bei Mainz abnahm, die er aus Italien brachte. Die Strafgerichte beginnen, Herr, und ich denke, der Bote, welchen der Alte von Mainz so eben sandte, gibt ihnen durch Eure Hand neue Erweiterung."

„Wie so?" fragte Brömser.

„Lest diesen Brief, den der Kanzler des Erzbischofs sendet," sagte Guntram und reichte dem Ritter ein Schreiben, welches er

kurz vorher, ehe er in das Kloset des Ritters getreten, von einem Eilboten empfangen, der alsbald wieder gen Mainz aufbrach.

Brömser, eine der seltenen Ausnahmen seines Standes in seiner Zeit, da er in der Schuljunkerschaft in Lorch seine Erziehung und Bildung gewonnen, war des Lesens und der lateinischen Sprache kundig. Er machte das schließende Band los, nachdem er das Wachssiegel entfernt, und las die Botschaft.

Der Kanzler schrieb, daß er auf Brömser's Anträge, Gelder zur Zahlung der Reisigen und Söldner zu senden, um so weniger eingehen könne, als der Kurfürst seiner Mittel alle bedürfe, um Diejenigen treu zu erhalten, die er zur Vertheidigung der Stadt nöthig habe. Der Vogt möge nur getrost bei den reichen Lombarden sich das Nöthige holen, deren Säcke jederzeit hinlänglich mit dem versehen wären, wessen er benöthigt sei, zumal der Feind ehestens nahen würde.

„Das ist ja herrlich!" rief Guntram, als er den Inhalt des Schreibens durch Brömser's etwas holperige Uebersetzung sich klar gemacht hatte. „Da habt Ihr ja alle Vollmacht, die Euch nothwendig ist, das Krämervolk in aller Weise zu zwicken."

„Wären nur die Reisigen in der Camera mir zugethan!" sprach Brömser.

„Dafür laßt mich sorgen," entgegnete der schlitzohrige Guntram. „Während die Trauer das Haus erfüllt, denkt der junge Schultheiß nicht dran, sich diese getreu zu erhalten. Ich will sie schon herumbringen und ihnen sagen, der Erzbischof habe mit Unwillen gehört, daß sie sich auf des Krämers Seite neigten. Ohnehin," fuhr er fort, „wäre mein Rath, Ihr dächtet nun ernstlich daran, die Stadt zu besetzen, die Thore zu verrammeln, die Kähne aus dem Hafen bringen zu lassen. Auch lasset den Vicedom wissen, daß er jenseits das Seinige thue; mir schwanet's: der Oesterreicher ist uns bald im Gesichte."

Brömser fand den Rath ebenso zweckmäßig, als geeignet, den

ihn verfolgenden Gedanken an Maria's Tod zu entfernen, weil er ihm einen weiteren Kreis der Thätigkeit eröffnete.

Schon am anderen Morgen, ehe noch die beiden Leichname ihre Ruhestätte gefunden, rückten Reisige vom Schlosse herab und besetzten die Mauern und die Thore der Stadt unter Guntram's Führung.

Brömser erschien auf dem Rathhause, wohin er den Rath versammelt hatte, und stellte ihm die Nothwendigkeit der größten Vorsicht vor. Darauf ritt er hinüber in das Kloster auf dem Ruppertsberg, um der Oberin anzukündigen, daß eine Schaar Rheingauer, die er vom Vicedom des Rheingaus verlangt hatte, sofort das Kloster besetzen würde, dessen Lage viel zu wichtig sei, um sie bei Vertheidigung der Stadt zu übersehen.

Brömser hatte allerdings einen triftigen Grund zu diesem Verfahren; aber die Botschaft, welche er der Aebtissin durch die ihm höchst unselig gewordene Schwester Veronika sandte, lag allerdings mit dabei zu Grunde.

Vergebens protestirte die Aebtissin gegen jede Gewaltmaßregel. Brömser blieb einfach bei seinem ausgesprochenen Worte. Endlich sah die Gottesbraut wohl ein, bei diesem eisernen Menschen sei nichts weiter übrig, als der pünktlichste Gehorsam. Sie versprach, sich zu fügen; aber welch' ein Bild des Jammers bot sich ihr bald genug dar. Die Rheingauer rückten ein unter Anführung eines Anverwandten Brömser's. Schon ihr erstes Auftreten war verderblich; denn sie rissen die Außengebäude nieder, oder steckten sie in Brand, erbrachen Keller und Vorrathskammern, und schalteten schlimmer, als es der Feind hätte thun können. Die Nonnen flohen in den ersten Tagen schon, und überließen das Kloster den Reisigen, und Brömser freute sich höchlich gelungener Rache.

Wie er sie hier suchte, so in der Stadt selbst. Täglich verlangte er Lebensmittel, Geldsummen und Stoffe zu Kleidern für seine Besatzung. Die Bürger mußten die Mauern bewachen helfen.

Aller Verkehr stockte, und die Lombarden mußten täglich neue Opfer bringen.

Giambattista Pomaria kam nicht mehr von dem Rathhause herab, so hielt er ihn in angestrengter Thätigkeit.

So war die Mitte des Julius 130[illegible] vorübergegangen, als eines Morgens Guntram den Ritter mit dem Rufe weckte: „Geisenheim brennt an allen Ecken! Albrecht ist da!“

Und schon trugen Kähne und Schiffe das Heer herüber, das alsbald seine Stellung um die Stadt nahm und das Kloster Ruppertsberg angriff. Hartnäckig vertheidigten es die Rheingauer, wohl unterstützt von Brömser's Mannen. Mehrere Tage wiederholte sich der Kampf, bis endlich fast alle Gebäude, außer der Kirche, durch Brand vernichtet oder doch unbrauchbar geworden waren. Jetzt erst wichen die Rheingauer und ließen, in der Nacht sich nach Bingen zurückziehend, dem Feinde das Kloster.

Bingens Lage war eine bedrängte von allen Seiten. Eng war es eingeschlossen. Keine Zufuhr war möglich, und das, was an Lebensmitteln vorräthig war, nahm Brömser nach Klopp, wo Ueberfluß und Ueppigkeit herrschte.

Und dennoch wehrte die tapfere Bürgerschaft mit den Reisigen zahllose Stürme des Kaisers ab, die sich alltäglich und allnächtlich erneuerten und seinem Heere großen Verlust zufügten.

Als der Kaiser einsah, mit Gewalt könne er wenig ausrichten, beschloß er, die Stadt auszuhungern und das Schloß ebenso. Durch tägliche Kämpfe die Besatzung erschöpfen und endlich mit zwei ungeheuern Mauerbrechern, die er bei Kempten erbauen ließ, die Mauern zertrümmern, dieser Plan vereinigte sich mit jenem und verhieß ein sicheres Ziel.

Wochen kamen und gingen, die Lebensmittel nahmen ab. Die Noth begann mit Riesengewalt hereinzubrechen über die durch stete Kämpfe völlig ermattete Bürgerschaft. Brömser schaltete mit rücksichtsloser Gewalt. Sein Wille war Gesetz. Die Lombarden ver-

mochten kaum mehr, seinen Erpressungen zu genügen und seinen Hohn zu ertragen. Der junge Schultheiß war der Gegenstand seiner Quälereien. Ueberall mußte er sein; überall die Gemüther beruhigen, die nun allmälig erkannten, wer es treu mit ihnen meinte; überall so Tag als Nacht auf den Mauern sein, um zu ermuthigen die Streitenden, zu sorgen für die Verwundeten und Rath zu schaffen, soweit es möglich in dringenden Fällen. Gewannen die Feinde einen Vortheil, so schalt Brömser ihn einen feigen Krämer vor allem Volke, und häufte Schimpf und Verdruß auf ihn. Weinert unterließ es nicht, im Pöbel, dessen Führer er war, ihm Feindschaft zu bereiten und manche wohlthätige Einrichtung zu hintertreiben, indem er seine Gesinnung verdächtigte.

Oft drangen Brömser's Reisige in die Häuser, und erlaubten sich Handlungen zügelloser Rohheit und Gewaltthat.

Der Becher war geleert bis zu den Hefen. Schon erhoben sich hier und da einzelne Stimmen, die von Uebergabe sprachen. Die Stimmung der leidenden Bürgerschaft wurde mit jedem Tage schlimmer.

Wagte es irgend Jemand, zu klagen, so ließ Brömser ihn in ein Gefängniß werfen und mißhandeln. Er und Guntram waren oft in Verkleidungen unter den Haufen, um die Gesinnungen auszuhorchen; besonders aber waren sie darauf aus, irgend etwas gegen den Schultheißen zu finden.

Giambattista kannte diese Nachstellungen. Klug und besonnen entging er ihnen; aber sein inneres Leben war verarmt, die Welt bot ihm nichts mehr. Kam er einmal in's Vaterhaus, so mußte er dem Alten erzählen. Es that ihm wohl, sein Herz ausschütten zu können und Rath zu holen bei dem Vater; aber mehr sehnte sich sein Herz nach dem italischen Knaben, zu dem ihn eine zauberähnliche Gewalt hinzog. Auf diesen Zügen wollte so gerne sein Auge ruhen, diese Laute sein Ohr hören. Es war ihm, als sähe er die Geliebte, als höre er ihre Stimme, und die Blicke dieses

Auges waren ja wie die der Heimgegangenen; aber der Knabe entzog sich ihm überall, und seine Augenblicke waren gezählt für das Vaterhaus, da ihn die Sorge für die Stadt ganz in Anspruch nahm.

Der Gedanke, daß vielleicht in diesem Kampfe sein Ende nahe, konnte ihn mit stiller Seligkeit erfüllen, während er für Alles, was so unangenehm auf ihn einstürmte, ziemlich gefühllos wurde.

In dem Benehmen Tommaso's lag für ihn viel Räthselhaftes. Während er sich in den Momenten ihm entzog, wo er etwa auf vergangene Zeiten konnte zu reden kommen, und danach strebte, den Fragen nach Annunciaten zu entgehen, fand er ihn oft in den Kämpfen auf den Mauern, so in der Nacht, wie am Tage, in seiner Nähe, sich furchtlos jeder Gefahr aussetzend. Ging er am Abend oder in der Nacht über die Straßen der Stadt, so folgte ihm in einiger Entfernung eine Gestalt, die er schnell für Tommaso erkannte. Es schien, als habe er alle Liebe für seinen Bruder auf ihn übergetragen und als wolle er, wie sein Schutzgeist, über ihm wachen. Trat er aus dem Rathssaale, so stand Tommaso in der Nähe, und ein freundlicher Blick, den er ihm dankend zuwarf, ein wohlwollend Wort schien ihn unendlich zu beglücken. So gewöhnte sich Giambattista, den schweigsamen Treuen in seiner Nähe zu wissen, und es lag für ihn etwas recht Erquickliches darin. Nur begriff er nicht das scheue Zurückweichen, das absichtliche Heimliche in dem Wesen des jungen Menschen. Darüber nachzudenken, blieb ihm keine Zeit; denn nur wenige Stunden konnte er sich dem Schlaf überlassen, und selten kam er aus den Kleidern.

Immer enger zogen die Belagerer den Kreis um die Stadt. Immer kecker wurde das Unterminiren der Mauern versucht. Man sah, Albrecht wollte Ernst gebrauchen, denn er mochte fürchten, der alte Gerhard falle ihm mit Heeresmacht in den Rücken. Brömser saß guten Muthes auf Klopp, im Bewußtsein seiner Stärke, und saugte nur aus Bingen alle Lebenskraft heraus, die er nur irgend noch finden konnte. Es war kaum zu zweifeln, daß er die Stadt

preisgeben wollte; denn selbst die Reisigen, welche bis jetzt die Stadt hatten vertheidigen helfen, zog er unter dem Vorwand, er habe viele Kranke in der Burg, nach Klopp, und nöthigte darum die Bürgerschaft, ihre letzte Kraft aufzubieten. Greise, Weiber, Jungfrauen und Knaben sah man in den Reihen der Vertheidiger. Der alte Pomaria kämpfte mit Jugendkraft in ihren Reihen.

Jener Abend, an dem Antonio starb, war der schrecklichste für Tommaso gewesen. Das Geläute klang ihm wie Grabgeläute in's Ohr. Auch ihn ergriff eine Krankheit in Folge der erschütternden Momente; aber seine Jugendkraft brach ihre Gewalt schnell, und als er vernahm, wie Maria Ottini ihr Leben geendet, schien neues Leben ihn zu durchdringen.

Rasch drängten sich nun die Ereignisse in Bingen.

Tommaso folgte überall dem Schultheißen, weil er erfuhr, wie von Klopp aus Verderben geschmiedet wurde. Eines Abends nämlich, als er sich in der Nähe des Rathhauses aufhielt, sah er zwei Männer nahen, die leise flüsterten. Er trat in den Schatten eines jener Pfeiler, welche das uralte Gebäude des Rathhauses stützten und eine Art Säulengang vor demselben bildeten, über welchen der Rathhaussaal, als zweites Geschoß, vortrat.

„Er hat mehr Anhang, als Du meinst,“ sagte Weinert zu Guntram, denn Beide unterredeten sich, „und mit dem Tode der Maria Ottini ist ihm kein Elend bereitet worden, er haßte sie.“

„Wie konnten die Bürger so schnell seine Freunde werden, die ihn doch haßten?“ fragte Guntram.

„Er ist ihr Wohlthäter geworden, und Ihr da troben treibt es zu arg!“ entgegnete mit dem Tone des Vorwurfs Weinert.

„Nun, Du wirst doch nicht am Ende auch abfallen?“

„Ich?“ fragte zürnend der lüderliche Schiffer. „Ich bin keiner von den Wankelmüthigen! Ich hasse ihn, und wehe ihm, wenn er im Kampfe in meine Nähe kommt!“

„Recht so, Weinert,“ versetzte frohen Sinnes der Rottmeister;

„mein Dolch ist auch für ihn geschliffen, und soll sich färben mit dem schwarzen Lombardenblut. O, daß ich die Kraft Simson's hätte," sagte er, beide Fäuste ballend, und mit Zähneknirschen nach dem Rathhaussaale hinausblickend, „ich risse diese Säulen ein und begrübe ihn und alle die Rathsherren unter den Trümmern ihres Saales! Hast Du nichts gehört," fuhr er fort, „ob der Schultheiß auch mit denen einstimmt, die lieber die Stadt übergeben, als vertheidigen wollen?"

„Ehrlich gesagt, nein; dafür halte ich ihn zu tapfer. Du solltest sehen, wie er mit Todesverachtung kämpft!"

Guntram schwieg; einige Augenblicke später sagte er: „Höre, Weinert, ließe sich ihm denn nicht einmal heimlich beikommen?"

„Das mag ich nicht!" sagte Weinert entschieden.

„Dummer Bursche!" rief halblaut der Rottmeister, „bist doch sonst ein Strolch, dem nichts zu schwer ist!"

„Wohl recht, aber zu einem Meuchelmörder machst Du mich nicht!"

„Pah," lachte Guntram, „ich möcht's auch nicht; ich wollte nur hören, ob Du auch ehrliche Gesinnung hättest."

Weinert schüttelte den Kopf. „Bleib mir damit vom Leibe," sagte er unwillig. „Wir am Rheine lieben die heimlichen Waffen nicht. Offen, Feind gegen Feind, das ist unsere Art."

Ein Geräusch innerhalb des Rathhauses und das Toben eines am Salzthore begonnenen Kampfes störte die unerfreuliche Unterhaltung.

Tommaso hatte genug gehört, um die Gefahren zu kennen, welche Giambattista Pomaria drohten. Von nun an folgte er ihm wie sein Schatten. — Auch jetzt, wo ein Bote dem Rathe den neuen Angriff meldete, und Pomaria kampflustig zum Thor eilte, folgte er ihm in den Kampf, der sich wild entsponnen hatte. Er war hartnäckiger als gewöhnlich, aber er wurde nach mehrstündiger Anstrengung abgeschlagen.

Tommaso verschloß das Gehörte in seine Brust; aber seine Aufmerksamkeit wurde schärfer und sorglicher, seine Angst aber größer mit jedem Tage.

Albrecht, dessen Gezelte auf dem Ruppertsberge standen, wurde indeß nachgerade der langen Belagerung müde. Er wollte die Stadt und Burg erobern, es koste, was es wolle. Nicht minder müde war sein Heer der langen Unthätigkeit. Die „Buben" verlangten ein Ende. Es gab keinen reichen Raub für sie. Da beschlossen sie, den Kaiser zu bitten, es ihnen zu gestatten, die Stadt zu erobern; aber auch, sie zu plündern. Eine Deputation ihrer Rottmeister begab sich in das kaiserliche Zelt; aber Albrecht wies schnöde und stolz dies Ansinnen weg. „Die Beute gehört den Rittern!" war sein Urtheil. Indessen ersah er aus diesem Ansinnen, daß er einem meuterischen Geiste durch rasches Handeln begegnen müsse.

So wurden denn alle Anstalten in der größten Stille getroffen. Die beiden ungeheuern Mauerbrecher wurden von Kempten her in der Stille der Nacht gegen die Stadt gebracht. Alles rüstete sich zum allseitigen Angriff.

In dem Vorwerke standen eine Anzahl Reisige. Sie wurden durch das dumpfe Geräusch der anrollenden Werkzeuge der Zerstörung und durch das ungewöhnliche Herumirren der Lichter im Lager der Ungarn, das zwischen Kempten und der Stadt lag, aufmerksam, und meldeten es in die Burg.

Kunz, dem eine unbestimmte Angst sagte, es bereite sich ein wichtiges Ereigniß vor, schlich sich hinweg und eilte in die Stadt, es seiner Martha und seinen Angehörigen warnend mitzutheilen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, diese Nacht noch werde von allen Seiten gestürmt.

Brömser warnte die Stadt nicht, vielmehr zog er alle Reisige hinauf nach dem Schlosse, und überließ die Bürger sich selbst.

Kaum hatte der Schultheiß die Kunde erhalten, als er auf das Rathhaus eilte und den Rath zusammen berief, um die Maßregeln zu berathen.

In großer Aufregung standen überall Gruppen von Bürgern, welche das Ende der Berathung mit Sorge und Angst erwarteten.

10.

Die Kunde von dem nahenden Sturme, der von allen Seiten her unternommen werden sollte, führte einen Theil der wehrhaften Bürger auf die Mauern, denen zu Hülfe, welche an der Reihe waren, Dienste zu thun. Der allgemeine Zorn brach überall gegen des Vogts Treulosigkeit aus.

„Er will Klopp retten und die Stadt preisgeben!" schrie das Volk, das sich in immer größeren Massen auf dem Markte sammelte.

„Vielleicht wäre es noch Zeit, uns durch Uebergabe zu retten," sagten hin und wieder ältere Männer, die einen unheilbringenden Erfolg ahnen mochten. Waren ja doch auch die Kräfte der Bürger in der That durch Tod und Verwundung vielfach unzulänglich geworden. Da nun auch Brömser seine Leute zurückzog, fehlte es an Vertheidigern.

Noch war der Rath versammelt, und kein Resultat seiner Berathungen bekannt. Wie es schien, waren auch in seinem Schooße mannigfach verschiedene Ansichten vertreten.

Die Angst und Spannung der Bürger wuchs von Minute zu Minute. Man vernahm schon das Kampfgebrülle der Ungarn von ferne; man hörte deutlich die furchtbar dröhnenden Schläge der riesigen Mauerbrecher gegen die Stadtmauer; man sah vom Rheine und der Kemptener Seite her Pechkränze in die Stadt werfen, und die Angst wuchs in raschem Fortschritte.

Plötzlich erschallte die Sturmglocke der Pfarrkirche. Der Thürmer sah an drei Stellen Brand und that seine Pflicht, das Unglück anzuzeigen; aber die Wirkung der Sturmglocke war entsetzlich. Immer dichter drängte sich das jammernde Volk auf dem Markte zusammen.

Bei dem Schalle der Sturmglocke stürzte der Rath aus dem Rathhause hervor unter das Volk.

Brömser sah den Brand, hörte den Lärm und sandte Guntram mit zehn Reisigen hinab, die Uebergabe der Stadt zu wehren.

Er theilte eben die Reihen des Volkes, als Andrea Pomaria das Wort nahm:

„Es ist vielleicht noch Zeit," rief er mit einer Stimme, die mächtig durch all' das wirre Geschrei drang, „die Stadt vor dem entsetzlichen Unglück, das uns droht, zu retten, wenn wir sie dem Kaiser übergeben. Ist es nicht besser, vom Feinde leiden, als uns von unseren Freunden, von der Besatzung der Burg Klopp, verderben zu lassen?"

„Er hat Recht," rief das Volk einstimmig.

„Verräther!" rief Guntram, „nimm das für Dich!" und ein entsetzlicher Hieb mit dem riesigen Schwerte spaltete den unbewehrten Kopf des Greises. Entsetzt wich das Volk zurück und floh theilweise.

„Die Lombarden sind Verräther!" rief der Rottmeister abermals, und drang auf Giambattista Pomaria ein, der sein Schwert zog, des Vaters Tod zu rächen. Schon führte Guntram den zweiten Todesstreich mit den Worten: „Ha, endlich vergelte ich Dir, was Du an Adolph von Nassau thatst!" — als Tommaso seinen Arm unterlief und ihn rücklings niederwarf, aber auch mit der Schnelle des Gedankens den Dolch in seine Brust grub, da er regungslos blieb und starb. —

In diesem Augenblicke drängte sich Weinert hervor und führte mit einer Keule, die er trug, einen Streich nach Giambattista's

Kopfe; jedoch er streifte ihn bloß, da die Rathsherren auf ihn eindrangen. Dennoch stürzte der Schultheiß bewußtlos nieder.

„Wehe!" rief der biedere Rathsherr Klein, „wenn Mord und Todtschlag in der Stadt herrscht, wer soll dem Brande wehren, wer dem Feind entgegenkämpfen? Bingens letzte Nacht ist da! Herr, erbarme dich!" Mit lautem Jammer stürzte das Volk hinweg, und wenige Augenblicke später war der Markt leer und die gräßlichste Beleuchtung des an drei Stellen furchtbar auflodernden Brandes erhellte nur noch eine Gruppe — Tommaso und den leblosen Giambattista Pomaria. Der Jüngling hatte Wasser geschöpft am Brunnen des Markts und Pomaria angewaschen, aber es gelang ihm nicht, ihn in das Bewußtsein zu rufen. Wegtragen konnte er ihn nicht; die Kräfte reichten nicht aus, und doch wuchs mit jedem Augenblicke die Gefahr. Gegen den Rhein hin hörte man das Toben der „Buben" und den wüthendsten Kampf; von Kempten her brüllte immer mächtiger der Kampfruf der Ungarn und das Dröhnen der Mauerbrecher, und gegen Klopp stürmte der Kaiser selbst an mit den auserlesensten Schaaren seines Heeres. Steinkugeln, die von Klopp herabgeschleudert wurden, fielen zerschmetternd selbst in die Stadt, und die Sturmglocke heulte fort und fort in die schauerliche, vom Brande erleuchtete Nacht hinaus.

In den verschiedensten Richtungen drängten sich jammernde Menschen. Dort sah man Todte und Verwundete vorübertragen, hier kamen Flüchtlinge, welche Theile ihrer dem Brande entrissenen Habe trugen; wieder Andere flohen heulend der Kirche zu, ein Asyl in ihr zu suchen. Es war ein Zustand in der Stadt, den umsonst die Feder zeichnen will. Das Wort bleibt in unermeßlichem Abstande von der Wirklichkeit. Umsonst rief flehend Tommaso jeden Vorübergehenden um Beistand an.

Wer dachte an Andere in dieser grausenhaften Nacht?

Jetzt stürzten Massen des Volkes vom Kemptener Thore her

und schrien: „die Mauer ist gebrochen, der Feind in der Stadt! Rette sich, wer kann!“

Todesangst durchbebte den armen Tommaso. Er betete und schrie um Beistand Jeden an, der vorüberfloh.

Ein Vorübereilender hörte ihn, und stand. Es war ein Diener des Hauses Pomaria.

„Hilf unseren Herrn retten,“ rief ihn Tommaso an. Er erkannte ihn und den Schultheißen. Rasch griff er an, und Beide trugen die Last der Kirche zu.

In Tommaso's Kopfe reifte ein anderer Gedanke. Er mochte selbst dem geheiligten Gotteshause keine rettende Macht zutrauen, denn er kannte ja diese Horden, die jetzt siegend eindrangen und der Stadt einen achtwöchentlichen Widerstand gewiß nicht vergeben konnten. Er hatte am Ufer der Nahe die umgelegten Kähne gesehen. Einen derselben wollte er flott machen und so seinen Herrn retten. Das theilte er seinem Gefährten mit, und dieser konnte es nur billigen.

Als sie in die Nähe der Kirche kamen, lagen dort Betten und Geräthe in Menge, welche die Unglücklichen aus dem Brande hierher gerettet hatten. Hier betteten sie den noch immer bewußtlosen Pomaria, und während der Andere bei ihm wachte, eilte Tommaso dem Ufer zu, seinen Rettungsplan auszuführen.

Er fand schon eine Gruppe in gleicher Absicht dort beschäftigt.

„Gebt mir Theil an dem Kahne für mich und einen Verwundeten,“ bat er, „und ich helfe getreulich. Er ist groß genug für uns Alle!“

„Hilf nur zu!“ sagte der Jüngere der beiden arbeitenden Männer, und Tommaso griff an mit aller Kraft. Es gelang ihnen, den Kahn umzustülpen und der Nahe zuzuschieben.

„Spute Dich, Kunz,“ rief eine Mädchenstimme. „Hörst Du, der Feind naht!“ Es war Martha.

Jetzt überließ Tommaso die Arbeit den Beiden und lief zurück, den Verwundeten zu holen.

Die beiden Männer konnten indessen nicht allein ihr Werk vollenden, sie haderten mit Tommaso; aber bald kehrte er zurück mit seiner theuern Last, die er in den Kahn legte. Nun griffen die vier Männer an, und bald war der Kahn im Wasser. Zwei Frauen, Martha, die Magd Oltini's, und Kunzens Mutter, stiegen ein, und die Männer stießen ab.

Pfeilschnell glitt der Kahn den Fluß hinab, und bald verschwand er um die Ecke, welche das „Binger Grün“, reich mit schützenden Weiden bedeckt, an der Nahemündung bildet, und das süße Bewußtsein ihrer Rettung durchdrang Alle, besonders Brömser's Reisigen Kunz, den die Furcht vor dem Kampfe schier um den Verstand gebracht hatte. Weithin leuchtete die brennende Stadt den Schiffenden. Glücklich lenkte Kunzens Vater, ein erfahrener Schiffer, den Kahn durch den Strudel des „Binger Loches“, und, Gott dankend, landeten sie am Ufer bei Aßmannshausen.

Während dies sich zutrug, waren bereits die stürmenden Ungarn und von der anderen Seite „die Buben“ in die unglückliche Stadt eingedrungen. Die Kämpfenden zogen sich bis auf den Markt zurück, wo ihnen die „Buben“ in die Seite fielen, welche die Salzgasse heraufstürmten. Alle wurden niedergehauen, und es begann ein furchtbares Gemetzel in der Stadt, dem kein Alter, kein Geschlecht entging.

Mit Leichenhaufen waren die Straßen bedeckt, und das Blut floß, wörtlich wahr, dem Rheine in Bächen zu.

Nachdem das Morden vorüber war, drangen die Sieger in die Häuser, und die schreckliche Plünderung begann. Der Wein, welchen sie dort fanden und in dessen Genuß sie sich berauschten, entfesselte noch mehr ihre Begierden und erstickte den Rest von Menschlichkeit in ihren Herzen.

Während so der Mensch würgte, raubte und Gräuel aus-

übte, vor denen die menschliche Natur sonst schaudert, schleuderte Brömser unausgesetzt seine Steinkugeln zerstörend auf Freund und Feind, und der Brand wüthete ungehemmt und angefacht von einem frischen Bergwind in dem südlichen Theile der Stadt, welche er schier ganz in Asche legte.

In der Stadt hatte der Kampf geendet; aber nicht bei Klopp. Albrecht rief die Ritter und Buben dorthin, wo er ihrer bedurfte; aber die Strahlen der Morgensonne waren Zeugen eines schmählichen Rückzugs Albrechts, und der Berg von Leichen um die Burg gab Zeugniß von Brömser's unermüdeter tapferer Vertheidigung. Auch die Camera des Erzbischofs war in einen Aschenhaufen verwandelt. Nur das Rathhaus stand noch. Dorthin verlegte der Kaiser sein Quartier; aber die Steinkugeln, welche Brömser unausgesetzt herabschleuderte, nöthigten ihn, die Stätte zu verlassen und die Belagerung des Schlosses durch seinen Rückzug aufzuheben. Die Beute war reich. Das Heer frohlockte; — aber Bingen hatte die schrecklichste Nacht erlebt, welche seine Geschichte aufzuweisen hat und wie es eine zweite niemals sah. Der Anblick der Zerstörung war grausenerregend. Mehr als die Hälfte der Stadt lag in Asche und Trümmern. Von den stattlichen Gebäuden der Lombarden stand nur noch das Haus Montemagno's neben der Pfarrkirche. Alle, welche sich in diese Kirche geflüchtet hatten, wurden gerettet durch des Kaisers Befehl; aber ach, wie fanden sie ihre Vaterstadt wieder! Wo waren ihre Lieben, die sie suchten? Wer könnte den Jammer beschreiben, als sie sie zerstümmelt, von Hufen der Rosse zertreten wieder fanden? Wer könnte das Maß des Schmerzes schildern, als sie sie begruben in die gewaltigen Gräber, deren Eins an hundert Leichname faßte?

Albrecht konnte selbst den Anblick nicht mehr ertragen, den Jammer nicht hören. Die rohen Urheber aller dieser Gräuel erbebten selbst, als sie im Lichte des Tages die Werke dieser „Nacht von Bingen" erblickten.

Brömser empfing den Dank seines Gebieters; aber der Fluch der Bewohner der Stadt lastete wohlverdient auf ihm. Er hätte die Stadt retten können, wenn er gewollt, das stand fest.

Auf Klopp hatte er fortan keine Ruhe mehr. War es sein an ein unstätes Umherfahren gewöhntes Wesen, oder war es der das Gewissen stets weckende Anblick der zerrütteten Stadt — er gab die Vogtei in Gerhards Hand zurück, und verließ bald nach der schrecklichen Nacht von Bingen die Burg, um über die Alpen zu gehen und dort in den steten Kämpfen des unruhigen Landes — Vergessenheit dessen zu suchen, was ihm stets neue Vorwürfe bereitete.

11.

In einem kleinen Bauernhause des Dörfchens Aßmannshausen hatte der Name des reichen Lombarden Thür und Thor geöffnet. Dort legte der Diener, während Tommaso einen Verband für den Betäubten besorgte, ihn in ein Bett, und alsdann kam Tommaso und legte den Verband an. Der Diener entfernte sich, um der Ruhe zu genießen, und Tommaso blieb bei dem Leidenden.

Scharf beobachtete er seinen Zustand. Seit der Verband mit kalter Compresse auflag, stöhnte er nicht mehr, und es schien, als ginge die Betäubung in einen sanften Schlaf über.

Tommaso kniete betend vor dem Bett seines Herrn, und als er so sanft schlief, beschlich auch ihn die Schwäche der Natur. Die Erschütterungen der letzten Nacht, die in eben dem Grade den äußern wie den innern Menschen getroffen, hatten seine Kräfte auch erschöpft. Der schöne Kopf sank auf das Bett, und der Schlaf senkte sich mit bleierner Schwere auf die Augenlider. Die Bilder, welche das Auge geschaut in der Nacht, gingen alle noch einmal im Geiste vorüber; aber allmälig gaben sie freundlichen Bildern einer früheren Zeit Raum.

Die hellen Strahlen der Morgensonne fielen durch ein kleines Fensterlein auf das Bett, als mit einem tiefen Seufzer Giambattista Pomaria erwachte. Er besaß sein volles, klares Bewußtsein wieder; aber die Begebnisse der letzten Nacht lagen traumartig hinter ihm.

Er sah sich erstaunt um in dem Gemache, worin er sich befand, und konnte nicht begreifen, wie er hierher gekommen.

Jetzt blickte er vor sich nieder, und — da lag ja Annunciata's Engelskopf vor ihm in sanftem Schlummer.

Er starrte sie zitternd an.

Da bewegten sich die Lippen.

„Giambattista, mio caro!“ flüsterte sie leise.

„Sie ist's!“ rief er, und drückte im Uebermaße des Entzückens einen Kuß auf die schwellende Lippe.

Tommaso fuhr auf aus dem Schlaf und wollte die umschlingenden Arme abstreifen.

„Wie habe ich so blind sein können?“ rief Pomaria aus. „Wie konnte ich verkennen, wer Du warst, o meine Annunciata!“

Sie lächelte, und doch rannen heiße Thränen über ihre Wangen. Sie legte stumm den schönen Kopf an seine Brust. Es war ein seliger Augenblick!

Darauf sah sie ihn an mit dem zauberischen Blick und fragte: „Hab' ich Dich wieder?“

„Für ewig!“ rief er aus, sie umarmend; „denn Du hast mich theuer erkauft; aber warum quältest Du mich so, warum sagtest Du, meine Annunciata sei todt; und nahmest meinem Auge seine Schärfe?“

„Ach,“ sagte sie, „ich hörte, Du habest einer Anderen Hand und Herz geschenkt und mich betrogen. Da wollte ich Rache nehmen an Dir, dem Treulosen, und schnitt mein Haar ab und wurde Deines Bruders Diener. Als ich kam, wollte ich erst Dein Herz prüfen. Ich sah Dich umgarnt, aber voll Liebe zu mir. Ach, wie that mir's

so wehe, Dich täuschen zu müssen, und wie mußte ich Dich fliehen, um nur nicht erkannt zu werden; denn ich sah ja, Du wurdest das Opfer Deiner Familie. Ich würde entflohen sein und in einem Kloster mich begraben haben, hätte ich's vermocht, hätte ich aus der belagerten Stadt gekonnt. Da fiel mir ein anderes Loos. Ich wurde Dein Schutzgeist, denn ich kannte Deine Feinde, diesen Guntram und Weinert, die Dir nach dem Leben standen. — Gottlob, daß es mir gelang, Dich zu retten! Gottlob, daß Du so glücklich dem Streiche Weinert's entgingst."

„Erst jetzt wird mir Alles klar," sagte er; „ach, wie steht es um meine Vaterstadt?"

Sie erzählte ihm, was sie theilweise gesehen. Er wollte aufstehen, und nun erst floh das Mädchen, sich bewußt, daß sie als Tommaso ihre Rolle ausgespielt, scheu von dannen.

Aber Giambattista durfte nicht zurückkehren, bis die Feinde abgezogen waren. Das enge Bauernhäuschen umschloß sein Glück, und die wenigen Tage des Aufenthaltes daselbst entschädigten ihn für ein Jahr voll unsäglicher Leiden.

Nachdem Albrecht abgezogen war, kehrte Pomaria heim. Ach, wie fand er die Stadt! wie seiner Väter Wohnungen! Im Hause Montemagno's fand er Obdach.

Er mußte Annunciata geloben, sie als seinen Diener fort zu behandeln, bis er den Plan ausführen könne, Bingen zu verlassen und wieder nach Asti zu gehen, um wieder ein Haus zu gründen.

Er hielt's wohl eine Weile; dann aber konnte er's nicht, und der bildschöne Diener strahlte bald im vollen Reize der Jungfrau, und Alle verehrten die seltene Treue in ihr. Noch im Laufe des Winters wurde sie sein glückliches Weib.

Bingen erhob sich wieder aus seinem Schutte. Die von dem Erzbischofe zurückerhaltenen Summen gaben dem Lombarden die Mittel, neue, prachtvolle Gebäude zu errichten, und als der Sommer

kam, zog das glückliche Paar hinüber nach Asti, wo der Großvater Giambattista's gestorben war, das reiche Erbe zu holen.

Es war im Sommer 1302, als sie in Asti anlangten. Bald erfüllte die Stadt der Ruf von Pomaria's reizender Gattin.

Eines Tages sah man die beiden Gatten die Straße an der Kirche bei Angeli hinaufschreiten, dann einbiegen in das Gäßchen, wo Malvoglio wohnte. Annunciata's Antlitz leuchtete vor innerer Seligkeit, als sie sich dem Häuschen nahten, wo sie einst in schwerer Zeit Schutz gesucht.

Als sie eintraten, erhob sich die koboldartige Gestalt Malvoglio's aus einem Lehnstuhle, wo er eingeschlummert war, und starrte die stattlich erscheinenden Gestalten an, die so unerwartet über seine Schwelle schritten.

„Mein Gott," rief er aus, in den Anblick Annunciata's versunken, „hätte ich nicht Seelmessen für das arme Kind lesen lassen, ich würde schwören, Ihr wäret, mit Vergunst, schöne Dame, die Tochter meiner Schwester, Annunciata Ghisberti; aber die hat sich vor etwa zwei Jahren ersäuft; Gott gnade ihr!"

„Die Todten sind wieder auferstanden, Oheim," sprach Annunciata, „denn ich bin's mit Fleisch und Blut."

Malvoglio that einen großen Sprung zurück, schlug ein Kreuz und betete: „Alle guten Geister loben ihren Meister!"

„Ich lobe ihn in Ewigkeit, Amen!" sprach Annunciata; „aber sagt, warum muß ich mich denn ersäuft haben?"

„Muß, muß! Schöne Dame, dazu zwingt Euch kein Mensch, ich am wenigsten; aber meiner Schwester Kind, Annunciata Ghisberti that's, weil sie verliebt war in den Pomaria."

„Der hier als mein Gatte bei mir steht," — sagte lachend die schöne Frau.

„Mein Gott auch," rief in der größten Verwirrung Malvoglio, „ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll? Wär' ich bei meinem Freunde, dem Montefiasconer, gewesen, so dächte ich, es

wäre mir sein vortreffliches Tröpflein zu Kopfe gestiegen; aber seit Annunciata weg ist, ist auch das Glück weg. Ich pfeife auf dem letzten Loche, und kann nur noch Sonntags meine Schale Montefiasconer trinken, und das auch nicht mehr lange; dann denke ich, ist es Zeit, daß ich mich hinlege und sterbe."

„Nein, Oheim," sagte fast wehmüthig Annunciata, denn auch in Malvoglio's Worten klang ein Ton der Wehmuth durch — „das sollt Ihr nicht. Gott hat mich gesegnet, und mein guter Gatte wird dem Manne nichts entgehen lassen, der seine Annunciata aufnahm, als ihre Mutter gestorben war und sie dem Elend und der Schande hätte anheimfallen können."

„Wie sprecht Ihr doch! Seid Ihr denn Annunciata Ghisberti?"

„Ich sehe wohl, daß ich Euch Alles erzählen muß," sprach das schöne Weib, und setzte sich auf den Schemel, den sie einst eingenommen in früheren Tagen. Sie that es denn auch. Der Alte hörte mit wachsendem Erstaunen der Erzählung zu. Als sie zu Ende war, sagte er:

„Hätte ich das ahnen können, ich würde keine Seelmessen haben lesen lassen; denn sie sind theuer bei dem Pater dei Angeli," sagte Malvoglio. „Aber ich danke meinem Schutzpatron, daß Ihr lebt."

Giambattista hatte, mitunter herzlich lachend, der Unterredung zugehört. Jetzt sagte er zu Malvoglio:

„Verlaßt dies Häuschen und ziehet zu uns. Ihr werdet es gut haben bis an Euer Ende; auch wenn wir wieder an den Rhein zurückkehren."

„Nein," versetzte Malvoglio; „das muthet mir nicht zu. Dies Häuschen ist mir lieb und theuer. Ich will nur hinausgetragen werden; aber wollt Ihr eines alten Mannes Tage vor Mangel schützen, so will ich's nicht verschmähen von Eurer Hand."

Dabei blieb es denn auch, und Pomaria sorgte, daß er seine kräftige Nahrung erhielt und täglich wieder in die Osteria seines

Freundes gehen und mit Annibaldi und Lizzi seine Spässe machen konnte, bis eines Morgens Malvoglio das Zeitliche gesegnet hatte. Seine Freunde trugen ihn zu Grabe; seine reichen Verwandten folgten der Leiche, und seine Nachbarn beklagten es, daß sie die spukige Gestalt nicht mehr vorüberwandeln oder taumeln sehen konnten. Der Montefiasconer aber sagte: „Ich habe meinen besten Kunden verloren.“ Und das war eine Wahrheit.

Nachdem Pomaria mehrere Jahre des Handels Geschäfte für die Innung in Asti besorgt hatte, kehrte er nach Bingen zurück, und brachte zwei Kindlein mit und ein Weib, das noch schöner geworden war, denn früher. Alle Spuren der Zerstörung waren verschwunden in Bingen, und die Stadt war schöner aus ihren Trümmern erstanden. Von Ritter Brömser vernahm man nichts mehr. Wahrscheinlich war er in einer Fehde gefallen. Weinert hatte bei dem Sturme der Stadt den Tod gefunden.

Der tapfere Kunz sagte dem Kriegshandwerk Valet, heirathete seine Martha und nährte sich redlich, nicht wenig gefördert durch die Wohlthaten einer schönen Frau, die er einst als Knaben im Kahne gen Aßmannshausen gefahren in jener Nacht, die ihres Glückes nächste Veranlassung geworden, aber stets im Andenken fortlebte als die schrecklichste „Nacht von Bingen“.

Die Meergeusen.

Novelle.

1. Die Studenten von Löwen.

Löwens, durch Herzog Johann den Vierten von Brabant im Jahre 1426 gestiftete und höchst freigebig mit Privilegien versehene Hochschule genoß um das Jahr 1567 eines außerordentlichen Zusammenflusses von studirenden Jünglingen, aus allen Gegenden der Niederlande, wie auch Deutschlands und Frankreichs und anderen Theilen Europa's. Alle Vorzüge, aber auch alle jene Mängel der damaligen Einrichtung der Hochschulen theilte Löwen mit ihren Schwestern. Insbesondere aber offenbarte sich damals durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Niederlande ein bedenklicher Geist der Ungebundenheit, Gesetzlosigkeit und Widersetzlichkeit unter den Studirenden. Auf diese Jünglinge, insbesondere auf die Niederländer, konnte der aufstrebende, nach Freiheit ringende Sinn des Volkes, die ganze, durch den Geusenbund hervorgerufene Stimmung der Nation nicht ohne Wirkung bleiben, und war es nicht geblieben. Viele unter diesen Jünglingen gehörten den ersten Familien des Landes an, und theilten den Geist der Väter, die den so traurig untergegangenen Geusenbund gebildet hatten. Sie fühlten sich berufen, der Nation zu werden, und in besserem Sinn und Geiste zu werden, was der Väter Thun nur verheißen, oder doch nur im Beginne gelassen hatte; aber es konnten auch Jünglinge nicht fehlen,

die durch Familienverbindungen auf die Seite des Hofes, und durch ihren Glauben zu ihm neigten. Was im kühlen Leben die Menschen so schroff schied, wie viel mehr mußte das in jenem freien, warmen, idealen, phantastischen Leben der Hochschule, wo der Jüngling das, was er ergreift, mit ganzer Seele und unzersplitterter Kraft ergreift, hervortreten? Leicht zu erachten war es indessen, daß Letztere nur eine sehr kleine Anzahl bildeten, während die Mehrzahl von glühendem Hasse gegen Spanien erfüllt war.

Es konnte auch nicht fehlen, daß die Jünglinge den wärmsten Antheil an den politischen Angelegenheiten ihres Vaterlandes nahmen; daß sie mit Wärme sowohl an den öffentlichen Orten, als in den Collegien, wo die Studirenden gemeinsam wohnten, verhandelt wurden, zum nicht geringen Mißvergnügen der Magister, die in den Spaltungen der Meinung und Ansicht nur den nachtheiligsten Einfluß auf das Pflegen der Wissenschaften erblickten.

An der Spitze derjenigen Partei, die es mit den Rechten und Freiheiten der Nation hielt, stand damals der junge Prinz Philipp Wilhelm von Oranien, Wilhelms des Schweigsamen ältester Sohn, den der Vater, hoffend, daß er unter dem Schirme der Freiheiten Löwens sicher sei vor Alba's mörderischer Faust, bei seiner Abreise nach Breda und Dillenburg dort gelassen hatte, und Wilm van Strahlen, des Bürgermeisters von Antwerpen Neffe und Mündel, ein Jüngling, dessen Muth, Kraft und Biedersinn die Liebe Aller sich erworben hatte.

An der Spitze der anderen Partei stand Albert von Barlaimont, des Grafen von Barlaimont ältester Sohn, durchdrungen von des Vaters fanatischem Eifer und engherziger Anhänglichkeit an Spanien.

Die Spannung der Gemüther wurde immer größer, zumal jetzt die Nachricht von Alba's Annäherung allgemein verbreitet war, und man das traurige Loos ahnte, das unter seiner Verwaltung den Provinzen fallen würde.

Es war in den heißen Tagen des Juli 1567, als in einem öffentlichen Garten in Löwen, der sich auf der einen Seite an die Straße lehnte, an der anderen bis an das Ufer der Dyle erstreckte, eine Anzahl Studirender unter dem Schatten weitastiger Linden auf dem grünen Rasen sich gelagert hatte und den schäumenden Becher des köstlichen brabantischen Biers unter fröhlichem Gesange kreisen ließ. In einiger Entfernung von dem Orte, wo die Jünglinge sich gelagert hatten, standen leere Tische mit Bänken, die in den Boden befestigt waren. An einem dieser Tische saß ein Mann von etwa fünfzig Jahren, starkem Gliederbau und untersetzter Gestalt. Ein breites, aber offenes, treues Gesicht und eine einfache, höchst reinliche Kleidung, sowie die rücksichtsvolle Behaglichkeit, welcher er sich sogleich überließ, verrieth den wohlhabenden Holländer. Er schien sich an dem Anblicke des fröhlichen, jugendlichen Treibens zu erfreuen und, obgleich von den Studenten nicht beachtet, besonderen Antheil an ihren Gesprächen zu nehmen.

Unter den Jünglingen ragte besonders Einer durch seine Größe und schöne Gestalt, durch das Feine seiner blühenden Züge, durch den offenen und einnehmenden Ausdruck derselben, sowie durch den schönen Klang seiner kräftigen Stimme hervor. Er saß mit dem Rücken gegen eine alte Linde gelehnt. Ein hellblaues Wamms von feinem Stoffe lag eng an den schönen Formen seines Körpers. Weite Pluderhosen von gleichem Stoffe trug er, und Stulpstiefel darunter. Der schöne Hals war frei; ein weißer, feingestickter Kragen umgab ihn und lag über die Schultern, ein Baret bedeckte das lockige, reiche Haar, und ein langer Stoßdegen, von guter Arbeit, ein Meisterstück von Namur, hing an seiner Seite. In malerischen Stellungen lagen die Uebrigen um ihn herum — mehr oder minder in Kleidung und Wesen ihm ähnlich, doch bizarrer in den Farben und im Schnitte der Gewänder. Eines jener Lieder, Freiheitsinn und Haß gegen Spanien athmend, welche unter dem Namen der Geusenlieder, als noch der Bund bestand,

mit Begeisterung in den Niederlanden gesungen worden, jetzt aber, nachdem Gewaltherrschaft ihr blutiges Panier auf den freien batavischen Boden pflanzen wollte, scheu verstummt waren, und nur noch im Munde dieser freikräftigen Jugend erklangen, war eben geendet, die Augen glühten noch von Begeisterung — da erhob der Jüngling, der mit dem Rücken gegen die Linde saß, sein Glas hoch und rief: „Dem Horte des Vaterlandes, der Stütze unserer Freiheit — Wilhelm von Oranien!"

„Er lebe!" hallte es im Chore nach. Die Becher klangen hell und lustig zusammen.

Der Mann am Tische sprang auf, ergriff sein Glas und trat herzu. „Ihr erlaubt es wohl, daß ich mit anstoße?!" fragte er.

Die Jünglinge sahen ihn zwar verwundert an, aber sie klangen doch kräftig mit ihm an, und er setzte sich wieder ruhig an die Stelle, wo er gesessen.

„Und Alba ein Pereat, ehe er unseres Vaterlandes Boden betritt! Möge er zermalmt werden von den Alpen der Schweiz, oder mögen ihn Helvetiens Männer, oder Coligni's Tapfere aufreiben!" rief wieder der Jüngling.

Der Holländer trat wieder herzu. „Möge Gott wahr machen, was Ihr wünscht!" sagte er, und stieß auf's Neue mit ihnen an. Als sie getrunken, goß der Holländer sein Glas wieder voll, und trat noch einmal herzu.

„Ihr erlaubt es wohl, daß auch ich einen Trinkspruch vorbringe," sagte er, und ohne die Zusage abzuwarten, hob er sein Glas mit den Worten: „Mögen viele solcher Herzen in den Niederlanden schlagen, wie die Eurigen — dann wird einst ein Morgen der Freiheit tagen, groß und herrlich. Wir wollen dafür wirken, und wenn auch das Ende der Despotie das Ende unseres Lebens ist!"

So sprach kräftig der Mann, und die Jünglinge sprangen

vom Boden auf und stießen an mit ihm, und schüttelten ihm freudig die Hand.

Der Holländer ging zu seinem Sitze zurück. Jener Jüngling aber folgte ihm, und ließ sich freimüthig an seiner Seite nieder.

„Mich dünkt, wir haben zu gute Bekanntschaft gemacht," sagte er zu dem Manne, als daß wir sie sollten fahren lassen. „Wer so denkt und spricht, wie Ihr, der ist mein Freund, dessen Liebe möchte ich wohl mir erwerben und verdienen."

Der Mann ergriff seine Hand und sagte: „Ihr habt in meinem Herzen schon ein Kapital auf guten Zinsen stehen, junger Mann, das dürft Ihr mir glauben. Mich freut es überhaupt, solche Gesinnungen hier zu hören."

„Die könnt Ihr wohl überall hören" — meinte der Jüngling.

„Nicht überall, mein Sohn," sagte der Holländer, „denn sie haben nicht Alle den Muth, zu sagen, was sie denken, und wie Viele hängen den Mantel nach dem Wind, oder wissen nicht, was das schönste Sprüchwort sagt, das ich einst in Deutschland gehört und zum Wahlspruche meines Lebens gemacht habe: „Schwarzbrod und Freiheit!"

„Herrlich!" rief der Jüngling — „das soll auch meines Lebens Wahlspruch sein: „Schwarzbrod und Freiheit!"

„Dann haben wir uns nicht zum letzten Male gesehen," sagte Jener, „wie weit aus einander auch unsere Wege liegen mögen!" Er stand auf, um sich zu entfernen.

„Euren Namen aber, bitte ich, sagt mir; wenn ich Euch jemals wieder begegne, möchte ich keinem Fremden begegnen."

„Ich bin Wilm van Strahlen, des Bürgermeisters von Antwerpen Neffe."

„Mein Name ist De Ryk," versetzte der Andere. „Noch hat er keinen guten Klang im Lande, aber die Zeit wird kommen, daß er ihn haben wird; wenn Spaniens Ketten gebrochen sind, so ist sie da!"

Er hatte sich bei diesen Worten mit dem Bewußtsein des eigenen Werths und der eigenen Kraft stolz aufgerichtet, und schien in dieser Stellung gar nicht mehr der zu sein, welcher vor Kurzem noch so gleichgültig geschienen.

„So lebt wohl, Herr De Ryk, bis zu besseren Tagen!" sprach Wilm, und schüttelte seine Hand. Der Holländer ging, und Wilm sah ihm mit Achtung und herzlichem Wohlwollen nach, wie er sich in dem Theile des Gartens verlor, der gegen die Dyle lag.

Der Jüngling begab sich zur Gesellschaft seiner Freunde zurück, die unterdessen das Thema aufgefaßt hatten, welches in dieser Zeit der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung in den Niederlanden war — Alba's Heerzug gegen ihre Grenzen, seine Absichten und Pläne.

Die Unterhaltung wurde mit Lebhaftigkeit geführt, und es sprach sich in den Reden der Jünglinge Bitterkeit und Haß gegen Philipp II. aus, zumal der Mord an dem Marquis von Bergen und dem Baron Montigni den allgemeinen Abscheu vermehrt und die Nation sattsam belehrt hatte, welche Maßregeln sie von Alba zu erwarten habe.

Während dieser Unterredung trat Albert von Barlaimont mit einigen seiner gleichdenkenden Freunde in den Garten. Sie nahmen die Bänke an dem Tisch ein, wo eben erst der Holländer gesessen, und führten ein begonnenes Gespräch fort, ohne auf Strahlen und seine Freunde zu achten.

Albert von Barlaimont war ein kräftiger, gewandter Jüngling, der bereits längere Zeit am Hofe Carls des Neunten von Frankreich gelebt, gegen die Hugenotten mitgefochten und ganz jenen ausschweifenden Geist eingeathmet hatte, welcher diesen Hof auszeichnete. Liebesabenteuer und Zweikämpfe und politisches Ränkeschmieden bildeten die Grundzüge des französischen Hoflebens jener Zeit. In Ersteren war eine Sittenlosigkeit herrschend geworden, die nichts Heiliges mehr kannte, noch achtete. Die Zweikämpfe waren die tägliche Unterhaltung des Adels. Man hatte die Fechtkunst völlig

in Regeln, das Duelliren in ein System gebracht; in der Fechtkunst den Ehrengrad eines Raffinirten erlangt, recht viele Gegner niedergestoßen zu haben, galt für die ehrenvollste Auszeichnung. Diesen Ruhm brachte Albert von Barlaimont, nebst dem eines grenzenlos ausschweifenden Lebens, mit nach Löwen.

Er war kürzlich in Antwerpen gewesen, und klassifizirte nun mit kecker, schonungsloser Zunge Antwerpens Jungfrauen.

„Keine hat mich mehr angezogen," fuhr er lustig fort, „als Elisabeth, des Bürgermeisters Strahlen Töchterlein. Hast Du das Mädchen gesehen, Tyssenacque?" fragte er einen der jungen Männer seiner Gesellschaft.

„Ich kenne sie als das schönste, aber auch züchtigste Mädchen Antwerpens," erwiederte dieser.

„Ha, ha, ha!" lachte der Wüstling, „züchtig? — züchtig sind die Mädchen alle vor den Augen der Welt, wie Diana — aber vier Augen ändern die Sache. Da flimmern die Aeuglein, und dort flammen sie; hier spricht der Mund heilige Wörtchen, dort gibt er die brennendsten Küsse. Wenn Du lernen willst, wie man die Sprödeste zu einem kirren Täubchen macht, dann komm zu mir."

„Und auch Elisabeth hättest Du kirre gemacht?" fragte ungläubig Tyssenacque.

„Pah!" rief der Prahler, „das poppernde Herzchen verrieth schnell die Festung, schneller, als ich selbst gedacht!"

Bei diesen Worten fuhr eine männliche Faust mit solcher Gewalt auf Barlaimont's Scheitel herab, daß er urplötzlich hinterrücks zur Erde stürzte und betäubt auf dem Rasen lag.

Von Strahlen's Hand war der Schlag gekommen. Er hatte Barlaimont's schändliche Verleumdung und Prahlerei gehört. Fürchterlich war sein Zorn aufgebraust, denn er liebte Elisabeth treu, rein und innig, und sein Glaube an ihre Reinheit war seines Herzens höchstes Gut. Da hörte er, wie der gute Ruf der Jung-

frau gelästert, ihre Unschuld verdächtigt wurde, und er vermochte nicht mehr den Wallungen seines Zornes zu gebieten.

Das Niederstürzen Barlaimont's war das Signal des Ausbruchs einer wilden Rauferei. Plötzlich waren alle Klingen frei. Wildes Geschrei erschütterte die Luft. Die Hiebe und Stiche fielen hageldicht. Bald lagen Verwundete von beiden Seiten auf dem Rasen. Der Lärm im Garten zog mehr Studenten herbei von beiden Parteien; doch die Barlaimont's war die schwächere. Sie zog sich fechtend zurück.

Barlaimont hatte sich indessen erholt. Schäumend suchte er Strahlen, den er endlich fand. Kaum waren die beiden Gegner einander gegenüber, als ihre Freunde einen Kreis um sie bildeten und ihre Waffen ruhen ließen. Der Zweikampf ward mit Erbitterung, ja von Barlaimont's Seite mit blinder Wuth geführt. Schon beim dritten Gange lag er in seinem Blut auf der Erde.

Jetzt fielen seine Anhänger wieder wüthend die Freunde Wilm's an. Der Kampf zog sich auf die Straße. Blitzschnell durchflog das Gerücht davon ganz Löwen. Immer mehr nahmen Theil an dem Kampfe, der zuletzt allgemein wurde und den blutigen Charakter eines Treffens annahm.

Der Rector der Universität, die Magister eilten herbei, flehten, ermahnten, drohten. Vergebens war Aller Bemühen. Immer wilder tobte der Kampf. Leichen und Verwundete bedeckten den Ort. Erst da, als eine Partie Studenten selbst mit den Magistern sich verband zur Herstellung der Ordnung, gelang es, die streitenden Parteien aus einander zu bringen.

Erst jetzt sah man auch die Folgen dieses unseligen Haders. Viele waren mehr oder minder gefährlich verwundet, mehrere Todte deckten den Wahlplatz. Allgemeine Zerstörung war in Löwen. Man befürchtete nicht ohne Grund einen neuen Ausbruch der Unordnungen. Die Magister der Universität, mit dem Rector an der Spitze, vereinigten sich mit den angesehensten Bürgern der Stadt und jenem

Theile der Studenten, der sich neutral in diesem Kampfe gehalten hatte. Die Verwundeten, unter denen sich auch Barlaimont befand, brachte man in Sicherheit und Pflege, die Todten schaffte man weg, und als die Nacht sich über die Stadt lagerte, herrschte eine dumpfe Stille in derselben, die fast einen neuen Sturm ahnen ließ.

Die kräftigen Maßregeln des Rectors und des Gerichts der Magister der vier Nationen erhielten jedoch die Ordnung. Man leitete eine Untersuchung der Vorfälle ein.

De Ryk, den ein Auftrag Oraniens, wegen seines Sohnes Sicherheit, nach Löwen geführt hatte, und der Alba's Schritte zu beobachten bestimmt war, hatte nicht sobald den Waffentumult im oberen Theile des Gartens vernommen, als er herzueilte und gerade zu rechter Zeit kam, um Strahlen, von einem Kopfhiebe verwundet, niedersinken zu sehen. Der Kampf zog sich allmälig gegen die Thüre, welche auf die Straße führte, indem die Anhänger Barlaimont's sich kämpfend zurückzogen. Unbemerkt nahte er sich dem Jünglinge, der ihn so sehr für sich eingenommen. Er war ohnmächtig. De Ryk lud ihn auf seine Schultern und trug ihn tiefer hinab in den Garten, wo er ihn auf den Rasen legte und seine Wunde untersuchte.

Ohne gerade gefährlich zu sein, war sie dennoch bedeutend genug, um De Ryk Besorgnisse für den Jüngling einzuflößen, welcher seine Liebe sich durch seine Gesinnung und Offenheit so schnell und so herzlich erworben hatte. Er dachte auf Hülfe. Die nahende Kühle des Abends durfte leicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Wunde äußern. De Ryk hatte sie bereits ausgewaschen mit Wasser aus der Dyle, und nahm nun den Jüngling auf seine Schultern, um ihn sicherer und bequemer auf einer Rasenbank zu betten, welche er unfern von dem Orte sah. Dort band er noch ein Tuch um die Wunde, und wollte in die Stadt eilen, als Wilm die Augen aufschlug, sich schnell erheben wollte, aber ermattet wieder zurücksank.

Er sah sich verwirrt um. De Ryk rief ihm die Auftritte in's Andenken und bat ihn dringendst, sich ruhig zu verhalten, bis er würde mit Hülfe zurückgekehrt sein, um ihn nach seinem Quartiere zu tragen.

Er verließ nun den Verwundeten, und begab sich in die Stadt, wo es unterdessen ruhiger geworden war. Der wilde Kampf der Parteien hatte sich gelegt. Die meisten Studenten waren in ihre Wohnungen gegangen; viele aber standen auch noch gruppenweise auf den freien Plätzen und Straßen.

Zum Glück erkannte De Ryk einen von den Jünglingen, die erst vor Kurzem so freudig mit ihm angestoßen hatten, und theilte ihm Strahlen's Lage mit. Sogleich sorgten die Freunde des Verwundeten für eine Tragbahre, mit welcher sie De Ryk folgten, der bereits wieder nach dem Garten zurückgekehrt war. Man lud nun Wilm auf diese Bahre, und trug ihn mit sorglicher Schonung in sein Quartier, wo ein Wundarzt herbeigeholt und des Jünglings Wunde gehörig verbunden wurde.

De Ryk wich nicht von seinem Bett. Er bewies Strahlen die aufopferndste Freundschaft. Durch seine sorgfältige Pflege, die ärztliche Behandlung, mehr aber noch durch die Jugendkraft und Gesundheit ging es mit Wilm's Herstellung über Erwarten günstig.

Der Graf von Barlaimont, den die Statthalterin beauftragte, den Herzog von Alba an der Grenze der Niederlande zu empfangen, eilte auf die Nachricht von seines Sohnes Unglück in Person nach Löwen, wo er diesen an dem Stiche Strahlen's, wenn auch nicht tödtlich, dennoch aber hart daniederliegend fand. Des Grafen wilder, jähzorniger Charakter ließ für Strahlen die bedenklichsten Folgen fürchten, zumal sein Oheim und Pflegevater, der Bürgermeister von Strahlen, in Antwerpen sich weder der Gunst Barlaimont's, noch der Margarethens von Parma zu erfreuen hatte. Wirklich drang er auf eine strenge Untersuchung und Bestrafung, sowohl jenes Aufruhrs selbst, als der Verwundung seines Sohnes.

Der Rector, ein Mann, dessen Charakter jener Festigkeit entbehrte, um, auf die Freiheiten der Hochschule sich stützend, vor dem Gerichte der Nationen der Universität die Bestrafung der Schuldigen zu behaupten, ließ sich von Barlaimont einschüchtern und ergab sich darein, als Barlaimont einen Befehl der Statthalterin vorwies, die Schuldigen den weltlichen Gerichten zu überliefern. Die Untersuchung, welche bereits eingeleitet worden war, deren Milde und Schonung aber bei dem Geiste, der unter Löwens Schülern herrschte, Barlaimont befürchten mochte, wurde auf sein Anregen mit größerer Strenge verfolgt, und das Resultat der angestellten Verhöre war, daß van Strahlen, sobald er nothdürftig hergestellt war, in gefängliche, enge Haft gesetzt und De Ryk's Umgang, der sich für einen Verwandten von ihm ausgegeben, streng untersagt wurde.

Man hatte bei diesem Verfahren nicht gehörig erwogen, welchen Eindruck es auf die Jünglinge machen mußte, deren freier, auf die Freiheiten der Hochschule sich stützender Sinn eine solche despotische Behandlung nicht dulden mochte; noch weniger aber, daß der Funken, der noch vor Kurzem zu so lichter Flamme aufgelodert war, nur unter der Asche glomm. Man hatte es außer Acht gelassen, wie die Parteilichkeit für den mächtigen Grafen von Barlaimont, dessen Sohn so viel Schuld trug, als Strahlen auch, die Jünglinge empören mußte; hatte vergessen, in welchem Ansehen van Strahlen stand, daß er in so hohem Grade die Liebe der Jünglinge genoß, daß ein ihm zugefügtes Unrecht als ein gegen Alle begangenes angesehen werden würde.

Kaum verbreitete sich die Kunde von Wilms Verhaftung unter den Studenten, als auch schon wieder der alte Geist sich regte; rottenweise sah man sie versammelt; Einzelne haranguirten die Menge, setzten das Verhältniß in helleres Licht, und riefen zum thätigen Einschreiten auf. Je näher die Nacht kam, je lauter, kühner, drohender die Jünglinge ihre Absicht aussprachen, den Gefangenen zu befreien. Da keine Truppen sich in der Stadt

befanden, so bot Barlaimont die Bürger auf, das Gefängniß bewaffnet zu schützen; allein hier hatte sich der Graf verrechnet. Die Bürger weigerten den Gehorsam, da sie nicht gegen die Glieder der Universität streiten dürften. Der Eilbote, den Barlaimont nach Brüssel abgefertigt, dort bewaffnete Hülfe zu holen, wurde, als er bei nahender Dämmerung aus den Thoren ritt, von den Studenten aufgehoben. Die ganze Stadt war in Unruhe und Gährung — die mit jeder Stunde wuchs und gegen zehn Uhr des Abends eine Höhe erreicht hatte, die den Ausbruch roher Gewalt nicht lange erwarten ließ.

Mit fürchterlichem Ingrimm, ohnmächtig der gewaltsamen Selbsthülfe der Jünglinge zusehen zu müssen, vernahm Barlaimont, wie sie drohend nach dem Gefängnisse zogen, Strahlen triumphirend herausführten und dann sich wieder in ihre Wohnungen begaben. Unerwarteter aber war ihre Handlungsweise am kommenden Morgen. Schaaren von Studirenden verließen Löwen, um in Paris, Prag oder Bologna ihre Studien fortzusetzen, und mit Trauer sahen Löwens Magister, mehr aber noch die Bürger der Stadt, den Verlust der Universität, der den ihren im unmittelbaren Gefolge hatte.

Mitten im dicksten Haufen der Studenten, die nach dem Gefängnisse stürmten, sah man im schwachen Lichte des Mondes einen Mann, der in einen dunkeln, weiten Mantel gehüllt war, dessen Antlitz ein breitkrempiger Hut verdeckte. Kaum war die Thüre des Gefängnisses gesprengt und Wilm herausgeführt, als er diesen bei der Hand faßte, ihm den Mantel überwarf, den Hut in die Stirn drückte und ihm in's Ohr raunte: „Geht vor das Brüsseler Thor und erwartet mich dort!"

Strahlen folgte dem Befehl. Unangefochten ging er durch die Straßen, die voll Bürger standen. Niemand achtete auf ihn, da er nichts von der Kleidung eines Studenten an sich trug. Er kam vor das Thor und setzte sich auf einen Baum, der dort lag.

Die Einsamkeit, die Stille der Nacht, die ihn hier, nach dem wilden Lärm, dem er eben erst entronnen war, umgab, versenkte des Jünglings Gemüth in ernstes Sinnen. Die Auftritte der jüngsten Vergangenheit gingen an seinem Geiste vorüber. Die seltsame Lage, in die er sich jetzt versetzt sah, das zweideutige Licht, in welchem sie seinem geliebten Pflegevater erscheinen oder dargestellt werden konnten, der Schatten, den sie in Elisabeths Augen auf seinen Charakter, sein Leben in Löwen werfen mußten, beunruhigten ihn sehr.

Ein kräftiger Schlag auf seine Schulter weckte ihn aus seinem Nachdenken auf. „Jetzt ist nicht Zeit zum Nachdenken," rief ihm De Ryk in's Ohr — „handeln müssen wir, wenn nicht die Reue hintendrein kommen soll! — Darum laßt uns nicht unnütz die Zeit vergeuden. Habt Ihr die Pferde gesehen? —"

„Ich habe nichts gesehen," sagte nicht ohne Erstaunen Wilm.

Ein greller Pfiff schnitt durch Wilms Ohr.

Er wurde in einiger Entfernung beantwortet.

Schnell ergriff De Ryk Wilms Hand, und zog ihn nach der Gegend hin, wo sein Zeichen beantwortet worden war.

Sie fanden zwei stattliche Rosse daselbst, die ein Mann hielt.

De Ryk flüsterte ihm etwas in's Ohr, was Jener mit einem Nicken des Kopfes beantwortete; dann nahm De Ryk Kleidungsstücke aus einem daliegenden Bündel, und reichte sie Wilm, der ihn fragend ansah.

„Zieht Ihr es etwa vor, nach Löwen in's Gefängniß zurückzukehren?" fragte ihn lächelnd De Ryk, „dann fahrt in Eurer säumigen Weise fort. Ich dächte," setzte er hinzu, „Ihr besönnet Euch ein andermal, und vertauschtet jetzt Euren schmucken Studentenanzug mit diesem ehrbaren Kleide, das Euch übrigens nicht schlechter kleiden wird, als das Eurige auch, etwas jugendlichen Schnak abgerechnet!"

Wilm sah das Richtige dieser Ermahnungen ein. Die Weise,

mit welcher ihn der Mann behandelte, die Vorgänge der letzten Nacht — Alles wirkte zusammen, ihn zu einem fast willenlosen Werkzeug in De Ryk's Händen zu machen.

Er sputete sich nun, und bald stand er und De Ryk, der indessen auch sich umgekleidet hatte, in fast gleichen Anzügen da.

„Nun bist Du mein Sohn, Wilm," sagte lachend De Ryk, „und wir Beide heißen Simonssohn, und sind für's Erste — Kornhändler von Amsterdam, bis es uns beliebt, Namen und Gewerbe, Gewand und Sprache zu wechseln!"

Der Mann, welcher die Zügel der Rosse gehalten, raffte die abgelegten Kleidungsstücke zusammen, und schnürte sie zu einem Bündel, das er um seinen Nacken hing, und ergriff einen großen Stab, der im Grase lag. Grüße mir den Prinzen, rief ihm De Ryk zu, und schwang sich auf's Roß. Wilm folgte dem Beispiel seines Begleiters, und bald jagten die schnaubenden Rosse mit ihnen in die Nacht hinein.

Der Andere stand noch eine Weile horchend da, bis der Hufschlag der Rosse in der Ferne verhallt war; dann horchte er, ob es gegen das Thor der Stadt stille sei, und streckte sich dann auf den Rasen hin, wo er ruhig einschlief, bis er, als der Tag zu grauen begann, erwachte und als ein Reisender, ohne bemerkt zu werden, in die Stadt hineinging.

---

2. Der Kundschafter.

In einem der schönsten Gebäude am Markte zu Antwerpen lehnte ein Mann an einem der großen Fenster, und blickte ernst und sinnend in das Gewühl betriebsamer Menschen, das unten auf dem Markte herrschte. Es war ein angehender Sechsziger, der aber für sein Alter noch immer sehr rüstig und kräftig war; ja, hätte

nicht des Lebens Winter seinen Schnee auf das Haupt gelegt, man hätte ihn noch für einen starken Vierziger halten mögen. Ein in hohem Grade einfaches, aber dennoch kostbares, schwarzes Kleid trug der Mann. Den kahlen Scheitel deckte ein kleines Baret von gleicher Farbe. Der Ausdruck des Gesichtes war sanft und freundlich, obwohl das große dunkle Auge auch verrieth, daß es fähig, in leidenschaftlicher Erregung zu flammen. Der sonst so heitere Ausdruck seiner Züge war heute ernst, ja düster, und die Stirne lag in sorgenvollen Falten. Bisweilen sah das Auge starr und fest in das Menschengewoge des Marktes, wo Jeder eifrig seinem Verdienst und Gewinne nachjagte, als erwarte es Jemanden. Dann trug das schöne Gesicht den Ausdruck angestrengter Aufmerksamkeit und Spannung — bald aber, wenn er sich getäuscht, kehrte der frühere Charakter zurück, nur um ein schmerzliches Zusammenziehen des Mundes vermehrt.

Es war der Bürgermeister der Stadt Antwerpen, van Strahlen, ein Mann, dessen edler Charakter und biedere, freie Denkart Oranien seit langen Jahren schätzen gelernt, der aber darum nicht von Denen geliebt war, die es mit dem Hofe hielten. Die Edelsten der Nation waren seine Freunde, und Antwerpens Bürgerschaft verehrte in ihm den patriotischen Bürger, den freigebigen Unterstützer nützlicher und wohlthätiger Anstalten, den streng rechtlichen Verwalter, den parteilosen Richter in streitigen Punkten, den unermüdet thätigen, den Flor des Handels fördernden Handelsherrn. Zwar warf man ihm vor, und insbesondere thaten das die Katholiken, er sei ein Anhänger der Glaubensneuerungen, ein Feind der Inquisition, der Plakate, ja geradezu ein Feind Spaniens — und habe bei der Untersuchung der Bilderstürmerei in Antwerpen viel zu milde gehandelt und manchen Strafwürdigen straflos entwischen lassen; allein man erkühnte sich doch nicht, diese Beschuldigungen laut auszusprechen, da das überwiegend viele Gute in seiner Denk- und Handlungsweise selbst seinen Feinden Achtung abnöthigte.

Schon lange hatte Strahlen in der Stellung am Fenster verharrt. Der Erwartete kam noch nicht. Er trat vom Fenster zurück und ging mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt in dem Zimmer auf und nieder.

Wilm! Wilm! sprach er dann leise und in weichem, wehmüthigem Tone vor sich hin, Sohn meines einzigen Bruders, treues Ebenbild meines geliebten Cornelius, den ich zu früh verlor, mußt denn auch Du den Kummer häufen, der mich drückt? Mußtest denn auch Du meine schönen Pläne durchkreuzen? Mußte ich denn auch von Dir Undank ernten für die Liebe, mit der ich Dich, die vater- und mutterlose Waise, an mein Herz nahm, die mich so Vieles von Dir hoffen, mich glauben ließ, Du seist mein Kind? — — O, wie hatte ich mir das Bild meines Lebensabends so schön gedacht, wenn ich Dich mir im Geiste als Gatten meiner Elisabeth, als Erben meiner Habe, als Stammhalter meines Namens und Geschlechtes sah und Deine und ihre Sprößlinge auf meinen wankenden Knieen zu schaukeln hoffte! — Und nun ist das Bild zerronnen, das schöne Bild, das mich so oft beglückt, das alle meine Sorgen scheuchte, meine trübsten Stunden erheiterte, alle meine Mühen mir versüßte! Er ging rascher auf und nieder. Plötzlich blieb er stehen, hob das Haupt empor, und ein Strahl von Heiterkeit, wie der letzte klare Sonnenblick auf die dämmernde Gegend fällt, verklärte seine Züge.

Warum doch glaube ich so leicht dem Gerüchte? Warum überrede ich mich von der Verworfenheit eines Herzens, dessen schöne Blüthen sich unter meinen Augen entwickelten? Warum verdamme ich ihn, ehe ich genaue Kunde habe? Nein, sagte er, meines Cornelius Sohn, der seine Züge trägt, konnte so tief nicht fallen! Jan wird mir bessere Nachrichten bringen. Gewiß, er wird es; er hat ihn ja so lieb, und seine Treue habe ich ja erprobt. Er ist mit ihm aufgewachsen! Wo er aber auch so unerträglich lange weilen mag, da er doch meine Sehnsucht kennt?

Strahlen war, von Unruhe gefoltert, wieder an das Fenster

getreten und verfiel in ein dumpfes Hinbrüten. Die Schicksale seines Neffen in Löwen, die verruchten Handlungen, die man ihm Schuld gab — sie verwoben sich in seinem Geiste zu einem Ganzen mit den traurigen Aussichten, die das Vaterland hatte bei Alba's Annäherung, und traurige Ahnungen in Bezug auf ihn selbst und seine Familie gesellten sich dazu. Er bemerkte es darum auch nicht, daß leise die Thüre sich hinter ihm öffnete und ein junger Mann, fast schleichend wie eine falsche Katze, hereintrat. Das Gesicht des jungen Mannes hätte man regelmäßig schön nennen können, wenn nicht etwas Verstecktes, Falsches und Heuchlerisches darin gelegen hätte, dessen unangenehme Wirkung jeden anderen Eindruck verscheuchte. Er schien indessen vollkommen Herr seiner Physiognomie zu sein, denn eine schlaue Freude leuchtete aus seinem irrenden Auge, und das Bewußtsein einer gelungenen Unthat stand mit einer Teufelsfreude in seinen Zügen geschrieben, als er die Thüre öffnete; bei dem Erblicken van Strahlen's jedoch nahm das Gesicht schnell den Ausdruck tiefen Schmerzes und aufrichtiger Trauer an. Ein Blick, den er hinter des Anderen Rücken in einen großen Spiegel warf, der in goldenem Rahmen die Wand zierte, mochte ihm zu seiner Zufriedenheit sagen, es sei gut so, wenigstens schien er nichts zu ändern zu haben. Seine Kleidung trug die Spuren einer ziemlich langen Reise.

Es war Jan van der Does, des Bürgermeisters Neffe von Seiten seiner Gattin, der, fast von gleichem Alter mit Wilm van Strahlen, gleichzeitig mit ihm, durch einen Schiffbruch, den eins der Schiffe der Maskopei van Strahlen und van der Does in der Bai von Biskaja erlitten, zur Waise geworden war, da Beider Väter sich auf jenem Schiffe befanden, und beide in den Wellen umkamen. Beide Knaben hatte Strahlen zu sich genommen und erzogen. Van der Does hatte sich dem Handelsstande gewidmet und bisher fast allein des Oheims Handelsgeschäfte geleitet, und viele Reisen gemacht, war in Spanien und Frankreich gewesen, und sprach beider

Länder Sprachen rein und geläufig wie die eigene Muttersprache. Obwohl Jan ganz sich in die Weise seines Oheims fügte, ihm Alles zu Liebe that, so konnte er dennoch nie sich dessen Liebe in dem Grad erwerben, wie sie Wilm besaß, der sich nicht einmal darum zu bemühen schien. Die niederschlagenden Nachrichten, die von Löwen über Wilm eingegangen waren, hatten den Oheim, der selbst sich nicht entfernen konnte, bewogen, Jan zur Erkundigung dorthin zu senden.

Er war jetzt eben zurückgekehrt. Ein Geräusch, das er machte, verkündete dem Oheim seine Nähe. Dieser fuhr herum, und so sehnsüchtig er ihn auch erwartet hatte, so erschrak er doch plötzlich vor dem Gedanken, die niederschlagende Wahrheit zu vernehmen.

„Bist Du endlich da, Jan!“ rief Strahlen. „Ich habe Dich mit Sehnsucht erwartet. Die Ungewißheit ist in solchen Fällen schrecklich wie die Folter der Inquisition. Wie steht es um Wilm? Ist er gefährlich verwundet? Sprich!“

„Vergebt vorerst, Herr Oheim,“ begann der Neffe, „daß ich in meinen Reisekleidern, von Schmutz und Staub bedeckt, zu Euch hereintrete. Ich dachte mir, daß Ihr mit eben der bangen Sorge mich erwartet, mit der ich nach Löwen flog.“

„Laß das, guter Jan,“ sagte van Strahlen, indem er zu ihm trat, „ich kenne Dein Herz ja. Sage mir nur schnell: ist Wilm gefährlich verwundet?“

„Ich danke Gott,“ begann Jan, „daß ich Euch von dieser Seite nur eine gute Botschaft bringen kann. Wilm ist von seiner Wunde, wie ich vernahm, vollkommen geheilt.“

„Wie Du vernahmst? Jan, um Gotteswillen, sahst Du ihn nicht?“

„Weil er nicht mehr in Löwen war.“

„O, dann ist er vielleicht auf der Reise hierher, und Ihr verfehltet Euch?“ rief er freudig aus.

„Freuet Euch nicht umsonst, theurer Oheim,“ sprach Jan.

„Wilm ist schon seit acht Tagen nicht mehr in Löwen — weil er — von der Universität verwiesen und verjagt ist und sich mit einem Menschen entfernt hat, dessen Charakter von der zweideutigsten Art ist! Wollte Gott,“ fuhr er fort, als Strahlen sich erbleichend an einem Stuhle hielt, „ich könnte, ich dürfte Euch verschweigen, was mir die bittere Pflicht auferlegt, Euch mitzutheilen; weiß ich ja doch, wie Ihr uns mit Vaterliebe umfaßt und wie wehe es Euch thun muß, Euch in Wilm so bitter getäuscht zu haben!“

„Laß das!“ sagte Strahlen, tief aufseufzend, „und träufle nicht langsam das Gift in den Becher, gib es auf einmal, gib es schnell!“

„So muß ich denn!“ seufzte Jan, und hob an: „Um die sicherste Kunde zu erlangen, begab ich mich in Wilms Wohnung. Das Collegium war fast leer. Nur etliche Brabanter wohnten noch drinnen. Sie waren Freunde von Wilm gewesen und erzählten mir, daß Wilm, von einem unruhigen Geiste beseelt, mit Absichten umgegangen sei, die nichts Geringeres bezweckt hätten, als Aufruhr und Aufrichtung eines dem Geusenbunde ähnlichen Bundes. In diesen schwindelnden Plänen habe ihn ein Mensch bestärkt, der sich längst in Löwen aus unbekannten Gründen aufgehalten, der aber Wilms Leichtgläubigkeit gemißbraucht habe, da er ursprünglich ein Spion Alba's sei, der darum nur sich mit den offenherzigen Jünglingen eingelassen, um durch sie in die geheime Denkart der ersten Familien des Vaterlandes zu dringen. Seit Wilm mit dem Verruchten umging, war sein Wandel immer schlimmer geworden. Seine Studien versäumte er stets, um seine Zeit in den Schenkstuben zuzubringen. Eines Tages nun, wo Wilm an einem öffentlichen Orte sich befand, entspann sich zwischen ihm und Albert von Barlaimont ein heftiger Streit, und jener Unbekannte schürte lustig die flackernde Flamme, bis —“

„Barlaimont? — Und was war des Streites Ursache?“ — fragte bleich van Strahlen.

„Eine Dirne — theurer Oheim — eine Metze der verworfensten Art, mit der Wilm in fast öffentlichem Umgange lebte — Barlaimont wurde beinahe das Opfer dieses Streites — denn Wilm zog seinen Degen und durchstieß Barlaimont's Brust, der heute noch nicht der Gefahr ganz entronnen ist.“

„Gott! Gott!“ rief Strahlen, und seine Hände falteten sich, und die Thränen des unendlichen Schmerzes eines liebenden Vaters um das moralisch verlorne Kind rannen über des Greises bleiche Wangen.

„Der Graf Barlaimont,“ fuhr Jan fort, „kam gerade nach Löwen, auf seiner Reise nach der Grenze, dort Alba im Namen der Statthalterin zu begrüßen. Wie er wüthete gegen den Mörder seines Sohnes, könnt Ihr wohl begreifen. Der unglückliche Wilm wurde nun in die strengste Haft genommen, aber sein Complot erbrach das Gefängniß, Wilm folgte ihnen, beschimpfte den Rector, Barlaimont und alle Magister der Universität, und verließ dann mit den meisten Studenten, die seiner Art waren, die Universität. Jener Spion Alba's, sagt man, habe ihn mit sich genommen, um ihn, dem die Rückkehr zu Euch durch seine Verworfenheit nicht mehr offen steht, ganz in sein verruchtes Treiben hineinzuziehen. Grenzenlos ist der Nachtheil, den durch Wilms Thun Stadt und Universität erlitten hat. Der Name van Strahlen hat einen Schandfleck erhalten, der schwer zu tilgen ist!“

Jan schwieg. Ein lauernder, verstohlener Blick beobachtete den Oheim und die Wirkung, welche die schreckliche Botschaft auf ihn gemacht. Der alte Mann saß im tiefsten Schmerze versunken. Er war völlig zerknirscht. Sein Haupt ruhte in seiner Hand, die sich auf das Knie stützte, und langsam rann eine Thräne nach der anderen auf die Erde.

Jan erwartete, daß er sein Haupt jetzt erhübe. Er preßte schnell einige Male die Augen zu, und alsbald rollten auch seine Thränen.

Wirklich richtete sich Strahlen, als Jan van der Does schwieg,

empor. „Wie ist es möglich!“ rief er mit bebender Stimme, „daß ein Herz, wie das Wilms, so tief fallen, so rettungslos sinken konnte?“

„O, das habe ich mich im tiefen Schmerze schon tausendmal gefragt,“ versetzte in gleichem bewegtem Tone Jan, „und konnte es nicht begreifen, wie es Euer väterliches Herz nicht begreifen kann; aber war nicht gerade ein so offenes, argloses Herz am ersten den Netzen der heillosesten Verführung ausgesetzt? Und Wilm fiel in diese Stricke und ging sittlich unter.“

„Armer, armer Wilm!“ seufzte der Greis. „War denn kein rettender Schutzgeist Dir nahe? — Als Opfer der Verführung ist er gefallen — o, so ist doch noch Rettung möglich!“

„Wohl hoffte ich das auch,“ fuhr Jan fort — „aber — ich mußte leider auch daran zweifeln lernen, mußte dem entsetzlichen Glauben mich hingeben, daß auch Wilms Gemüth die Keime der schrecklichsten Laster in sich trug, daß es nur der Veranlassung bedurfte, um sie zum Leben zu wecken. Das war mir das Schrecklichste, daß Wilm als Heuchler uns Alle getäuscht.“

„Mensch!“ rief van Strahlen, und sprang, einem Rasenden gleich, auf, „Mensch, Du lügst!“

Jan erbleichte; aber schnell faßte er sich. „Theurer Oheim,“ seufzte er, „verkennet mich nicht! Wohl muß ich es bejammern, daß ich gerade der Unglücksrabe sein muß; doch hört, um die Wahrheit ganz zu erkennen: Einer dieser Brabanter — Verschaalen ist sein Name, war Ohrenzeuge, wie Wilm Euch — seinen väterlichen Wohlthäter — verrieth, die furchtbarsten Lügen mit entsetzlicher Frechheit aussagte. — Ihr, erzählte er ihm, unterhieltet Verbindungen mit Oranien, Ihr seiet einer der eifrigsten Anhänger des Geusenbundes gewesen, Ihr hättet, als Oranien auf Befehl der Statthalterin Antwerpen verließ, die Bilderstürmerei nicht nur nicht unterdrückt, sondern selbst durch die Halbheit Eurer Maßregeln gefördert, dem Pöbel Muth eingeflößt, den Willen der Kräftigsten

des Rathes der Stadt gelähmt, dann zuletzt, als die Furcht vor der gerechten Ahndung Euch zum Handeln getrieben, die gröbsten Verbrecher entfliehen lassen, namentlich einen gewissen De Ryk, der das Volk zu den ausschweifendsten Thaten gereizt."

van Strahlen sank, einer Ohnmacht nahe, in den Stuhl zurück. Er bedeckte beide Augen mit den Händen und saß eine Weile so in tiefem Schmerze versunken da. Plötzlich aber sprang er auf und verließ das Gemach.

Jan van der Does sah ihm nach mit dem Hohnlächeln eines vollendeten Teufels. „Noch tiefer," rief er jetzt aus, „will ich den Stachel in Dein Herz drücken; allmälig soll ein ätzender Tropfen nach dem anderen hineingeträufelt werden, bis jede Spur von des Verhaßten Bild auf seinem Grunde weggetilgt ist! — Er rieb sich frohlockend die Hände. So räche ich meine Hintansetzung, Du alter Graukopf! fuhr er in seinem Monologe fort, so räche ich mich, und vielleicht noch härter an Dir und Elisabeths Herzen, die meine Liebe von sich stieß! O, sie ist süß, die Rache, die man sich selbst gewährt! — Diesmal war der Zufall mir günstiger und die Laune eines Dummkopfs, als ich es zu hoffen gewagt. Ich hoffe, Elisabeth und — ihr Gold — o welches Ziel, welche Aussicht! An dieses Ziel muß ich gelangen, und — wenn mein Weg über Gräber geht!

Er vernahm Tritte in einem anstoßenden Gemach und verließ schnell dasjenige, worin er sich befunden, um sich umzukleiden.

Es war van Strahlen, der hereintrat. Nirgends fand er Ruhe. Sein Frieden war von ihm gewichen — sein Herz zerrissen. Er hatte oft die schrecklichsten Früchte der Täuschung und des Undanks einzusammeln Gelegenheit gehabt in seinem vielbewegten Leben, aber nie hatte diese häufige Erfahrung des Lebens so seines ganzen Glückes Grundfesten erschüttert, wie jetzt. Wilm war sein Liebling — er besaß sein ganzes Herz. Tief und unheilbar verwundete dieser entsetzliche Schlag sein Inneres. Es war ihm bisweilen unglaublich, was Jan berichtet, indessen stimmte es genau im

Allgemeinen mit dem zusammen, was Briefe von Löwen ihm gemeldet hatten, und die Einzelheiten, die Jan angab, waren so bestimmt, ja die Nachrichten über Strahlen selbst konnte Niemand als Wilm so genau wissen, der in jedes Geheimniß der Familie eingeweiht war, während Jan, den die Tante selbst nicht liebte, entfernter stand. Zudem hatte Jan sich durch seine Thätigkeit, Treue und glücklichen Speculationen sehr in die Gunst des Oheims einzuschmeicheln gewußt, daher van Strahlen ihm dann auch ein unbedingtes Vertrauen schenkte, und auch hier — so sehr sich sein Herz dagegen sträuben mochte, vollen Glauben beimaß.

Dachte Strahlen an Elisabeth und ihre heilige und treue Liebe zu Wilm, dachte er, wie die Nachrichten ihr Herz zerreißen müßten, wie nun der ganze Himmel seines stillen häuslichen Glückes mit einem Mal einzustürzen drohte, dann wünschte er heiß und sehnlich, daß er diese Stunde nicht erlebt hätte.

Er wollte zu seinem Weibe, zu Elisabeth; aber er fühlte sich in diesem wilden Aufruhre seiner Gefühle noch unfähig, sanft und allmälig ihnen die entsetzliche Nachricht mitzutheilen. Er ergriff seinen Hut, um im Freien vielleicht Fassung zu gewinnen.

Einige Stunden irrte van Strahlen in der Umgebung Antwerpens und in seinem Garten umher, wo Elisabeths seltene Blumen blühten, die Wilm mit ihr gepflanzt und gepflegt. Ihr Anblick rief ihm sein zerstörtes Glück wieder in das Andenken. Mühsam gelang es ihm, so viel Fassung zu gewinnen, zu Gattin und Kind zu gehen, um sie auf schonende Weise von den schrecklichen Ereignissen in Kenntniß zu setzen.

Er trat in der Gattin Gemach.

Elisabeth wußte noch nichts von den Begebenheiten in Löwen, als er am Morgen sie verlassen hatte. Der Vater mochte nicht das frohe Gemüth des harmlosen Mädchens trüben, so lange er nicht volle Gewißheit hatte, und diese hoffte er ja bis zu Jans Rückkehr vom Gegentheile zu erhalten. Es kostetete ihn unaussprech-

liche Anstrengung, die ruhige Stimmung zu erkünsteln. Darum war er unter dem Vorwand unaufschieblicher Geschäfte nicht bei Tisch erschienen.

Auch jetzt hatte er vorausgesetzt, Elisabeth noch ganz unbekannt mit dem, was so schwer auf seinem Herzen lag, zu finden. Dem war nicht so. Die Schlange, die er an seinem Busen genährt, war auch schon in dieses Paradies geschlichen und hatte seine Blüthen vergiftet.

Bleich wie der Tod, mit thränenlosem Auge, völlig entkräftet lag das sonst so blühende Mädchen am Busen der Mutter, deren Thränen unaufhörlich rannen.

Als der Vater hereintrat, richtete sich Elisabeth auf. Ein schmerzliches Lächeln glitt schnell und spurlos über die todtbleichen Züge. Sie reichte stumm dem Vater die Hand.

„Ist es denn gewiß wahr?“ — fragte sie nach einer langen Pause; „Vater, täuschte, betrog uns Jan nicht? Ach, es ist so schrecklich!“

Der Vater beugte sich über das geliebte Kind und drückte es an sein Herz. Antworten konnte er nicht, denn seine Lippe bebte, sein ganzer Körper zitterte. Er wollte den Ausbruch seines Gefühles gewaltsam zurückhalten, aber — er vermochte es nicht.

Elisabeth sah ihn an. Sie fragte nicht mehr. Aber in ihrem Blicke lag der Schmerz des Todes. Sie legte das Haupt wieder an der Mutter Brust und fiel in eine Art krampfhafter Erstarrung.

Mit einem lauten Schrei hob die Mutter das Haupt Elisabeths empor. Sie war kalt und starr.

Auf der Mutter Wehruf stürzten die Diener, stürzte Jan herein. van Strahlen sagte ihm nichts, wie er so bleich vor der Leblosen auf seinen Knieen lag und ihre Hand an seine Lippen drückte; aber in seinem Auge konnte der Verworfene den harten Vorwurf lesen.

Der Arzt kam. Was die Kunst vermochte, wandte er an, Elisabeth in das Leben zurückzurufen; aber der Tag schied, und der

Abend kam, und immer blieben seine Versuche erfolglos. Erst gegen Mitternacht kehrte Leben und Bewußtsein zurück; doch ein heftiges Fieber wühlte in des Mädchens Adern. Die Brust war zum Zerspringen beengt. Gegen Morgen begannen wilde Phantasieen sich einzustellen. Jan wich nicht von ihrem Bett. Er schien der Schmerz, die Reue selbst zu sein — und dann wieder die geduldige, aufopfernde Liebe.

So gewann er wieder des Vaters Gewogenheit. Aber in seinem Herzen war keine Reue. Wohlberechnete Ueberlegung war es von ihm, daß er nach des Vaters Entfernung zu Elisabeth geeilt war, ihr Alles, wo möglich, in noch stärkeren Farben auszumalen, was Nachtheiliges von Wilm er bereits dem Vater mitgetheilt. Die Liebe zu Wilm wollte er mit der Wurzel aus dem Herzen herausreißen; dann, hoffte er, würde sich ihr Herz zu ihm neigen, und sie, kirre gemacht durch seine Schmeichelreden, als Gattin ihm die Hand reichen. Er kannte das edle, große Herz Elisabeths nicht, das nur einer Liebe fähig war, und dann keiner mehr — daß diese eine Liebe, auch dann, wenn der Gegenstand derselben ihrer unwürdig war, als unentweihtes Heiligthum aus den glücklichsten Tagen ihres Lebens festhielt und sie mit sich in die stille Gruft hinabnahm. Auch wenn er sie so in dem Leiden der Krankheit sah, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß ihre blühende Jugend siegen und mit der Krankheit ihre Liebe dahin sein würde. Er täuschte sich.

Wohl genas Elisabeth nach langem und schwerem Leiden wieder, wohl kehrte langsam die Gesundheit zurück — aber jene frische Blüthe, die früher sie so herrlich geschmückt hatte — kehrte nicht wieder; jener Frohsinn und jene jugendliche Heiterkeit, die nur singen, scherzen und lachen mochte, war dahin — das Feuer ihres Auges erloschen. Der Schmerz hatte alle diese Blüthen welken gemacht — und Schwermuth wich nicht mehr von ihr. Es war, als ob sie alle Ansprüche, alle Hoffnungen an das Leben auf=

gegeben hätte. Den Namen Wilm nannte sie nicht, und sie bat alle die Ihrigen, ihn nie mehr bei ihr zu nennen. Alles, was an Wilm erinnern konnte, entfernte van Strahlen. Wie aber auch Jan sich um ihre Gunst bewerben mochte, wie unverkennbar er auch seine Liebe ihr bewies, was er auch aufbot, ihr nur das flüchtige Lächeln des Beifalls, des Wohlwollens abzugewinnen — es war umsonst. Sie blieb kalt; sie erwiederte seine Gefühle nicht; ja, wollte er einmal zärtlich sich ihr nahen, dann wußte sie ihn auf eine Weise, auch ohne Worte zu entfernen, die ihm allen Muth benahm — aber desto bittere Empfindungen in seinem schwarzen Herzen weckte.

---

3. Alba in Brüssel.

Die gewisse Kunde, daß Alba mit Heeresmacht, die noch in der Franche Comté und in Luxemburg bedeutend verstärkt worden, den Niederlanden sich nahe, verbreitete in allen Städten des Landes, bei Bürgern und Adel, eine ungeheure Sensation. Man kannte den Schrecklichen überall. An seinen Namen knüpften sich nur die Vorstellungen des wildesten Fanatismus, der raffinirtesten Grausamkeit, der herzlosesten Tücke. Alles schien von Schrecken gelähmt. Dumpfe Stille herrschte überall. Jeder Ton der Freude schwieg. Keine Volksbelustigungen wurden mehr veranstaltet. Der Adel zog sich in seine Schlösser zurück und suchte sein Vermögen oder dessen Ruinen zu sammeln — um — besonders wenn das Gewissen an den Geusenbund mahnte, im Auslande Sicherheit und Ruhe zu suchen oder, war dies unmöglich, durch Stille und Zurückgezogenheit das Auge des Furchtbaren nicht auf sich zu ziehen. Ein anderer Theil des Adels rüstete sich, um bei Alba's Ankunft recht prunkend die loyalste Gesinnung durch demüthige Unterwürfigkeit, verschwenderische Freigebigkeit und recht enges Anschließen an ihn und

Zurückziehen von Margarethen von Parma, deren Sterne im Untergehen waren — an den Tag zu legen. Der Kaufmann entschlug sich aller Speculationen und weitaussehender Unternehmungen. Er strebte danach, seine Fonds im Ausland anzulegen, um wenigstens etwas zu retten. Sehr Viele dieses Standes und Andere, deren Vermögen sie unabhängig und deren früheres Thun sie in Alba's Augen strafbar machte, verließen die theure Heimath, um eine neue sich im Auslande zu gründen. Die Auswanderung dauerte unaufhörlich fort, und nahm täglich zu. Um hunderttausend der angesehensten Bürger waren die Niederlande schon ärmer, als Alba sich ihren Grenzen nahte. In Brüssel selbst war's wie ausgestorben. Auf den Straßen sah man die Leute scheu an einander vorübereilen, gleich als dürfe man nicht warten, um nicht schon von dem noch Fernen gesehen zu werden; man sprach nicht laut, weil das Wort gehört werden konnte. Margarethen konnte diese Veränderung nicht verborgen bleiben, und sie, die sich durch Alba's Sendung empfindlich gekränkt fühlte, die es ahnte, daß er sie überflüssig zu machen, zu verdrängen bestimmt sei, unterließ es nicht, die treueste Schilderung dieser Verhältnisse nach Madrid zu senden. Sie blieben indessen so fruchtlos, als hundert frühere und spätere auch. Philipp der Zweite war nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen blieb, oder einen Schritt zurückthat aus Furcht oder Mitleid, den er auf der Bahn der Gewalt vorwärts gethan hatte oder thun wollte.

Alba war bereits in Thionville angekommen und sandte von da aus Franz von Ibarra, die Statthalterin zu begrüßen und ihr seine nahe Ankunft zu melden. Das Eintreffen dieses Vorboten des Gefürchteten lähmte vollends alles Leben in Brüssel. Eine Todtenstille trat ein. Es wurde täglich öder auf den Straßen. Es schien, als habe die Pest die Einwohner alle hinweggerafft. Die Rüstungen, welche zu Alba's Empfang gemacht wurden, belebten allein noch die Stadt, und jener Theil des Adels, der aufrichtig wünschte, den ersten Blick der Gunst des Mächtigen auf sich zu

lenken, um so Vergessenheit des Früheren zu bewirken. Margarethe ließ, schweren Herzens, das große Haus des Grafen Kuilemburg zu Alba's Wohnung einrichten. Hier berührten sich schnell die entgegengesetztesten Extreme. Es war noch nicht lange her, daß in diesem Gebäude der freieste Sinn sich in Worten kundgegeben, denn hier hatten die Geusen viele ihrer Versammlungen gehalten — und jetzt zog die Despotie in der abschreckendsten Gestalt hier ein. Vor Kurzem noch waren hier aus hundert Kehlen die Geusenlieder erklungen, und jetzt sollte hier nur das Flüstern der knechtischen Unterwürfigkeit und das barsche Wort eines allmächtigen Gebieters gehört werden. Vor Kurzem noch schlugen hier die Herzen einer gehofften schöneren Zukunft entgegen, und jetzt trat Alba's Fuß alle diese Hoffnungen für immer in den Staub; vor Kurzem noch gehorchten hier erprobte Diener einem geliebten, wohlwollenden Gebieter, der, jetzt in freiwilligem Exile lebend — dem fremden Unterdrücker sein Haus abtreten mußte, wo nur der sclavischste Gehorsam sich vor der gefalteten Stirne des menschenfeindlichen Alba in den Staub beugte. Je mehr die Bessern des Adels und der Nation sich aus Brüssel entfernten, je mehr Jeder sich in das Innere seines Hauses vergrub, desto mehr sammelte sich der flämische Adel, um Alba den Hof zu machen. Barlaimont und Noirkarmes waren dem Herzog entgegengegangen, theils um ihn zu begrüßen, theils auch, um Namens der Statthalterin seine Beglaubigungsschreiben einzusehen, die er ihnen denn auch gerade so viel wies, als er es bei seiner Schlauheit für gut fand. Diesen Beiden folgte freiwillig der flämische Adel in großer Anzahl, den Herzog im Triumph in die Stadt einzuführen, die nur zu bald Zeuge seiner blutgierigen Grausamkeit sein sollte.

Es war am 22. August 1567, als Herzog Alba in Brüssel seinen Einzug hielt.

Unfern des Thores von Brüssel, durch welches Alba einziehen mußte in die Stadt, standen um zwei Uhr des Mittags an dem

bezeichneten Tage zwei Männer in schlichten und einfachen Anzügen. Es war ein Mann von fünfzig Jahren und ein Jüngling von schöner, kräftiger Gestalt, dessen bleiches Gesicht die Spuren einer kurz erst überstandenen Krankheit zu tragen schien. Eine schwarze Binde bedeckte das eine Auge, ob weil es Mängel hatte, oder um sich vielleicht unkenntlich zu machen, war schwer zu errathen. Sie hatten schon eine Weile dagestanden, und sahen in die Gegend hin, woher der Zug kommen mußte. Noch zeigte sich keine Spur ihrer Annäherung.

„Es ist doch bemerkenswerth," hob der Jüngere an, „daß nicht einmal die Neugierde den Pöbel hierherlockt, um Alba's Einzug zu sehen."

„Du kannst leicht danach den Abscheu bemessen, der die Herzen aller Klassen der Einwohner gegen Alba erfüllt," erwiederte der Aeltere. „Der Eindruck wird selbst auf Alba keineswegs günstig sein, da sein Hochmuth eine Art von Adoration von Jedem fordert, der ihm naht."

„Dann verhüte es Gott, daß ich ihm vor das Angesicht treten muß!" fiel ihm der Jüngere in die Rede.

„Und dies könnte doch der Fall sein, Wilm," — entgegnete der Aeltere, welcher Niemand anders als De Ryk war; „die Noth würde Dich dann doch lehren, den stolzen Nacken vor dem Gewalthaber zu beugen, und die Klugheit würde sprechen: Beuge dich tief, daß nicht dein Zweck unerreicht bleibe."

In diesem Augenblicke sah man Alba's Zug in der Ferne kommen. Die beiden Männer traten etwas von der Heerstraße ab, auf eine kleine Erhöhung, auf welcher ein Baum stand.

„Hier können wir bequem stehen," sagte der Alte. „Ich werde Dir die Namen nennen, die Dich etwa gelüsten möchte, zu erfahren."

Es währte nicht lange, so nahte Alba's Heerzug, der freilich nicht mehr so bedeutend war, als in Luxemburg und Diedenhoven, wo Noirkarmes und Barlaimont ihn getroffen, da er bereits Lodrona

nach Antwerpen und viele seiner anderen Obristen in die bedeutenden Städte des Landes zur Besatzung detaschirt hatte. Nur die größere Zahl der spanischen, italienischen und burgundischen Reiterei, welche Ferdinand von Toledo, Alba's natürlicher Sohn, befehligte, begleitete ihn.

Weithin schallten jetzt die Fanfaren der Trompeter, die in großer Zahl voransritten. Drei Geschwader trefflicher spanischer Reiterei folgten, an ihrer Spitze einen jungen Obristen von edelm Anstand und schönen Zügen.

„Wer ist der junge Mann," fragte Wilm, „der hier in der blutrothen Kleidung und dem vergoldeten Panzer so stattlich einherreitet auf seinem Andalusier?"

„Don Ferdinand von Toledo," war die Antwort.

Hinter den Geschwadern ritt auf einem schneeweißen Andalusier-Hengst ein großer, starker Mann. Schwarz war seine Kleidung, vom Kopf bis zu den Füßen. Nur auf dem Baret wehten rothe Federn in reichem Busch. Ueber die Brust herab hing die reiche Ordenskette des goldenen Vließes, mit dem Zeichen des Ordens. Ein großer Stern schmückte außerdem die Brust. Ein mächtiges Schwert, mit reich verziertem Kreuzgriffe, hing an seiner Seite. Der Ordensmantel des goldenen Vließes umwallte faltenreich die Gestalt. In seiner Hand trug er den weißen, kurzen Feldherrnstab. Ein finsteres, falsches, tückisches Gesicht sah unter dem Reiherbusche des Barets hervor. Das kleine Auge blitzte umher. Eine gebogene Nase erhob sich trotzig über dem scharf geschnittenen, zusammengekniffenen Munde. Die Stirne lag in tiefen Falten. Buschige Augenbraunen verdeckten fast das lauernde Auge. Die ganze Physiognomie war abschreckend — widerlich. Die Haltung war fest und stolz. Es sprach sich in allen Bewegungen etwas Gebieterisches und Herrisches aus.

Dieser Mann ritt allein, und erst eine Pferdelänge hinter ihm kamen Barlaimont, Noirkarmes und der heute etwas bleiche

Egmont, den seine gewöhnliche Heiterkeit verlassen zu haben schien.

„Alba?" fragte Wilm leise.

„Kannst Du zweifeln?" fragte De Ryk zurück. „Sieh nur auf das Lamm, das ihm folgt, so wirst Du den Schlächter kennen.

„Wen meint Ihr damit?" fragte wieder der Jüngling, und sein Auge irrte über den Haufen hin.

„Egmont," versetzte De Ryk. „Sieh," fuhr er dann fort, „hier hast Du ein biblisches Sprüchwort im Bilde vor Dir. Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier!" Mit diesen Worten deutete er auf den großen Zug des flämischen Adels, der in seinen Prunkgewändern jetzt folgte. Hinter diesem kamen spanische Offiziere niederen Ranges und Beamte.

„Wenn Alba nicht selbst der Teufel ist, so ist es dieser." Er deutete auf einen kleinen, ziemlich corpulenten Mann in schwarzer Kleidung, mit einem spitzen Hut auf dem Kopfe, der ein Maulthier ritt. Wirklich hatten auch die Züge etwas Teuflisches. Das Gesicht war gelb und aufgedunsen. Ein breiter, zahnloser Mund, dessen schmale Lippen man kaum sah, kläffte unaufhörlich im Gespräche mit einem Nachbarn. Die Nase war lang und spitz, und verlor sich oben unter dem mächtigen Vorsprung einer kurzen Stirne, die fast von einer Seite des Gesichtes bis zur anderen mit halb greisen, struppigen Augenbraunen besetzt war, unter denen ein graues, kleines Verrätherauge listig hervorlugte. Ein fast greiser spitzer Bart, der das Kinn ganz umschloß, vollendete das gräuliche Bild, bei dessen Anblick Wilms Blut in den Adern stocken wollte.

„Das ist mein Freund, der würdige Licentiat Don Juan de Vargas," versetzte De Ryk, „den Du noch oft sehen wirst. Gewöhne Dich an den Anblick einstweilen. Wir werden ihn wohl heute noch sprechen." Ehe noch De Ryk diese Worte vollendet hatte, grüßte Vargas herüber, mit einer leichten Biegung der Hand. De Ryk

erwiederte den Gruß und sagte dann zu Wilm: „Komm jetzt mit mir zur Stadt, mein Zweck ist erreicht.“

Sie gingen auf einem Umwege zur Stadt, um nicht in das Gedränge der Reiterei und der ungewöhnlich starken Bagage zu kommen, welche Alba's Zug begleitete.

Vor dem Kuilemburgischen Hause hatte sich indessen Alba's Gefolge vereinigt. Die Angesehensten folgten dem Gewalthaber, der sich nur darin flüchtig umsah, sich dann in ein reiches Staatskleid hüllen ließ und im stattlichsten Aufzuge sich zum Palaste der Regentin begab, ihr seine Aufwartung zu machen, seine Ernennung als Generalcapitän der Niederlande vorzuzeigen, und sie, so viel es ihm gut dünkte, in die geheimen Aufträge blicken zu lassen, die ihm Philipp gegeben. Margaretha war krank. Die süße Lust der freien Herrschaft hatte sie kaum empfinden gelernt, als sie sich genöthigt sah, diese in die verhaßte Hand Alba's zu geben. Kaum ihrer Freiheit von Granvella's leitender Hand froh, sah sie sich auf die Seite geschoben von Alba, einem Manne, den sie gehaßt, ehe er ihr so verletzend gegenübergestellt wurde. Tief war der Eindruck, den dies auf sie machte. Sie kannte Philipps Politik. Alba's Sendung war ihre Abberufung. Alba'n die Früchte ihres mühsamen Strebens, den Ruhm eigentlich durch sie errungener Vortheile einräumen zu müssen, war zu viel, um von einem Weibe mit Ruhe und Gleichmuth getragen zu werden. Kalt empfing sie Alba'n — stolz entließ sie den Beneideten, der seine Leute nun in der Stadt vertheilte, die nöthigen Dispositionen traf und es sich dann im Kuilemburgischen Hause, in der Mitte des kriechenden, flämischen Adels, wohl sein ließ, und mit der stolz gleichgültigen Miene des Protectors ihre Huldigungen hinnahm, während er Egmont schmeichelte, dem Zutrauensvollen jeden Schein zu einem Grunde des Zweifels an seiner Redlichkeit zu benehmen. Die spanischen Truppen bezogen indessen die Wachen in der todtstillen Stadt, und Alles hatte das Ansehen, als ob Alba der Statthalter bereits sei.

Es war Abend geworden. Die Nacht vermehrte die grauenvolle Stimmung der Bewohner von Brüssel, die ihre Thüren verschlossen hielten, gleich als ob Diebe und Mörder in Brüssel eingezogen seien. Nur im Kuilemburgischen Hause war ein reges, wildes Leben. Es war vom Dache bis zum Erdgeschosse hell erleuchtet, und Diener, Offiziere, flämische und spanische Herren gingen aus und ein. Alba bankettirte in dem Saal, an den Tafeln, wo einst die Geusen bankettirt hatten.

Gegen zehn Uhr des Abends nahten dem Portale des Gebäudes zwei spanisch gekleidete, in Mäntel gehüllte Männer.

Die spanische Wache hielt sie an.

Der Aeltere der Beiden sprach einige Worte spanisch und nannte den Namen Don Vargas, worauf die Wache zurücktrat und sie ungestört eintreten ließ.

Im Innern Wilms, denn er und De Ryk waren es, kochte Gift und Galle, als er den spanischen Jubel vernahm in dem Hause des freien, entflohenen Niederländers — aber er mußte gewaltsam das verletzte Gefühl beruhigen. Ein Diener leitete sie zu einem Dachzimmer, wo sie den Licentiaten bei einem Tische voll Papiere sitzen fanden, indeß trefflicher Wein in einem silbernen Pokale neben ihm stand.

Als die Beiden eintraten, stand er auf, reichte De Ryk die Hand, sah ihn aber betroffen an, als er Wilm erblickte, welcher ihn kurz begrüßte.

„Grüß Euch Gott, Simonssohn," rief er ihm entgegen. „Wer hätte es sich gedacht, daß wir uns so bald hier im Lande wiedersähen?! Doch wer ist der junge Mensch, den Ihr, ohne mir es zu sagen, mit hierher bringt?" —

„Es ist mein Sohn Wilm," versetzte ruhig De Ryk.

„Wilm — Wilm! ein verfluchter harter flämischer Name," witzelte der Licentiat — „fast unaussprechlich für eine kastilische Zunge."

„Mag sein," entgegnete De Ryk, „doch erinnert Ihr Euch wohl, daß der Name Simonssohn Euch eben so hart dünkte — und er doch zuletzt Eurer Zunge so geläufig wurde, wie irgend ein spanischer Fluch, den Ihr über die Lippe gleiten lasset, so schnell, wie den besten Xeres hinein."

„Waret Ihr denn jemals verheirathet, Simonssohn?" fragte, De Ryk's Bemerkung mit einem Lächeln erwiedernd, der Häßliche.

„Hat man Euch und Andere in Spanien auch so gefragt?"

Der Licentiat brach in ein wieherndes Lachen aus.

„Alter Fuchs," rief er aus, „wie Ihr Euch doch zu helfen wißt! — Aber sagt, können wir uns auf ihn verlassen?"

„Seht ihn an, Ihr schlauer Kenner der Menschen," sagte De Ryk; „wenn er auch nicht drein sieht wie ein Franziskaner, so fehlt ihm doch an Verschlagenheit nichts. Ihr habt vielleicht mehr Vertrauen zu ihm, wenn ich Euch sage, daß er in meiner Schule aufgewachsen ist und mir schon manchen Dienst leistete."

„Gut," versetzte Jener, indem er Wilm scharf fixirte. „Versteht er spanisch?"

„Nicht eine Sylbe. Ich habe es ihn darum nicht gelehrt, damit ich freie Hand behalte."

„Wohlüberlegt, Simonssohn; ich sehe, Ihr habt nichts verlernt. Vielleicht kann der Junge, der allerdings nicht das Ansehen hat, als ob la Mancha sein Vaterland sei, uns nützlich werden. Doch setzt Euch und sagt, was Ihr mir Neues zu sagen habt."

„Ich sollte denken, Don Vargas käme nicht so ganz unwissend hierher? Der Cardinal hat gute Augen. Sie sehen von Burgund aus, was hier vorgeht, und Don Vargas war nie der Letzte, der das erfuhr."

Vargas lachte wieder grinsend.

„Nur kommt Ihr viel zu spät," fuhr De Ryk fort. „Die fetten Vögel sind ausgeflogen und lassen Euch das leere Nest."

„Ihr meint Oranien und Hoogstraten?" — fragte Vargas.

„O, die locken wir; seid ohne Kummer! Egmont ist kirre wie eine Turteltaube. Lächelt ihm der Herzog nur gnädig und läßt ihn mit Don Ferdinand von Toledo reiten, jagen, fechten, trinken und Mädchen hetzen: so legt sich der Fant die Schlinge selbst um den Hals und meint, es wäre seine eigene Ordenskette."

„Ihr sprecht nur vom Herzog — was wird aber die Herzogin dazu sagen?" fragte De Ryk.

„Pah!" rief der Licentiat, „die ist ein Weib und ihr bischen Regieren ist aus. Sie wird dahin kommen, daß sie selbst ihre Entlassung fordert, und Don Philipp ist der Mühe enthoben, sie ihr ungefordert zu geben."

„Aber sprecht, welche Stellung werdet Ihr denn nun hier einnehmen, und welcher Art werden die Dienste sein, die ich Euch werde leisten können?"

„Wartet nur noch einige Tage," sagte Vargas, „und es wird sich Alles geben. Alba wird zwar nicht gerne zögern, doch muß er, bis Horn hier ist und Oranien und Hoogstraten auch sich nahen. Dann werden wir richten, und, das dürft Ihr glauben, man wird die Geusenköpfe dutzendweise um einen Geusenpfennig kaufen."

„Für jetzt," fuhr er fort, als De Ryk schwieg, „muß ich Euch bitten, mich allein zu lassen. Ich bin ermüdet und habe noch lange zu arbeiten, da ich eine Liste der Verdächtigen zu entwerfen habe, bei deren Vervollständigung Ihr mir gute Dienste leisten könnet. Drei Tage muß ich diesem Geschäft und anderen nothwendigen Einrichtungen widmen. Sucht Euch indessen gehörig umzusehen. Ist es Euch möglich, des Grafen Horn Treiben zu beobachten, so könnt Ihr mir sehr nützlich werden. Sein Urtheil ist gesprochen, wenn wir ihn nur erst in der Schlinge haben. Lebt wohl und seid klug. Kommt aber allein, wenn Ihr zurück seid."

Sie gingen.

Zu Hause angekommen, betrachtete Wilm mit Staunen seinen

Freund. „Ihr seid mir heute ein Räthsel geworden," sagte er freimüthig. „Ihr, mit Eurer Denkart, könnt dieses Menschen Vertrauter sein?"

De Ryk ergriff seine Hand. „Willst Du jetzt schon irre an mir werden, Wilm? Sagte ich Dir nicht, daß ich fortan die Rollen wechseln würde, wie dieses Kleid? Gibt es nicht einen edlen Zweck, den ich auch so verfolgen kann? — Vertrauen, Wilm, wankt nicht, und wenn das Licht zu Schatten, der Tag zur Nacht, der Engel zum Teufel wird — Vertrauen darf nicht wanken! Mögen Tausende mich verkennen — wenn nur Einer mich kennt!" —

Wilm drückte seine Hand mit Innigkeit. „Ich glaube Euch," sagte er. „O, daß man mir so vertraute, wie ich Euch vertraue! Aber ach, wie wird Verdacht auf mir lasten, wie wird die giftige Zunge mich verkleinern! — O, traue Du mir nur, Elisabeth," setzte er leise hinzu — „traue Du mir nur!"

De Ryk überließ den Jüngling seinen Empfindungen. Er setzte sich zur Lampe an den Tisch und schrieb bis tief in die Nacht hinein. Wilm war entschlummert. Er mußte schön geträumt haben, denn er lächelte im Schlaf. De Ryk stand lange vor ihm und beschaute ihn. Du reine Seele, sagte er vor sich hin, möchte Dir nichts den schönen Traum des Lebens zerstören! Und doch muß ich den, der Dir vielleicht jetzt ein schönes Bild vorgaukelt, ich muß ihn zerstören, vielleicht — gelingt es, zwei edle Menschenleben zu retten. Er rüttelte leise den Schlafenden, bis er erwachte.

„Komm, Wilm," sagte De Ryk, „suche des Schlafes ein wenig Meister zu werden. Ich habe zwei Briefe geschrieben, die Du abschreiben mußt, obwohl Du nicht das Spanische verstehst."

„An wen sind sie?" fragte Wilm.

„An Egmont und Horn. Beide muß ich vor der Gefahr warnen, die ihnen droht. Gelingt es uns — dann wohl uns! Wir haben zwei edle Leben gerettet — und an uns denkt für's Erste Niemand, weil Vargas' Vertrauen zu mir viel zu unerschütterlich ist."

Wilm ergriff die Feder. „Gut,“ sagte er, als Wilm die Briefe vollendet hatte. Er zog ein Siegel hervor, das er verborgen bei sich trug, siegelte die Briefe, ließ von Wilm die Aufschriften machen, und steckte sie dann zu sich, indem er in das Nebengemach trat. Wilm blieb in tiefen Gedanken sitzen.

Nach wenigen Augenblicken kehrte De Ryk wieder. Wilm erstaunte bei seinem Anblick — ja, er kannte ihn nicht, denn es stand ein Jude vor ihm, mit langem Bart und echt jüdischem Ausdruck und Wesen.

„Mein Gott, was beginnt Ihr?“ rief Wilm.

„Ich muß meine Rollen wechseln — Wilm,“ sagte ernst De Ryk. „Mein Spiel ist gewagt, aber mein Zweck ist gut. Bleibe Du hier und erwarte mich. Ich bin in einigen Tagen wieder hier. Vergiß nicht, die Binde über Deinem Auge, und versäume es nicht, die Farbe aufzutragen. Gott sei mit Dir, mein Sohn!“ Er schüttelte seine Hand.

„Gott geleite Euch!“ sprach Wilm, und sah dem seltsamen Menschen mit Liebe und Achtung nach; dennoch aber schüttelte er bedenklich das Haupt. „Ich fürchte,“ sagte er leise zu sich, „es wird ein schlimmes Ende nehmen. O, daß ich zu Euch eilen könnte, Ihr Lieben!“ seufzte er dann. „Gott schütze Euch!“

Wilm brachte mehrere Tage fast ganz in der Einsamkeit seines Zimmers zu. Diese Einsamkeit war ganz dazu geeignet, die Bilder der Vergangenheit ihm zurückzurufen, und wo sein Herz war, da war sein Geist, in Antwerpen, bei dem geliebten Oheim — bei Elisabeth. — So lange war es nun schon her, daß er gar nichts von ihnen vernommen hatte. Wie mochte es um sie stehen? Was mochten sie von ihm denken? War nicht das tausendzüngige Gerücht thätig gewesen, ihn in schlimmem Lichte zu schildern? Hatte nicht Jan, dessen Falschheit er kannte, dunkeln Schatten auf ihn geworfen? Solche Gedanken waren es, die ihn beschäftigten, ihn beunruhigten, seine Sehnsucht weckten. Er faßte den festen Entschluß, je eher,

je lieber Brüssel zu verlassen und nach Antwerpen zu gehen. War er ja doch dort so sicher, wie auch hier, und war nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo jeder zunächst an sich selbst und seine eigene Sicherheit dachte, an eine eigentliche Verfolgung gar nicht zu denken. Wie nöthig konnte aber der Oheim ihn vielleicht haben, der wohl auch an seine Sicherheit so gut, wie die Tausende der Auswandernden, denken mochte?

In diesen und ähnlichen Gedanken traf ihn am Abend des vierten Tages seiner Abwesenheit De Ryk. Der Alte war nicht heiter. Er drückte stumm dem Jünglinge die Hand und setzte sich, den Kopf in die Hand stützend, an das Fenster. Das Mißlingen seiner Pläne stand deutlich in seinem düsteren Auge zu lesen.

„Ihr waret nicht glücklich?" sagte Wilm, sich zu ihm setzend.

„Nein," versetzte mit einem tiefen Seufzer De Ryk. „Horn traf ich nicht. Der Graf war, durch die scheinheilige Milde gegen Egmont getäuscht, schon abgereist hierher. Ich eilte ihm nach — aber er hatte stets einen Vorsprung. Er ist hier und rettungslos, wie Egmont, der leichtsinnig das Blatt Don Ferdinand von Toledo reichte und, als dieser ihn betroffen ansah, es nahm und am Licht verbrannte. Tausend Augen umlauern sie Beide jetzt, und jeder Versuch zur Flucht würde eine Thorheit sein, die nur ihre Sache verschlimmern könnte."

Wilm seufzte. „O, wie mancher Edle wird noch als Opfer fallen unter dem Mordstrahl dieses Wütherichs!"

„Darum müssen wir keine Anstregung scheuen, zu retten, wer noch durch zeitige Warnung zu retten ist. Auf Zweien ruht mein Auge jetzt. Auf Hoogstraten und — Deinem Oheim, van Strahlen."

„Meinen Oheim? Kennt Ihr ihn, und droht ihm Gefahr?" rief Wilm, und sprang hastig auf.

„Ob ich ihn kenne? Wilm, noch nie hat mein Herz eine

empfangene Wohlthat vergessen. Dein Oheim war der Retter meines Lebens."

„Und das verschwiegt Ihr mir bis heute?"

„Warum von der Vergangenheit reden, wenn die Gegenwart den ganzen Menschen in Anspruch nimmt?"

„Aber wie rettete er Euch, ich bitte, sagt es mir?"

„Erinnerst Du Dich jener entsetzlichen Auftritte der Bilderstürmerei in der Kathedrale von Antwerpen? — Damals, Wilm, war ich von blindem Fanatismus ergriffen, weil sie meine Glaubensgenossen gehetzt hatten, wie das Thier des Waldes, weil man uns zwang, draußen in Wäldern unserem Gott zu dienen, während sie in prunkvollen Tempeln ihre Andacht verrichteten. Ich half, in blindem, ruchlosem Wahne das Heilige schänden, und die Reue kam erst mit der rückkehrenden Besonnenheit in mein Gemüth. — Es war zu spät. Mit Ketten belastet saß ich im Gefängniß, als der Rädelsführer Wildester, und erwartete, was ich wohl mochte verdient haben — den Tod. Aber van Strahlen erinnerte sich bei Lesung meines Namens auf der Liste eines kleinen Dienstes, den ich ihm einst geleistet hatte, und in der folgenden Nacht löste man meine Fesseln und führte mich zu ihm. De Ryk, sagte er, Ihr seid des Besseren fähig, und nur Wahn und Verblendung riß Euch zu den Unthaten hin. Werdet wieder ein guter Bürger, ein guter Mensch und Christ. Ihr seid frei, und ich freue mich, daß ich Euch auf diese Weise vergelten kann. Doch flieht, so schnell Ihr könnt, aus der Stadt. Ich drückte seine Hand, und schwur ihm, des Verfolgten Freund und Retter zu werden, und zu leben und zu sterben für meines Vaterlandes Freiheit — und — ich habe meinen Schwur redlich gehalten bis heute, und will ihn halten, bis mein Auge bricht!"

„Gott lohn' es Euch!" sagte tief gerührt der Jüngling, und drückte ihn an seine Brust. De Ryk's Auge glänzte. „O, es thut so wohl," sagte er, „wenn das vielverkannte Streben von einer

gleichgestimmten Seele erkannt und verstanden wird! Laß uns vereint wirken, mein Sohn! Segne nur der Himmel unser Bemühen mit glücklicherem Erfolge!"

„Dein Oheim ist bereits gewarnt. Noch ist nichts für ihn verloren, denn so lange Horn und Egmont und Hoogstraten sie beschäftigen, bleibt ihm Raum zur Flucht, die er ja von Antwerpen aus so leicht bewerkstelligen kann."

„Hoogstraten ist auf der Reise hierher. Er und Dein Ohm müssen in Sicherheit gebracht werden, darum wird es gut sein, wenn Du Dich bereit hältst, zu jeder Stunde die Reise dahin antreten zu können, wohin ich Dich senden werde."

„Einen Bauernanzug werde ich für Dich anschaffen."

Wilm vernahm freudig einen Plan, der mit den Wünschen seines Herzens in so vollkommenem Einklange stand, und wartete mit Ungeduld, bis De Ryk von Vargas zurückkehre, wohin er in der Nacht gegangen war. Aber es wurde Mitternacht — der Tag kam — und De Ryk war noch nicht zurück. Spät am Morgen kam er. Er war bleich. Bitterer Unmuth sprach aus seinen Zügen. Er warf den Hut heftig auf die Erde und stampfte mit dem Fuße.

„Gott verdamme den Schurken, den höllischen Buben!" rief er aus, und Wilm stand von Schrecken gelähmt.

„Was gibt's? Um Gotteswillen, redet!" rief er angstvoll aus.

„Was es gibt?" fragte De Ryk. „Sage mir vorerst, kennst Du ganz diesen Jan van der Does, Deinen Vetter?"

„Ich kenne ihn," sagte Wilm, „er hat ein schwarzes Herz."

„Das hat der Schurke, den Gott verdamme!" rief De Ryk.

„Aber was wollt Ihr mit ihm?"

„Was ich mit ihm will — Wilm? Sieh, dieser Teufel hat seinen eigenen Wohlthäter verrathen, hat Vargas geschrieben, daß Dein Oheim Oranien's Freund und Verbündeter sei, daß er die Bilderstürmer geschützt und — den Eifrigsten derselben, einen gewissen De Ryk — habe entfliehen lassen, hat Dich geschildert als

den rasendsten Volksaufwiegler, daß, wenn Du nicht Deine Binde trägst und Dein Gesicht durch Farbe unkenntlich machst, Dich jedes spanische Späherauge entdeckt. Das hat er gethan und Vargas nach Deines Oheims Reichthümern lüstern gemacht, von denen er sich einen Theil aushält. Das hat der Judas, dieser Teufel gethan; Gott verdamme ihn ewig!"

Wilm erstarrte. Hatte er auch Jan van der Does alles Schlimme zugetraut, kannte er ihn auch als Heuchler — das hätte er nie geglaubt.

„Unser Entschluß muß schnell gefaßt und ausgeführt sein. Du gehst in flämischer Bauerntracht nach Antwerpen, ich eile an die Grenze, wo Hoogstraten ist, der einer Unpäßlichkeit halber nur langsam reisen kann, und in einigen Tagen sehe ich Dich in Antwerpen. Hier hast Du ein Schreiben von Vargas, das Dich im Nothfall, doch nur im höchsten Nothfall, retten wird. Vargas weiß, daß Du nach Antwerpen gehst, um für ihn dort zu kundschaften. Dieses Schreiben sollst Du von ihm an den Obristen Lodrona bringen, der in Antwerpen das Commando führt. Sei klug, mein Sohn. Deiner Hand vertraue ich das Schicksal Deines wackeren Oheims an; rette ihn, wenn es nur immer möglich ist!"

Er schüttelte ihm die Hand, empfahl ihn dem Schutze Gottes, und schied.

4. Der Rath der Unruhen.

Aus der einst so harmlosen und glücklichen Familie des Bürgermeisters van Strahlen zu Antwerpen war das Glück und die Freude gewichen, seit Wilm, nach dem Berichte Jans van der Does, sich so schrecklich undankbar bewiesen hatte. van Strahlen war seitdem verschlossen und menschenscheu. Er ließ Jan van der Does schalten in der Handlung, wie er wollte. Den Pflichten seines Berufs als

Oberhaupt that er noch Genüge, aber nicht mehr mit der freudigen Lust, wie es sonst geschehen war. — Elisabeth schien dieser Erde nicht mehr anzugehören. Sie hatte kein Lächeln, keine Freude mehr. Des Daseins Reiz war für sie dahin, seit sie der betrogen, den ihre Seele geliebt hatte mit unendlicher Kraft. Auch sie mied die Menschen. Darum floh sie auch den Umgang mit Jan van der Does, der ihr durch die rücksichtslose Bitterkeit, mit welcher er von Wilm sprach, nur noch abscheuerregender wurde. Jan bot Alles auf, ihre Liebe, ihre Hand wenigstens zu gewinnen, allein alle Wege, die er einschlug, entfernten ihn eher von seinem Ziel, als sie ihn hinführten. Er hatte ihr geschmeichelt — umsonst. Er hatte mit ihr getrauert — vergeblich. Er hatte den wilden, verzweifelnden Schmerz verschmähter Liebe ihr gezeigt — ohne Erfolg. Er hatte die stille Trauer des unglücklich und hoffnungslos Liebenden geheuchelt mit einer täuschenden Meisterschaft — sie blieb sich gleich. Das Mißglücken aller seiner Versuche spornte seine Leidenschaft zur Raserei, zuletzt schuf es sie zur Rachelust um. So will ich sie elend machen, gänzlich elend, rief er aus, daß das Darbieten meiner Hand sie vom Hungertode rettet — sie wird dann von mir als Gnade nehmen, was sie mir versagte, als ich flehend, weinend, winselnd vor ihr auf den Knieen lag! Wahrhaftig, das soll sie! Und dann will ich triumphiren! Lange trug er sich mit dem teuflischen Gedanken, und schauderte doch manchmal noch vor seiner Ausführung. Ein Zufall bestärkte ihn indessen darin, und schuf ihn zugleich auch zum Racheplan an seinem Wohlthäter um. Schon seitdem van Strahlen ihm die Leitung des Handelsgeschäfts übertragen hatte, pflegte er die Kasse zu seinem Privatvortheile zu betrügen. van Strahlen setzte ein zu großes Vertrauen in ihn, und sah ihm nicht nach. Die Maskopei ging noch unter dem Namen van Strahlen und van der Does, und dies gab ihm Gelegenheit, vielfältig seinen Vortheil besser zu pflegen, als den des Hauses. Der Buchhalter jedoch, eine treue Seele, war hinter

Jans Schliche gekommen und konnte nicht länger schweigen, zumal in der letzteren Zeit seine Eingriffe immer bedeutender wurden. Der Redliche hinterbrachte es treu und gewissenhaft seinem Principal. van Strahlen, ohnedem durch sein Unglück reizbarer und empfindlicher, stürzte die Kasse, revidirte die Bücher, und entdeckte mehrere bedeutende Falsa.

Ein entsetzlicher Auftritt erfolgte, der Jan furchtbar demüthigte. Nur durch Bitten und Versprechungen konnte er den Oheim wieder beruhigen. Seitdem wüthete der Durst nach Rache unersättlich in seinem Herzen — und dieser gab ihm den teuflischen Gedanken ein, an Vargas nach Brüssel des Oheims Verhältnisse zu dem Prinzen von Oranien, seinen wirklich noch fortdauernden Briefwechsel mit ihm, seine Milde gegen die Bilderstürmer zu verrathen und Vargas das große Vermögen des Oheims zu schildern, das durch Confiscation auch theilweise in seine Hände gerieth, mit dem Vorbehalte, daß ihm, Jan van der Does, ein Dritttheil davon werde. Seine Hand zitterte, als er den Judasbrief schrieb, denn des Gewissens Stimme erinnerte ihn an die Tage der Hülflosigkeit, wo van Strahlen Vaterstelle an ihm vertreten hatte, an alle die Wohlthaten, die er dem Biedermanne schuldete — aber — seine Rache siegte, er suchte des Gewissens Stimme zum Schweigen zu bringen durch Sophistereien — und er vollendete und sandte ihn sogleich ab.

Nichts konnte Vargas, dem blut- und geldgierigen Ungeheuer, willkommener sein, als diese Nachricht.

Während in banger Erwartung die armen Einwohner von Brüssel die Errichtung des gräßlichen Gerichts der Unruhen kommen sahen — erwartete mit Ungeduld Jan die ersten Schritte Don Vargas'. van Strahlen ahnte nichts von dem lauernden Verrathe, bis eines Morgens Lodrona in das Haus trat und ihn gefangennehmen ließ und in das Gefängniß abführte. Dieser Schlag traf doppelt, denn nun war ja Jans Aussage vollkommen bewahrheitet, da es einzig von Wilm kommen konnte. Elisabeth

und ihre Mutter waren außer sich. Jan wich nicht von ihnen in diesen schweren Stunden. Er suchte sie liebevoll zu trösten, und spiegelte ihnen vor, daß van Strahlen seine Freiheit wieder erlangen würde.

All' der Trost, den Jan den blutenden Herzen brachte, war fruchtlos, denn er hatte ihn selbst durch seine Erzählung von Wilms Thaten vernichtet. Ihr Schmerz war unbeschreiblich. Lodrona kannte kein Mitleid. In Alba's Schule herangezogen, hatte er das Mitgefühl auf den Schlachtfeldern längst verlernt. Zudem war er Fanatiker und Alba treu ergeben. Er behandelte van Strahlen als Alba's, als den eigenen Feind mit Härte. Niemand, nicht Gattin, nicht Kind, nicht Freund durfte zu ihm — nur Jan, von dem man hoffte, er würde vielleicht noch ihm Geheimnisse entlocken.

Wenige Tage blieb van Strahlen in Antwerpen. Lodrona ließ ihn nach Brüssel durch ein halbes Cornet Reiter begleiten, da er von der Liebe der Antwerpener Angriffe zu seiner Befreiung zu befürchten hatte.

Elisabeth und ihre Mutter wollten mit nach Brüssel gehen, um dort Alles zu versuchen, seine Rettung zu bewirken, aber Jan wußte es zu hintertreiben, und erbot sich, selbst dort hinzugehen und Alles aufzubieten. Sie ließen es zu, da er ihnen das Fruchtlose ihrer Versuche anschaulich zu machen suchte. Jan begleitete den unglücklichen Mann auf dieser schrecklichen Reise. van Strahlen war sehr angegriffen. Er konnte nicht einmal die Beschwerden der Reise ertragen, und eine halbe Tagreise jenseit Antwerpen mußte man sich aufhalten, um ihn wieder Kräfte sammeln zu lassen. Es war ein Wirthshaus, wo man ihn unterbrachte. Dort saß der Unglückliche und schloß müde das Auge, eines kurzen Schlummers nach den durchwachten Nächten zu genießen. Die Reiter standen und saßen umher. Der Hauptmann ließ sich neben van Strahlen nieder, und gebot Stille seinen Untergebenen. Jan saß in einer Ecke und brütete über Pläne der Hölle. Mit Vargas hoffte er

in's Reine zu kommen wegen des Antheils an van Strahlen's Vermögen. Den größten Theil des Baaren hatte er ohnedem schon auf die Seite und hinlänglich in Sicherheit gebracht — der also war schon sein. Nun wurde ihm verhältnißmäßig noch ein bedeutender Antheil — und er war im Stande, das Geschäft dann auf eigene Rechnung zu führen. Elisabeth und die Tante waren bettelarm. Dann wollte er großmüthig ihr seine Hand anbieten, und sie nahm sie gewiß an — denn so nur konnte sie sich und die Mutter vor dem Hungertode schützen. Der Teufel lachte seines Werkes schon, und sah sich am Ziele seiner Wünsche, am Ziele eines lange vergeblichen Strebens.

Da öffnete sich leise die Thüre, und es trat ein junger, kräftiger Bauer herein, gekleidet in flämische Landestracht. Ein großer, herabhängender Hut bedeckte fast das ganze Gesicht. Eine schwarze Binde verhüllte den Mangel des linken Auges.

Beim Anblicke van Strahlen's in Ketten fuhr er erbleichend zurück und hielt sich zitternd an eine Tischecke, und ein lauter Schrei des Schreckens entfuhr ihm unwillkürlich. van Strahlen schlug das Auge auf und sah erstaunt auf den Bauer. Der Hauptmann fuhr empor, und Jan stürzte bleich aus der Ecke hervor, in welcher er saß, denn der Ton dieser Stimme machte sein innerstes Wesen erzittern und erbeben.

Blitzschnell riß der Bauer Binde und Hut ab, und Wilm lag zu den Füßen seines Oheims.

„Oheim!" rief er, „theurer Oheim, also komm' ich zu spät!"

van Strahlen sah ihn mit tiefer Verachtung an. Das Auge schien ihn durchbohren zu wollen. Wilm ertrug den Blick ruhig. Sein Herz war ja frei.

„Nicht zu spät kommst Du," sagte van Strahlen kalt — „um das Werk Deiner Hände zu schauen! Sieh', Wilm, diese Fesseln und mein fallendes Haupt sind der Lohn meiner Liebe zu Dir! Geh' hin und lebe glücklich, wenn Du es kannst. Ich fluche Dir nicht,

daß Du mich elend gemacht, nicht, daß Du Elisabeths Herz gebrochen!“ Er wies ihn von sich.

„Oheim, um Gotteswillen, ich verstehe Euch nicht! Ich Euch elend gemacht? Sprecht, ich beschwöre Euch, wodurch?“

„Geh, Heuchler, geh'!“ rief Strahlen, und drängte ihn weg.

„Ich stehe nicht auf,“ rief Wilm, „und wenn ich den Tod hier finden sollte, bis Ihr mir sagt, was ich gegen Euch that!“

Jan war, während diese Worte gewechselt wurden, leise zu dem Offizier geschlichen, der jetzt herzutrat.

„Was soll das hier?“ fragte er barsch. „Hinweg, oder ich lasse Dich fesseln!“

„Wer wagt's?“ — rief Wilm, und sprang auf.

Da erblickte er Jan, der dastand wie der Verräther, der seiner Entlarvung nahe ist.

„Du hier? Ruchloser!“ rief Wilm, „Du hier? Ha, willst Du vollenden den Verrath?“

„Er ist ein Anhänger der Geusen!“ rief jetzt Jan dem Hauptmanne zu; „fesselt den Verräther, und Alba wird es Euch lohnen.“

Der Hauptmann ergriff Wilm, und die Reiter halfen den sich wild Wehrenden festnehmen.

van Strahlen hatte Jans Worte gehört und ihren Widerspruch mit dem begriffen, was er ihm gesagt. Er richtete sich auf und sah ihn mit wachsendem Staunen an.

„Zurück!“ donnerte Wilm endlich dem Hauptmanne zu, auf eine so imponirende Weise, daß dieser einen Augenblick zweifelhaft wurde. Wilm benutzte diesen Moment, um ihm einen Zettel hinzureichen. Der Hauptmann durchlas ihn schnell, und sichtbarer Schrecken offenbarte sich in seinem Wesen.

„Verzeiht, Herr Simonssohn,“ sagte er dann gedehnt — „das wußte ich ja doch nicht, daß Ihr ein Spion von Don Vargas seid. Zieht in Frieden und laßt uns in Ruhe!“ — Aber zu Jan

gewendet, rief er diesem zu: „Ihr aber zähmet Eure Zunge, wenn es Euch lieb ist, Euren Kopf länger zwischen den Schultern zu tragen, denn der, womit dieser da im Bund ist, kennt keinen Scherz.“

Wilm trat wieder zum Oheim, aber Strahlen wandte sein Gesicht ab. „Geh', Verruchter,“ sagte er, „Deine Schmach ist erwiesen, geh' und freue Dich, wenn Du es vernimmst, wie mein Leben endete! Freue Dich, wenn Du Elisabeth mordetest und ihre Mutter, wie mich! Geh' hin und helfe dein Vaterland in Ketten schmieden und seine Bürger morden!“ — Er stand auf und sprach zum Hauptmann: „Lasset uns schnell aufbrechen!“

Wilm erstarrte. Er begriff jetzt theilweise des Oheims entsetzliche Rede. Er stand als Vargas' Spion da — erniedrigt, entehrt in den Augen des Mannes, den er über Alles liebte — und durfte den Schleier des Geheimnisses nicht lüften. Ihm schwindelte. Heftig schlug er sich vor die Stirn, und taumelte halb bewußtlos in einen Lehnstuhl, indeß Alle die Stube verließen und Jan sich heimlich hinausschlich.

Schon waren die Reiter mit dem Gefangenen eine Stunde weg, als Wilm zum ruhigen Nachdenken gelangte. Es lag ihm eine Centnerschwere auf dem Herzen. Er war vernichtet. Was sollte er beginnen? Sollte er nach Brüssel zurück? — Dann verdarb er Alles — raubte sich vielleicht die Möglichkeit, etwas für seines Oheims Rettung zu thun. — Nach langem verzweifelndem Schwanken raffte er die Binde auf, bedeckte sein Auge und setzte den Hut auf, die Reise nach Antwerpen fortzusetzen. — Bis hierher hatte die Liebe seine Schritte beflügelt, die Begeisterung für seines Oheims Rettung ihn rastlos fortgetrieben — jetzt war es ihm, als läge Blei in seinen Adern, als ginge er in seinen Tod. Alle die Reden Strahlen's rief sein Gedächtniß zurück und suchte sie zu einem Ganzen zusammenzureihen. Wohl gerieth er auf die Spur der höllischen Verrätherei Jans van der Docs, aber das ganze

Gewebe des Schändlichen wurde ihm nicht klar. Das drückende Bewußtsein, in seines Oheims Augen als Verräther dazustehen, machte ihn namenlos elend. Selbst Elisabeths und ihrer Mutter trauriges Loos wurde dadurch in den Hintergrund seiner Seele gedrängt.

Er kam in Antwerpen an, in seinem Innersten zerrissen, und eilte sogleich zu Lodrona, ihm das Schreiben Don Vargas' zu übergeben. Er las es. „Es ist schon geschehen," sagte er zu Wilm, und beurlaubte ihn. Doch rief er ihn wieder zurück. „Wann geht Ihr nach Brüssel?" fragte er.

„Das ist noch unbestimmt!"

„Gut; Ihr könnt Don Vargas mündlich berichten, daß ich Alles in Beschlag habe nehmen lassen."

Wilm ging. Er begriff diese Worte nicht, aber als er zu dem Hause seines Oheims kam, eine spanische Wache davor fand und vernahm, daß man Elisabeth und ihre Mutter herausgetrieben und Alles confiscirt habe, was als Strahlen's Eigenthum bekannt war, da öffnete sich ihm das Verständniß des Ganzen; da sah er ein, welch' eine Botschaft er getragen, und Wuth und Verzweiflung im Herzen stürzte er zum Hafen, wo ihm De Ryk ein kleines, ärmliches Häuschen bezeichnet hatte zum Wiedersehen. Der Besitzer desselben, ein armer Schiffszimmermann, nahm ihn mit Freuden auf — aber er erschrak über des jungen Mannes bleiches Aussehen, das Beben seiner Glieder.

„Ihr seid krank, Herr!" sprach der gutmüthige Mann. „Legt Euch zu Bett, ich bitte Euch."

Aber Wilm verwarf den Rath. „Wollt Ihr etwas thun, um mich zu beruhigen," sagte er, „so eilet, Erkundigungen einzuziehen, wo die Gattin und die Tochter des Bürgermeisters van Strahlen sich aufhalten."

Der Mann versprach's und entfernte sich.

Nach einigen Stunden, die dem Harrenden die Länge eines

Jahrhunderts zu haben schienen, trat der Mann wieder herein. Sein Gesicht verkündigte nichts Erwünschtes. „Sie sind nicht mehr in Antwerpen," sagte er. „So viel konnte ich nur erfahren, daß sie mit einem Maler, der sich einige Zeit hier aufhielt und mit dem Bürgermeister in vertrauten Verhältnissen stand, Antwerpen bald nach der Abführung des Bürgermeisters nach Brüssel verlassen haben."

„Habt Ihr den Namen des Malers nicht erfahren?" fragte der Jüngling hastig.

„Ich glaube, man nannte ihn Breughel," war die Antwort.

Wilm kannte den Namen nicht. „Gott," rief er aus, „sollten sie denn auch in böse Hände gerathen sein!" Es bemächtigte sich seiner eine namenlose Angst. Er wußte nicht, was er beginnen sollte.

Voll innigen Mitleids sah ihn der Zimmermann an, denn Wilms Wesen war in wildem Aufruhre, der des Mannes Herz mit banger Sorge erfüllte. Die Folgen dieses Seelenzustandes konnten nur schlimm für des Jünglings Gesundheit sein, und wirklich offenbarte sich bald die nachtheilige Wirkung des Innern auf das Aeußere. Ein hitziges Fieber riß in der Nacht vollends den Unglücklichen nieder. Zum Glücke für ihn und zur Beruhigung des Schiffszimmermanns erschien am anderen Tage De Ryk. Er war glücklicher gewesen, als Wilm. Unweit Löwen fand er Hoogstraten, der sorglos nach Brüssel wollte — aber nun schnell umkehrte und glücklich die Grenze erreichte.

Alba war indessen rasch seinem Ziele zugeschritten. An dem Tage, den er zur Gefangennehmung Egmont's und Horn's bestimmte, lud er alle Staatsräthe und Ritter des goldenen Vließes, welche sich in Brüssel befanden, zur Berathung in das Kuilemburgische Haus ein. Der Schlaue wußte jeden Verdacht zu entfernen. Mit Klugheit zog er die Berathungen in die Länge. Er war heitern Wesens und wider seine Art freundlich und herablassend. Als gegen Abend noch die Berathschlagungen über die Riffe, welche

der Kriegsbaumeister Paciotto zur Erbauung neuer Festungen vorgelegt, dauerten, wurde Alba abgerufen. Vargas meldete ihm die frohe Nachricht, daß Strahlen durch Lobrona und gleichfalls die Schreiber des Grafen Horn mit dem des Grafen Egmont gefangen seien. Lächelnd trat er in den Saal zurück und brach die Berathschlagungen schnell ab, indem er huldvoll die Staatsräthe und Ritter des Vließes beurlaubte. Sie entfernten sich — zuletzt der fröhliche Egmont, der in die Gemächer Don Fernando's von Toledo sich begeben wollte, um noch einige heitere Stunden mit dem Freunde zu verleben; aber auf dem Corridor, der zu des Freundes Zimmern führte, trat ihm der Hauptmann von Alba's Leibwache entgegen und nahm den Bestürzten gefangen. Zu gleicher Zeit wurde Graf Horn, der ohne Ahnung seines Schicksals ruhig heimkehren wollte, gefangengenommen. Man brachte sie in abgesonderte Gefängnisse, und dann, nachdem Alba Egmonten einen Befehl an den Commandanten der Citadelle von Gent abgenöthigt, dem spanischen Obristen Ulloa diese zu übergeben, nach Gent. Die Gefangennehmung der Lieblinge der Nation brachte einen tödtlichen Schrecken über diese. Jeder fürchtete jetzt für sein Leben, für seine Freiheit; Niemand hielt sich mehr sicher. Wer es konnte und vermochte, schied von Heimath und Freunden und wanderte in die Fremde, sich glücklich schätzend, Leben und Freiheit retten zu können. Nach Alba's Grundsätzen, nach seiner Erklärung war Niemand mehr sicher. Der entsetzliche Gerichtshof, den er unter dem Namen Rath der Unruhen einsetzte, der nur bestimmt war, zu morden Jeden, auf den man einen Schein des Verdachts geworfen hatte, und die Güter der Schuldigerkannten zu confisciren, war ein Schreckbild, wie noch keines die Nation erzittern gemacht, weil er kein Mitleid und keine Schonung kannte. Alba selbst präsidirte dieses Mord- und Blutgericht und unter ihm der Licentiat Don Vargas, der Auswurf des Auswurfs der spanischen Nation, an dem nichts mehr menschlich war, als die Gestalt, die dennoch als ein Zerrbild der Menschheit

gelten konnte. Anfänglich waren die edeln Niederländer, die am meisten mit Alba's Denkart übereinstimmten, Beisitzer dieses Gerichts, allein nur zu bald empörte sich ihr besseres Gefühl gegen das schreckliche Verfahren desselben. Sie blieben weg, und Vargas und Zwei, die ihm nahe verwandt waren in Denkart und Leben, schalteten nach ihres Herzens Gelüsten über das Leben der Edelsten der Nation, die nun, durch Alba's Verbot der Auswanderung und strenge Wachsamkeit in den Häfen genöthigt waren, mit Gefahr des Lebens sich zu retten oder geduldig das Haupt auf den Block des Henkers zu legen.

Vor dieses Gericht wurde van Strahlen gestellt, sobald er in Brüssel angekommen war. Sein Reichthum leuchtete Vargas besonders ein, denn obwohl das Meiste von den confiscirten Gütern in den Säckel des Staates floß, so wurden doch die Finanzen Alba's und Vargas' und seiner Gehülfen nicht vergessen, was um so leichter geschehen konnte, da diese Einnahmen nicht controlirt und beaufsichtet wurden. Obgleich über seine Schuld und Verurtheilung kein Zweifel bei Alba und Vargas war, so wurden dennoch von Zeit zu Zeit Verhöre mit ihm angestellt und das Zeugniß seines eigenen Neffen, das im Protokoll ihm vorgelesen wurde, ohne daß man den Namen des Neffen nannte, was Jan zu bewerkstelligen gewußt, gegen ihn aufgestellt. Seine Vertheidigung war fruchtlos. All' sein Berufen auf das Zeugniß seiner Mitbürger, auf die Rechtlichkeit seiner Verwaltung, auf die Tadellosigkeit seines Wandels, auf die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er stets des Hofes Befehle vollzogen, blieb erfolglos. van Strahlen sah ein, daß man sein Urtheil schon vor seiner Anklage durch seinen Neffen, vor seiner Gefangennehmung gesprochen hatte, und schwieg darum, da man ihm auch selbst abgeschlagen, ihn mit seinem Ankläger zu confrontiren. Man hielt ihn fortwährend in enger Haft und in Fesseln wie den größten Verbrecher. Der alte Mann, der sich freilich dessen schuldig wußte, was man gegen ihn als Schuld geltend machte, nämlich, daß er

Oranien's Freund, daß er für seines Vaterlandes Freiheit glühte, daß er der gereinigten Lehre des Evangeliums zugethan und darum, die schrecklichen Urtheile der Inquisition kennend, mild gegen die Bilderstürmer gewesen war — sah im Geiste das Elend seines Volks unter dieser blutigen Geißel — ahnte, wie die Besseren bluten würden und endlich des Tyrannen Fuß Recht, Freiheit und Gerechtigkeit daniedertreten würde — und wünschte darum zu sterben. Sein Vertrauen auf die Menschheit war untergraben — das Leben unter den Menschen verhaßt. Nur die Gattin und Elisabeth lagen ihm am Herzen und machten ihm das Leben noch lieb. Jan war der Einzige, den er bisweilen sah, dem er die geheimen Bestimmungen, dem er die Geheimnisse anvertraute und besonders die Gelder anzeigte, die er auswärts angelegt für kommende böse Zeit — als Alba's Ankunft in den Niederlanden bekannt wurde. Ihm ertheilte er Vollmacht, sie zu heben und für Elisabeth und ihre Mutter zu verwenden. Ueberhaupt täuschte der Nichtswürdige vollkommen den edeln Mann. Und wie frohlockte er! War es ihm ja doch genugsam klar geworden, daß Vargas ihn betrog, ihm nichts von Strahlen's Vermögen würde zukommen lassen. So fand er Ersatz und sah sich über sein kühnstes Hoffen im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, auch wenn alles Andere der Staat, Alba und Vargas an sich rissen — — und keine Reue kam in das entmenschte Herz.

Das entsetzliche Blutgericht hatte endlich das Urtheil gefällt, als Elisabeth und ihre Mutter in Brüssel mit Breughel ankamen. Breughel hatte sich, der Kunst wegen, einige Zeit in Antwerpen aufgehalten und war durch seine Denkart und seine Bekanntschaft mit Oranien, Montigni, Egmont und Horn schnell mit van Strahlen vertraut geworden. Als er in Brüssel war, traf den Bürgermeister das entsetzliche Loos. Er war der treue Freund im Unglück, als die meisten Antwerpener, aus Furcht, mit in van Strahlen's Fall gezogen zu werden, sich scheu zurückzogen. Tief

empört über Lodrona's Härte, sorgte er für die Unglücklichen und von ihren Fürbitten bei Alba, bei Margarethen von Parma, die damals noch in Brüssel war, und von seiner Einwirkung auf diese noch Rettung hoffend, eilte er mit ihnen dorthin. Jan erschrak, als er ihre Ankunft vernahm. Konnte nicht ein unglücklicher Zufall das Gewebe seiner ruchlosen Ränke enthüllen? Durfte er es Elisabeth, durfte er es der Tante abschlagen, mit ihnen bei Alba für den Verhafteten zu bitten? Und stand er dann nicht als Ankläger und als Fürbitter in höchst zweideutigem Lichte da und lag nicht dann seine Entlarvung nahe? — So erwog der Schlaue die Verhältnisse und fand es gerathener, schnell Brüssel zu verlassen, um, das war ja Vorwand und ihn im besten Lichte zeigender Vorwand genug, in Antwerpen von Strahlen's Vermögen so viel zu retten, als möglich sei.

Breughel versäumte keinen Augenblick, für Strahlen zu wirken. Er eilte zu Magaretha von Parma.

„Was führt Euch zu mir? Wollt Ihr mir ein Lebewohl sagen, Meister?" fragte Margaretha den Maler, der sie kannte, achtete und ehrte, und der einst Menschen nahe gestanden, die sie geliebt; der ihr Vertrauen in hohem Grade besaß.

„Das nicht, gnädige Frau," entgegnete Breughel, „denn ich hoffe nicht, daß Ihr von uns scheidet!"

„Mein Wirken hat sein Ziel erreicht," sagte Margaretha darauf, und ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus ihrer Brust hervor. Er galt dem schmerzlichen Herabsteigen von einem Throne, der ihr in der letzten Zeit das Herrschen lieb gemacht. „Ich habe meine Entlassung gefordert," fuhr sie fort, „da ich mit Alba nicht gemeinsam handeln kann. Ich hoffe, meine Niederländer erkennen es, daß ich ein mildgeführtes Scepter in eine Hand legen muß, die leider statt seiner das blutige Schwert führen wird."

„In tausend Herzen wird Euer Andenken gesegnet — und daß

es noch mehr gesegnet werde — dazu komme ich, Euch Gelegenheit zu geben!"

„Gerne, mein wackrer Breughel," antwortete Margaretha, „gerne will ich Euren Wunsch gewähren, wenn seine Erfüllung innerhalb der engen Grenzen meiner untergehenden Macht liegt."

„O, das wird sie," rief Breughel; „ich komme, um für das Leben des edeln Bürgermeisters van Strahlen von Antwerpen zu bitten!"

Margaretha wandte sich ab, ein bitteres Gefühl zu bewältigen. Sie fühlte ihre Ohnmacht jetzt höchst schmerzlich, und mochte sie doch nicht eingestehen. Breughel nahm es indessen für Widerwillen gegen seine Bitte.

„O," sagte er mit Rührung, „habt Erbarmen mit einer trostlosen Gattin und Tochter!"

„Breughel," sagte sie, „Ihr verkennt mich. Gott ist Zeuge, wie gerne ich mein Scheiden aus dieses Volkes Mitte durch eine solche Handlung heiligen möchte! Aber Ihr nöthigt mich, Euch zu bekennen, daß ich Nichts für Euch thun kann, auch wenn ich noch so gerne wollte."

„O warum nicht?" fragte Breughel. „Wenn Ihr es als Statthalterin nicht mehr könnt, wer vermag der edlen Fürstin zu verbieten, ihren heiligsten Beruf zu erfüllen, die Thränen des Unglücklichen zu trocknen? — Ich kenne Alba's steinernes Herz; aber wird er, so wage ich Euch zu fragen, wird er der Schwester seines Monarchen eine Bitte abschlagen, die einzige, die letzte, die sie an ihn thut? — Wohl mag sich Euer gerechter Stolz empören, von dem Unterthan Eures erhabenen Bruders etwas zu bitten, was Ihr fordern könntet! — Doch laßt hier Euer schönes Herz siegen über den Stolz — ich bitte, ich beschwöre Euch!"

„Ihr sprecht kühn — Breughel," sagte die Fürstin, sanft verweisend — „aber ich kann Euch nicht zürnen, ich kann Euch nichts

abschlagen. Gehet hin — ich will es versuchen. Fragt morgen wieder vor."

Breughel ging. Er brachte den Unglücklichen einen Schimmer von Hoffnung, der sie aufrichtete. In brünstigen Gebeten, daß der Lenker der Herzen Alba'n regieren möge, brachten sie den Tag, die schlaflose Nacht hin.

Am anderen Tag eilte Breughel zu Margarethen. Sie saß auf einem Ruhebett und stützte das Haupt in die Hand. Ihr Blick ruhte mit düsterem Unmuth auf dem Maler.

„Ich habe Euch ein schweres Opfer gebracht, Breughel," sagte sie, „und der Unmensch hat es nicht gewährt, was ich bat. Noch einmal versprach er den Prozeß zu revidiren — aber — versprecht Ihr Euch etwas davon, so täuscht Ihr Euch. Wen Alba haßt, der muß sterben, und er haßt Strahlen so heiß wie er sein Geld liebt — laßt Euch das genügen!"

Breughel faltete die Hände und blickte voll stummen Schmerzes gen Himmel. „So ist keine Gnade mehr zu hoffen!" rief er schmerlich und versank in stilles Hinbrüten. Plötzlich erwachend, fragte er: „Glaubt Ihr, daß der Mutter, der Tochter Thränen dieses Felsenherz erweichen könnten?"

„Ich zweifle," entgegnete Margarethe. — „Doch versucht es, vielleicht seid Ihr glücklicher auf diesem Weg, als Eures Königs Schwester." Sie sprach die letzten Worte mit einer bitteren Ironie, die nur zu deutlich auf das gereizte Ehrgefühl der sich auf die Seite geschoben sehenden Statthalterin schließen ließ.

Breughel eilte zu seinen Schützlingen zurück, ihnen diesen Schritt vorzuschlagen. So trostlos auch ihre Herzen waren, so ergriffen sie dennoch auch diese schwache Handhabe der Hoffnung.

Breughel wußte ihnen Zutritt zu dem Gewaltigen zu verschaffen. Wankenden Schrittes begleitete er die Unglücklichen, die in tiefe Trauerkleider gehüllt waren.

An einem Tisch, auf dem viele Schriften umherlagen, saß Alba

und hielt die Feder in der Hand. Vargas stand bei ihm und nahm die unterzeichneten Schriften weg.

„Dies das Todesurtheil van Strahlen's!" sagte er, indem er Alba ein Pergament unterschob.

„Welche Strafe habt Ihr ausgesprochen?" fragte Alba gleichgültig.

„Enthauptung, gnäd'ger Herr," sagte Vargas, „die mildeste, die er erwarten kann."

„Zu mild für den Ketzer!" rief Alba aus, — „doch, es mag so bleiben." Ruhig schrieb er seinen Namen darunter, und Vargas zog es zurück.

„So," sagte Alba, „nun mag Weib und Tochter kommen."

Vargas ging zur Thüre und gab einen Wink den Dienern; dann trat er zum Tische zurück, die Papiere lächelnd zusammenfassend.

Die Thüre öffnete sich, und die Gattin des Unglücklichen, auf die selbst zitternde Elisabeth gestützt, wankte herein. Der ungeheure Schmerz hatte auf ihre Gesichter sein unverkennbares Siegel gedrückt, und dennoch war Elisabeth engelschön. Vargas' Auge ruhte mit lüsterner Begierde auf ihr und musterte die herrlichen Formen des schönen Mädchens.

Mit gerungenen Händen und dem Ausruf: „Erbarmen!" stürzten Beide vor Alba nieder. Er sah sie kalt und herzlos an. Sein Blick schien in diesem Augenblicke nur Elisabeths Reize zu prüfen. „Steht auf!" sagte er dann herrisch. „Ihr bittet für Strahlen? — Ich bedauere es, Eure Bitte, wie die Eurer Fürsprecherin abschlagen zu müssen. Seine Vergehen sind zu groß — die Zeugnisse seines eigenen Neffen zu kräftig. Es fordert die Ruhe des Staats ein schreckendes Beispiel an den Empörern, und das Heil der Kirche an dem Ketzer. — Ich kann es nicht gewähren!"

Da sank mit einem fürchterlichen Schrei die unglückliche Frau leblos zu Boden und neben ihr die Tochter.

„Schafft mir das Weibergezüchte hinweg!" donnerte die Stimme

des Unmenschen, und Vargas eilte herzu, das schöne Mädchen mit lüsternem Behagen in seine Arme nehmend. Die Diener stürzten herein und trugen sie hinaus.

„Nie mehr!" rief Alba ihnen nach. „Wer mir noch einmal solche Fürbitter vorführt, ist ein Kind des Todes!" Er warf dröhnend die Thüre in die Angel.

Aus Vargas' Armen nahm Breughel das erstarrte Mädchen, auf welches die glühenden Blicke des Verworfenen geheftet waren.

„Wer seid Ihr," fragte er Breughel'n, und sah ihm forschend in das Auge.

„Ein Freund der Unglücklichen," sagte der Maler mit edlem Stolz.

„Wo wohnet Ihr mit ihnen?" fragte er weiter. Breughel erschrak. Er las in Vargas' Blicken etwas Entsetzliches und nannte, da er in Brüssel so lange gelebt und wohl bekannt war, eine Straße, die weit entfernt war von der Stelle, wo er wohnte.

„Ich erwarte Euch unfehlbar diesen Abend," fuhr Vargas fort, und seine Blicke ruhten wieder auf den Reizen der Ohnmächtigen. „Geht jetzt und sorgt für das schöne Mädchen!"

Breughel überlief ein eiskalter Schauder vor diesem Menschen. Er eilte mit seiner schönen Last hinab. Ein mitleidiger alter Diener Alba's war ihm dort behülflich, sie in's Leben zurückzurufen, und Breughel eilte hinweg, um zwei Sänften für die Frauen zu holen. — Bei seiner Zurückkunft zog ihn der alte Diener auf die Seite.

„Ihr scheint mir ein braver Mann zu sein," sagte er flüsternd zu Breughel, — „darum rathe ich Euch, verbergt das schöne Mädchen, oder bringt sie weg von hier. Vargas kennt für seine Begierden keine Hindernisse. Dies sei Euch genug."

Breughel erbleichte ob dieser Nachricht. Er drückte dem Menschen dankbar die Hand und entfernte sich mit den trostlosen Frauen, die nun jede Hoffnung aufgaben.

Breughel mußte am Abend zu Vargas gehen. Er wollte den

Elenden bitten, die Frauen noch einmal zu dem Verurtheilten gehen zu lassen. Diese Bitte schlug er ihm ab. — Breughel wußte die Frauen noch am Abend zur Abreise nach la Gauchère zu bestimmen. Unbeschreiblich bleiben die Gefühle, die ihre Herzen zerrissen, als sie die Stadt verließen, wo der unglückliche Gatte und Vater, den sie nicht mehr sehen durften, nicht mehr an ihr Herz drücken konnten, einem Verbrechertod entgegensah! — Acht Tage später starb van Strahlen den Tod durch Henkers Hand. —

5. Die Verschwundenen.

Die erschütternden Auftritte, die Wilm van Strahlen erlebt, griffen ihn heftig an. In wilden Fieberparoxismen brachte er mehrere Wochen hin. Nur seines Oheims Schicksal, Elisabeth und das schwarze Laster, das ihn in ihren Augen herabwürdigte, beschäftigten den irren Sinn des Leidenden. Trauernd sah De Ryk, wie die Gluth des Fiebers die Lebenskraft seines Lieblings zu verzehren drohte. Er kam Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Seine Stimmung war in doppelter Beziehung düster. Hier quälte Sorge um den Liebling sein Herz, dort in Brüssel konnte er vielleicht die Schuld der Dankbarkeit abtragen gegen van Strahlen, und mußte nun hier so unthätig weilen. Darum traf ihn die Nachricht von Strahlen's Enthauptung mit erschütternder Gewalt. Was wurde aus den Seinen? so fragte er sich, und durfte doch nicht von Wilms Lager. Breughel kannte er nicht, wußte also nicht einmal, ob den Unglücklichen ein Freund zur Seite stehe. Als Wilms Fieberphantasieen sich endlich legten und der Kranke in einen tiefen Schlaf verfiel, der Arzt jetzt gegründete Hoffnung der Wiedergenesung faßte und gab, da erst verließ er das erste Mal das Bett Wilms, um bei einem Freund in der Stadt Erkundigungen einzuziehen.

Es war Abend, als er über den Hafendamm ging, unfern dessen die ärmliche Wohnung lag, die ihn gastlich aufgenommen. Ein mildes Sternenlicht erhellte die Dunkelheit. Im Hafen war noch ein ziemlich reges Leben. Der Ruf der Matrosen schallte durch das Getöse des Verkehrs, der selbst in der Nacht nicht ruhte, da Schiffe kamen und absegelten. Wie er so dahinging, sah er vor sich einen Mann gehen, den er für Jan van der Does zu erkennen glaubte. Dichter wickelte er sich in seinen Mantel und eilte, an die Seite desselben zu kommen. Er war's. Aengstlich sah sich Jan um, als er die dunkle Gestalt wahrnahm, die ihm auf dem Fuße folgte. Eine heftige Angst ergriff den Sünder. Er beschleunigte seine Schritte, die Stadt zu erreichen. De Ryk folgte ihm wie sein Schatten. Jan bog, sobald er die Stadt erreicht hatte, schnell in eine kleine Nebenstraße ein. Hier aber erreichte ihn De Ryk. Plötzlich fühlt sich Jan bei der Schulter von einer nervigen Hand gefaßt. Wie ein elektrischer Schlag fuhr's ihm durch die Glieder. Er mußte stehen.

„Hat Dich der Arm des Ewigen noch nicht gefaßt, Schurke?!" donnerte ihm eine tiefe Baßstimme in das Ohr, und kalter Schauder durchbebte ihn. — „Jetzt, fühlst Du's," — fuhr die Stimme fort, „jetzt ergreift er Dich, Mörder Deines Oheims — Verleumder, Heuchler, Teufel! — Deine Thaten kenne ich. Wo ist Elisabeth und ihre Mutter?"

„Ich weiß es nicht!" schrie, außer sich, Jan, und die Vorüberwandelnden blieben stehen.

De Ryk sah, daß er Aufsehen erregte, und ließ ihn los, indem er ihm in das Ohr raunte: „Du entgehst mir nicht! Ich bin des Gemordeten Rächer!"

Wie von den Furien der Hölle gepeitscht, rannte Jan davon. Er zitterte. Frost durchrieselte ihn und schüttelte ihn, daß seine Zähne klapperten, und doch brannte seine Stirne wie Feuer. Er

sah überall das Bild des Gemordeten. Die Schrecken der Hölle hatten ihn ergriffen. Schlafen konnte er nicht, und allein konnte er nicht bleiben. Er suchte die Genossen seiner Lebensweise, und erst hier, im wilden Tumulte roher Ausschweifungen, gelang es ihm, das erregte Gewissen zu übertäuben. Am anderen Tage schämte er sich seiner Furcht und lachte ihrer. Doch verließ er Antwerpen, weil er hier einen Feind sich nahe wußte, und eilte nach Brüssel. Elisabeth war mit ihrer Mutter in la Gauchère. Dorthin begab er sich, nachdem er bei Vargas umsonst seinen Judaslohn eingefordert und dieser ihn höhnend und zuletzt, als er zudringlicher geworden, mit der Drohung von sich gewiesen, daß er ihn seinem Oheime werde nachsenden. Er kam, zur Freude seiner Tante, nach la Gauchère. Elisabeth sah ihn mit grenzenlosem Widerwillen. Breughel hatte einige Bemerkungen über Jan gemacht, die in ihr einen entsetzlichen Verdacht erregten. — An die Mutter schloß er sich an. Ihr schilderte er die hoffnungslose Lage, der sie mit Elisabeth entgegensah. Ihr bewies er es sonnenklar, wie nur durch seine Unterstützung ihr Leben könne gefristet werden. Er händigte ihr eine Summe Geldes ein, die kaum für ein halbes Jahr ausreichen konnte, als das Letzte, was er habe retten können, verhehlte ihr auch nicht, daß Vargas Elisabeth nachstelle. Nachdem er nun seine blühenden Aussichten für die Zukunft, durch Gründung eines neuen Handels, in das nöthige Licht gesetzt, rückte er mit dem Antrage hervor, Elisabeth als seine Gattin heimzuführen und so alle jene Uebel von ihnen zu entfernen. Die Mutter, so tief gebeugt sie auch war, nahm dennoch diesen Antrag mit Beifall auf. Sie sah ihres Kindes Zukunft gesichert, und konnte sorglos sterben. Daher sie denn auch Elisabeth die Wünsche Jans vortrug und aus allen Kräften unterstützte. Tief empört, verwarf Elisabeth den Antrag. Nie könne sie, sagte sie der Mutter, die Gattin eines Mannes werden, am wenigsten Jans, dessen Charakter ihr in einem zu verächtlichen Licht erscheine. Zugleich beschwor sie die Mutter, mit ihr

nach Briel zu einer Verwandten sich zu begeben, wo sie mit ihrer Hände Arbeit sich und sie ernähren wolle.

So wenig dies auch mit den Wünschen der Mutter übereinstimmte, Elisabeths Erklärung war so bestimmt, sie flehte knieend die Mutter so innig um die Gewährung an, daß sie es zusagen mußte. Bald genug aber nöthigten sie andere Ereignisse zur Ausführung. Schon seit mehreren Tagen bemerkte Breughel, daß unbekannte Menschen des Nachts sein Haus umschlichen. Er erfuhr, daß sich Unbekannte genau nach dem Schlafzimmer Elisabeths erkundigt. Dies beunruhigte ihn. Er forschte und suchte sie zu belauern. Obgleich er nun ihre bestimmten Absichten nicht erkannte, so bestärkte ihn in der Ansicht, daß es Abgesandte von Vargas seien, eine Unterredung, die zwischen zweien derselben spanisch geführt worden war. Eine Warnung von unbekannter Hand vollendete endlich seinen Entschluß, Elisabeth von der ihr drohenden Gefahr zu unterrichten. Sie erschrak heftig, und drang nun um so stürmischer in die Mutter, die alsbald nachgab. Breughel brachte sie heimlich nach Briel, wo im Hause der Verwandten sie ruhig lebten — so unglücklich sie sich auch fühlten. Elisabeth fand in Thätigkeit ihre innere Kraft wieder, wenn auch das Lächeln der Freude nie mehr ihr Gesicht verschönerte, nie um den schönen Mund spielte. Wilms Bild trat oft vor ihre Seele, so sehr sie es auch zu verdrängen sich bestrebte. Der Gedanke, daß ihm doch vielleicht Unrecht geschehen, tagte manchmal nach der Zweifel düstrer Nacht, wurde ihr klarer, je mehr sie Jans Handlungsweise erwog. — Dann sah sie thränenschweren Blickes gen Himmel, um vollkommenes Licht betend.

Jan war nach Brüssel zurückgekehrt, um Elisabeth Ruhe zum Entschluß zu gönnen. Nach vierzehn Tagen ging er nach la Gauchère zurück.

Breughel empfing ihn freundlich. „Es freut mich,“ sagte er, „daß Ihr mir Kunde von den Eurigen bringt, Herr van der Does! Hat sich ihre Trauer gemildert?“

Jan sah ihn mit Erstaunen an. „Von wem redet Ihr?“ fragte er.

„Von Eurer Tante und Elisabeth, die vor acht Tagen auf Euer Schreiben nach Brüssel abgereist sind!“ — erwiederte der Maler.

„Nach Brüssel? Auf mein Schreiben? Um Gotteswillen, träumt Ihr, Herr?“ rief Jan erschreckend aus.

Breughel ahmte sein Staunen nach, und wiederholte seine Aussage mit näherer Angabe der Umstände.

Jan war außer sich. Vargas war sein erster Gedanke. Er theilte Breughel seine Vermuthung mit, die dieser durch die Erzählung der um sein Haus schleichenden Unbekannten, die indessen, seit Breughel sie geschreckt, nicht mehr gesehen wurden, bestärkte.

Breughel täuschte den Heuchler, den er allmälig zu durchschauen begann, vollkommen. Er begleitete ihn nach Brüssel, um Nachforschungen anzustellen. Jan eilte sogleich zu Vargas. Aber wie erschrak er, als Vargas wie wüthend ihn andonnerte, ihm die Entführung Elisabeths zur Last legte und ihm mit gerechter Strafe drohte, wenn er es wagen sollte, noch einmal vor sein Angesicht zu treten.

Wüthend kehrte Jan zu Breughel zurück. Unermüdet forschte er — doch er vermochte nicht ihre Spur zu entdecken. Er mußte nach Antwerpen zurückkehren, mit der ohnmächtigen Wuth im Herzen. Hier begann er nun den Handel zu treiben auf seine eigene Rechnung und mit dem Solde seiner Verbrechen zu wuchern.

Sorgfältig pflegte De Ryk seines Lieblings zu Antwerpen, während in Brüssel diese Begebenheiten sich zutrugen. Wilm genaß — aber es blieb etwas Schwermüthiges in seinem Wesen, das noch zunahm, als er seines edeln Oheims Tod erfuhr. Er war ja nun mit dem Wahn aus der Welt gegangen, daß er ihn verrathen habe. Ungefähr um die Zeit, als Jan nach Antwerpen kam, verließen es De Ryk und Wilm. Ihre Absicht war es, Elisabeth und

ihre Mutter aufzusuchen. Die Hoffnung des Wiedersehens der Geliebten, die Hoffnung, vor ihr gereinigt von dem entsetzlichen Verdachte zu erscheinen, erfüllte Wilms Herz allein wieder mit froheren Gefühlen. Ihre erste Nachforschung in Brüssel war nach Breughel, der sich als treuer Freund der Unglücklichen erwiesen hatte. De Ryk suchte ihn auf. Breughel war mißtrauisch geworden. Zudem auch hatte er Elisabeth eidlich gelobt, Niemandem ihren Aufenthaltsort zu bezeichnen. Daher erfuhr auch De Ryk nichts von dem Verschwiegenen, so daß er zu fürchten begann, Elisabeth sei das Opfer irgend eines spanischen Wüstlings geworden, wie denn der Fall nicht selten in diesen Tagen in Brüssel vorkam. Diese traurige Vermuthung brachte er Wilm, dessen Schwermuth in dem Grade zunahm, als sein Haß gegen Alba und alle Spanier wuchs. Das Benehmen Alba's und seiner Helfershelfer war auch nur geeignet, Haß zu erregen. Blutströme flossen fast täglich, und Confiscationen waren an der Tagesordnung. Ueber die ganze Nation war das Urtheil des Hochverraths ausgesprochen, alle waren also dem blutigen Statthalter verfallen, die er bezeichnete, oder die ihm bezeichnet wurden. Seit der Entfernung Margaretha's schaltete er frei nach seines Herzens Gelüsten. Die Gefängnisse waren stets gefüllt. Jeder Tag sah seine Schlachtopfer. Zu entfliehen war fast nicht mehr, oder doch damit die größten Gefahren verbunden. Der Rath der Unruhen fällte nur Todesurtheile. Todesangst und Schrecken bemächtigten sich der Nation. Verräther und Laurer waren überall geschäftig. Jedes Wort, das im Entferntesten gegen Alba oder seine Regierung gerichtet war, hatte den Tod zur Folge. Die Inquisition war in ihrer vollen Kraft; die Glaubensedicte wurden restituirt; die Schlüsse des tridentinischen Conciliums wurden gegen die Protestanten mit aller Schärfe geltend gemacht. Kein Privilegium einer Provinz wurde geachtet. Tyrannei, Habsucht und Blutdurst waren im engsten Bunde, die Nation niederzutreten, daß sie sich nicht mehr erheben könnte.

De Ryk und Wilm van Strahlen konnten das Unglück der Nation nicht mehr ansehen. In ihrem Herzen regte sich der Gedanke der Selbsthülfe von diesem schrecklichen Joche, wie in den Herzen Tausender. Nach Dillenburg, wo Wilhelm lebte und über seines Volks Elend trauerte, aber auch im Stillen die Pläne entwarf, Freiheit ihm zu bringen, richtete sich ihr Auge. Dorthin ging Wilm. De Ryk begab sich nach Amsterdam und wollte nach England gehen — oder mit dem Reste seines Vermögens einen Kaper ausrüsten.

---

6. Die Kämpfe.

Jahre waren in das Meer der Zeit geflossen. Alba war sich völlig gleichgeblieben. Morden und Plündern des Eigenthums schien seine Lieblingsbeschäftigung zu sein. Die Blüthe der Nation hatte auf dem Blutgerüste geendet. Zwanzig Millionen Gulden war Philipps von Spanien Beutetheil, der Alba's und seiner Gehülfen war nicht geringer. Armuth und Elend wuchs mit fürchterlicher Macht und Schnelle in dem einst so reichen Land, und die Auswanderungen hörten noch nicht auf. Das Elend des Landes, die Blutströme der Gemordeten schrieen um Rache. Der Rächer lebte. Wilhelm von Oranien, den Alba in unbegreiflichem Uebermuthe vor seinen Richterstuhl gefordert, den er des Hochverraths für überwiesen erklärte und, bei Todesstrafe, für immer aus den Niederlanden verwiesen hatte, Wilhelm von Oranien konnte nicht länger unthätig bleiben. Sein Herz blutete; die Hand griff zum Schwerte. Allerdings war es ein Wagniß für ihn, mit schwachen Mitteln in die Schranken zu treten gegen den Koloß des spanischen Reiches, der mit einer Hand in die Reichthümer einer anderen Hemisphäre greifen und mit der anderen sie austheilen konnte, um Söldner zu werben, das die erfahrensten Feldherren, die erprobtesten Tapfern

und einen Reichthum von Kriegsbedürfnissen sein nannte wie keine andere Macht. In der Schale des Prinzen lag Recht und Gerechtigkeit, Muth und Gottvertrauen, Geist und Charakterstärke; und sie wogen schwer. Des Prinzen scharfer Blick prüfte wohl. Er wußte, daß die Liebe der Niederländer sein war, daß selbst die Katholiken willig ihm ihren Arm und ihre Hülfsmittel leihen würden, wenn er als Retter von Alba's Tyrannei nahte. Er rechnete auf die thätige Unterstützung der protestantischen Fürsten Deutschlands, der Hugenottenhäupter Condé und Coligni, die ihm befreundet waren, und hoffte selbst mit Grund auf eine heimliche Unterstützung Englands. Es fehlte indessen auch nicht an Fürsten in Deutschland, die eine Aussöhnung zwischen Wilhelm von Oranien und Philipp dem Zweiten von Spanien wünschten und versuchten; aber ihr Bemühen mußte an Philipps Starrsinn und Haß scheitern, der einmal darauf beharrte, daß sich Oranien vor Alba stelle und sich verantworte. Dieses Benehmen mußte die Herzen in gleichem Grade dem König entfremden und sie dem Prinzen zuwenden, der als der Unterdrückte, Verfolgte, Erniedrigte dastand. Hochherzige Brüder standen ihm zur Seite, edle Männer harrten seiner Befehle, Segenswünsche der Edelsten aller Nationen begleiteten ihn; aber die gutberechneten Angriffe der Grafen Coqueville und Hoogstraten mißglückten zum allgemeinen Bedauern. Da traten Wilhelm von Oranien's Brüder, die Grafen Ludwig und Adolph von Nassau, in die Kampfbahn. Anfangs waren sie glücklicher als jene, obwohl am Ende die Vortheile ihrer Unternehmungen dennoch wieder zu nichte wurden. Sie fielen mit ihren Heerhaufen in Friesland ein. Die Grafen von Aremberg und Megern traten ihnen entgegen. Aremberg nahm Anstand, den Nassauern, deren Streitkräfte stärker waren als die Seinigen, eine Schlacht zu liefern, da der Boden, auf dem er stand, höchst ungünstig war. Dämme, Gräben und Sümpfe durchschnitten ihn nach allen Richtungen. Dennoch aber nöthigen ihn die Spanier, die er befehligte, zur Schlacht.

Bei dem Kloster Heiligerlee wurde die Schlacht geliefert. Aremberg wurde geschlagen und überlebte seine Niederlage nicht. Ludwig von Nassau verlor einen seiner Heldenbrüder, Adolph, ein junges, hoffnungsvolles Leben. Groß war der allgemeine Jubel über diesen Sieg, groß Alba's Entsetzen. Fürchterlich brauste sein Zorn auf. Vor Gröningen stand der verachtete Feind, der die Seinen geschlagen. Aufsuchen, angreifen, zermalmen wollte er ihn. Gerächt mußte sie werden die erlittene Schmach. Chiappi Vitelli sandte er voraus nach Gröningen, damit er Megern unterstützte und blutiges Gericht halte über alle die, welche Aremberg zu diesem unglücklichen Treffen genöthigt hatten. Bald folgte er selbst, der Entsetzliche, und vereinigte sich mit Vitelli. Graf Ludwig von Nassau zog sich zurück nach Jemmingen, wo er eine feste Stellung nahm und so lange Alba beschäftigen wollte, bis Wilhelm von Oranien den Krieg in das Herz Brabants würde getragen haben. Doch nicht also sollte es sein. Vielfach sollte erst der edlen Brüder Streben durchkreuzt werden, ehe es der Erfolg zu krönen bestimmt war. Alba durchschaute die Pläne und wollte rasch ihnen den unheilbaren Herzstoß versetzen. Ihm lag daran, schnell Alles zur Entscheidung zu führen. Auf seiner Seite war ohnedies schon der Vortheil besserer Ordnung, geübterer und erprobterer Truppen, während nur Horden losen Gesindels, die des Kriegsglücks und des Gewinnes Hoffnung angelockt, des Nassauers Heer bildeten, und jetzt gerade, wo Alba im Angesichte stand, wegen rückständigen Soldes zu murren begannen.

Ludwig von Nassau sah die Gefahr, die dieses Murren brachte, und rief seine Befehlshaber und Hauptleute zusammen. Unter ihnen war Wilm van Strahlen, der das Racheschwert ergriffen hatte und bereits bei Heiligerlee unter den Tapfern der Tapfersten Einer gewesen war. Schauenburg und Strahlen nahmen es über sich, die murrenden Haufen zufriedenzustellen. Sie traten furchtlos unter sie. Wilm van Strahlen's sonore Stimme mahnte kräftig

die Meuterer an ihre Pflicht. Er erinnerte sie an ihren Sieg von Heiligerlee und stellte ihnen vor, daß ihr Benehmen so leicht alle diese Vortheile wieder zertrümmern könnte, zeigte ihnen das Verächtliche, was in dem Benehmen lag, in der Stunde der Gefahr, wo es männliches Kämpfen galt, dem Prinzen zu trotzen. Es gelang ihm und Schauenburg, sie zu befriedigen. Während Sancho de Avilla die Truppen des Feindes und seine Stellung zu erforschen suchte und leider seine schwächste Position erforschte, stifteten Wilm und Schauenburg Frieden unter den empörten Massen. Wilm ahnte die Nähe der Gefahr. Er selbst führte sie zur blutigen Arbeit, die mit der Abtragung der Brücken begann. Unter diesem Geschäfte begrüßten sie schon der Spanier pfeifende Kugeln. Das Treffen begann — und — der Befehl Ludwigs von Nassau, die Dämme zu öffnen und das Land unter Wasser zu setzen, war durch die subordinationswidrige Stimmung der Soldaten unerfüllt geblieben. Strahlen sah den anrückenden Feind — und trotz der nahenden Gefahr unternahm der Jüngling mit einem Theile der unter seinen Befehlen stehenden Dienstmänner die gefahrvolle Arbeit. Ehe es aber noch ganz vollendet war, begann die Schlacht immer wilder daherzubrausen. Wilm eilte in die Reihen der Kämpfenden zurück. Trüb und regnerisch war der Tag, gleichsam voraus verkündigend die Schicksale, die er bringen sollte. Immer höher stieg das Wasser — immer gefährlicher wurde das Terrain. Da griff Alba das Befreiungsheer in der linken Seite an, wo Wilm mit seinen Streitern stand. Auf die schwach bedeckte Batterie richtete Alba sein Augenmerk. Er selbst kämpfte an der Spitze der ausgesuchten Truppen. Wilm stritt wie ein Löwe, dem man sein Junges nehmen will. Sein Auge suchte nur Alba. Nach seinem Herzblute gelüstete ihn; aber seines Herzens Wunsch konnte nicht erfüllt werden; ja der unsägliche Schmerz wurde ihm, daß, trotz des steigenden Wassers, die Spanier daherstürmten, seine Leute wichen. Vergebens bat, befahl, drohte er — umsonst streckte er mit eigener

Hand die Fliehenden nieder und drohte, so viele niederzuhauen, als er erreichen könne, — sie flohen, die Batterie wurde erstürmt, und er war der Letzte, der sie verließ, wollte er nicht in Alba's Hände fallen. Die Flucht nahm jetzt das ganze Heer der Nassauer, von denen treulos gar noch ein Theil zu Alba überging. Murrend gegen das unerbittliche Geschick, sah Wilm alle Vortheile des Sieges bei Heiligerlee vernichten und das Lager mit allen Vorräthen und allem Gepäcke in der Feinde Hände fallen. — Am späten Abend des Tages standen, düstern Blicks und voll innern Grimmes, die Hauptleute um den Grafen Ludwig von Nassau. Das Aussehen des Prinzen war ruhig. Er reichte den Tapfern seine Hand nach der Reihe und sagte mit fester Stimme: „Es ist nicht unsere Schuld, Gefährten, es war der Wille Gottes! Wir haben bei Heiligerlee bewiesen, daß wir Männer und keine Jünglinge sind. Es schmerzt wohl, daß alle die Vortheile unseres ersten Siegs uns wieder entrissen sind, aber wir leben noch und unser Muth und unsere Kraft. Nicht geendet ist unser Werk. Der wahre Held kann überwunden, nie aber ganz besiegt werden, und unsere Thätigkeit, die hier bloß eine Schranke fand, sucht anderen Spielraum, um Neues kräftiger zu beginnen. Wir haben Alba ewigen Haß und Rache geschworen — wir wollen den Schwur halten!"

„Bis zum letzten Tropfen Herzblut!" riefen die Hauptleute.

„Wohlan dann, treue Waffenbrüder," fuhr Graf Ludwig fort, „laßt uns mit den Resten unserer Treuen nach Deutschland zurückkehren, wo mein Bruder neue Streitkräfte sammelt, um den Erbfeind unseres Hauses, Volks und Glaubens zu bekämpfen. Jene brennenden Dörfer (er wies nach dem gluthrothen Horizonte hin) werden uns leuchten und das Gefühl der Rache in tausend niederländischen Herzen entzünden gegen den Mordbrenner!"

Mit diesen Entschlüssen verließen die Tapfern schweren Herzens den Boden Frieslands, den sie mit so schönen Hoffnungen und unter so günstigen Aussichten betreten hatten. Sie wanderten nach

Deutschland und stießen zu Oranien, der neue Kämpfe vorbereitete. Geldmangel hielt ihn zurück, sogleich die Bahn des Kriegs wieder zu betreten. Die Unglücksfälle, die ihn getroffen, hatten seinen Heldengeist noch nicht niederschlagen können. Sein Glaube an die Gerechtigkeit seiner Sache stand zu unerschütterlich fest. Die erlittenen Niederlagen und die Verluste derselben wurden durch treue Freunde ersetzt. Im September des Jahres 1568 musterte bei Trier der Prinz seine Leute, in zwanzigtausend Mann bestehend. Wilhelm von der Mark, der wilde Eber der Ardennen, befehligte die Heeresabtheilung, bei welcher Wilm als Hauptmann stand. Hoch schlug sein Herz bei dem Gedanken an seines Vaterlandes Rettung — hoch bei dem Gedanken, Alba's furchtbare Macht zu brechen. Seiner Fahne Symbol sprach ganz seine Gesinnungen aus. Ein schwarzes Herz, von einem Pfeile durchbohrt, mit der Devise: Fluch Alba! zierte sie. Nur die trübe Aussicht auf neue Meutereien bereitete einen schwarzen Schleier über seine schönen Hoffnungen. Oft wünschte er sich, daß der brave De Ryk an seiner Seite stünde — doch der war fern, und in jeder einsamen Stunde war seine Seele bei Elisabeth, und innig betete er für sie, deren Loos in das Dunkel der Ungewißheit gehüllt war. Sein Wesen war ernst. Ihm war das wilde Toben der Lust zuwider. Seine Vaterlandsliebe hielt ihn auf der blutigen Bahn des Kriegs, und flößte ihm die Begeisterung ein, die ihn stählte gegen alle Widerwärtigkeiten und ihm die Kraft gab, die aufrührerischen Landsknechte und Hakenschützen im Gehorsam zu erhalten. Oft blutete sein Herz bei den wilden Ausschweifungen der Soldaten; doch die traurigen Verhältnisse, die obwalteten, Wilhelms von der Mark eigene Wildheit und Zügellosigkeit und der Mangel an Sold mußten Manches zulassen, was das Recht und die Pflicht verbot. Diese Nachsicht aber gebar nur wilderen Trotz, nur frechere Forderungen, nur zügellosere Ungebundenheit, die endlich — ehe noch Bedeutendes geschehen war — in offene Empörung ausartete.

Schon längere Zeit glühte das Feuer, bis es endlich, nach der Zerstörung und Plünderung eines Klosters bei Aremberg, zum wilden Ausbruche kam. Oranien mißbilligte laut die Ausschweifungen und Grausamkeiten, die man dabei verübt hatte, und dies reizte den allgemeinen Unwillen auf's Heftigste. Man vernahm laute Schmähungen und Flüche, mit den bedenklichsten Drohungen vermischt, um so bedenklicher, da Alba bereits im Anzuge war. Im Zelt Oranien's waren die Obristen und Heerführer zum Kriegsrathe versammelt. Auch Wilm van Strahlen, der sich zu Jemmingen die Liebe Ludwigs von Nassau durch seine Tapferkeit erworben hatte, war dazu berufen. Als er sein Zelt verließ, vernahm er diese Aeußerungen, beobachtete die Zusammenrottungen der Soldaten und ahnte, was erfolgen würde. Pfeilschnell flog er die Zeltengasse hinauf, zu des Prinzen Zelt, und meldete ihm die bevorstehenden Auftritte. Der Prinz dankte ihm für die Mittheilung und bat ihn, sogleich seine Hakenschützen, größtentheils Unterthanen des Prinzen, die ihn liebten, ausrücken zu lassen und zu dem Zelte zu führen, wo der Kriegsrath Statt gefunden hatte. Strahlen kehrte zurück und befolgte das Gebot des Prinzen; allein schon wütheten die entfesselten Leidenschaften, schon brauste das Feuer der Empörung überall, schon war de Hammes, einer der wackersten Hauptleute, erschossen, und eine Kugel hatte des Prinzen Degen von seiner Seite gerissen, als Wilm van Strahlen mit den Hakenschützen anlangte und sie mit scharfer Ladung vor die Meuterer aufstellte. Alle Bande schienen gelöst, und Verderben drohte der ganzen Unternehmung. Ruhig zielten indeß Wilms Hakenschützen, und harrten des Gebots. Noch einmal versuchte Oranien die zauberhafte Beredtsamkeit, die ihn zum Herrscher über die Menschenherzen machte. Noch einmal trat er kühn vor sie hin, ihnen das Strafbare ihres Benehmens zu zeigen, sie an das Kriegsrecht zu erinnern, — und sein Wort siegte; die imponirende Größe des Mannes erschütterte die Gemüther der wilden Rotten. Friedlicher,

glücklicher endete der Aufruhr, der unter so äußerst bedenklichen Anzeichen begonnen hatte, und Oranien führte sein Heer den Ufern der Maas zu, wo Alba ein verschanztes Lager bezogen hatte. Ein heldenkühner Uebergang über den Fluß führte den Prinzen Alba gegenüber; aber der alte Krieger hatte seine Pläne reiflich durchdacht. Ihm schien es das Beste, den Prinzen ohne eine entscheidende Schlacht hinzuhalten. Dann mußten seine Geldquellen sich erschöpfen, seine Vorräthe sich vermindern und Meuterei unter seinen Truppen entstehen, die er nicht mehr bezahlen, nicht mehr ernähren konnte. Der Schlaue hatte richtig gerechnet. Er wich vorsichtig jedem bedeutenden Treffen aus, wie auch der Prinz, nicht minder erfinderisch in Schlauheit und List, ihn zu locken, ja zur Schlacht zu nöthigen suchte. Umsonst waren des Prinzen Hin- und Herzüge — Alba blieb sich völlig gleich in seiner angenommenen Rolle. So rieb Oranien's Kraft sich auf. Immer ungünstiger wurde die Jahreszeit, immer mehr fehlte es an dem Nöthigsten, immer weniger Hoffnung blieb, Alba'n aus seiner Ruhe zu reißen. Der Prinz vermochte es nicht mehr, länger im Felde zu bleiben, und beschloß, durch Hennegau nach Frankreich zu gehen, um sich an Condé und Coligni anzuschließen und unter veränderter Gestalt denselben Feind des Glaubens zu bekämpfen. Doch jener unselige meuterische Geist seines Heeres nöthigte ihn, dies nach Straßburg zu führen, wo er es zum größten Theil entließ und mit seinen Brüdern und Freunden, zwölfhundert Reiter führend, zum Herzog Wolfgang von Zweibrücken stieß, der den Hugenotten zu Hülfe zog.

Abermals in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, sah Wilm van Strahlen unmuthig auf das verunglückte Unternehmen des angebeteten Prinzen, und fing fast zu zweifeln an, daß jemals seines Vaterlandes Rettungsstunde auf diese Weise schlage. Eine tiefe Schwermuth, deren Keime die Erfahrungen der letzten Jahre in ihm erzeugt und genährt hatten, begann sein Gemüth immer mehr zu umdüstern. Das Leben lag öde vor ihm. Seine höchsten

Zwecke, seine schönsten, begeisterndsten Ideen schienen sich in's Unerreichbare zu verlieren. Vergebens hatte er seine Kräfte angestrengt, sein Blut geopfert. Der Verrath knickte seine schönsten Blüthen; die Theuern, an denen sein Herz hing, waren zum Theil mit Haß und Verachtung, vielleicht Fluch auf ihn hinübergegangen. Seiner Liebe Glück war zertrümmert, Elisabeth verschwunden. Lebte sie noch, dann war auch ihr Herz vom höllischen Gifte des gräßlichsten Verdachtes gegen ihn erfüllt — und er konnte nicht sich reinigen von dem gräßlichen Schatten, der auf ihm lag, konnte nicht das höllische Gewebe zerreißen, das Alles umstrickt hielt, was ihm so theuer war. De Ryk, der Einzige noch, der ihn kannte, verstand, liebte — auch er war fern, vielleicht gefallen unter Alba's Mordbeil, oder kühl gebettet auf des Meeres Grund. Allein, verlassen stand er im Leben da — Keinem angehörend und Allen.

Als Oranien bei Joudsigne sich mit dem Heerzuge des Grafen von Genlis zu vereinigen beabsichtigte und dorthin zog, und auch er wieder in jene Gegenden kam, wo so schmerzliche Erinnerungen im Herzen geweckt wurden, konnte er der Sehnsucht nicht mehr gebieten. Er verließ das Heer, um heimlich nach la Gauchère zu eilen. Von Breughel hoffte er durch dringendes Bitten Elisabeths Aufenthalt zu erfahren. Groß waren die Gefahren dieses Unternehmens, aber Strahlen achtete sie nicht. Der Zug des Herzens war zu mächtig. Er kam verkleidet nach la Gauchère, und — fand Breughel nicht. Er war weggezogen, um den Stürmen des Krieges zu entgehen. Wenige Tage früher — und er hätte ihn noch gefunden. Nach Briel hatte er sich mit seiner Familie gewendet, das war Alles, was er erfahren konnte. Bitter getäuscht kehrte er glücklich zum Heere zurück und folgte diesem dann bis Straßburg. Wohin sollte er nun? Ausgeschlossen aus der Heimath — ohne Habe — blieb ihm nur Ein Ausweg — mit dem Prinzen nach Frankreich zu gehen und im wechselnden Kriegsglück das Düstre seiner Lage, wenn auch nicht auf immer, doch auf Augenblicke zu

vergessen und seinen Kräften eine neue Bahn der Uebung zu eröffnen. Was er dort verlassen, fand er hier — eine heilige Sache ohne Glück. Oft unterliegend, nie entscheidend siegend, theilte Coligni Oranien's Geschick — doch er war auch großherzig wie er; muthig wie er; unerschütterlich wie er, dem er durch Bande der Liebe noch näher verbunden werden sollte. Ein Herz, wie das Wilm van Strahlen's, konnte auf die Dauer nicht Beruhigung — nicht einmal Nahrung in diesen Kämpfen finden. Er stritt auf fremdem Boden, für eine zwar hochheilige, doch fremde Sache, während sein Vaterland aus tausend Wunden blutete und keine heilende, rettende Hand da war. Glühender war nach dem Unglück Oranien's seine Erbitterung gegen Alba geworden, gegen die Spanier, die seines Volkes edelste Männer hinmordeten oder als Bettler in die weite Welt trieben und gierig wie Hyänen des Vaterlandes Mark verschlangen. Sein Haß kannte keine Grenzen. Sein verödetes Leben war diesem Hasse, der Rache und der Rettung des Vaterlandes auf immer geweiht. In Oranien's hohem Geiste sah Wilm den einzigen, den letzten Hoffnungsanker seines Volks. An ihn band ihn Liebe und Entschluß. An seiner Seite stritt er, und Oranien erkannte ihn und hielt ihn hoch. Strahlen war darum nur in Frankreich geblieben, weil Oranien blieb, und als er jene gefahrvolle Reise über Mömpelgard in's Vaterland antrat, da war Wilm einer der vier Getreuen, die, des Prinzen Gefahren theilend, jene seltsame Fußreiße mit ihm antraten und glücklich mit ihm in Dillenburg anlangten.

7. Die Meergeusen.

Das Verhängniß, welches auf Oranien's Unternehmungen lag, vollendete das Elend der niederländischen Nation. Alba war von

einem gefährlichen Feinde befreit und konnte nun ganz sich seinem Plane widmen: das Joch der härtesten Tyrannei auf den freien Nacken dieses Volkes zu bürden. Das schreckliche Blutgericht, welches unter dem Namen des Rathes der Unruhen von Vargas mit blutgieriger Wuth geleitet wurde, schlachtete unermüdet fort, bis es ihm zuletzt, durch seine eigene Thätigkeit und Alba's Verbannungen, an geeigneten Opfern gebrach. Jetzt, wo der Zufluß von Geldern, der bisher durch die Einziehungen der Güter der Gemordeten so mächtig gewesen war, allmälig nachließ, mußte er auf andere Mittel sinnen. Er verlangte von den Staaten, daß jeder Bürger zuerst von seinem Gesammtvermögen den hundertsten Pfennig und dann noch besonders bei jeder Veräußerung von beweglichen Gütern den zehnten und von unbeweglichen Gütern den zwanzigsten Pfennig erlegen sollte. Diese Neuerung griff tiefer in die Interessen des handelnden Volkes, als alle Unterdrückungen, alles Morden. Der Eindruck dieser Forderung auf das Volk war außerordentlich. Laut und ungescheut sprach sich der Unwille der Nation aus und wuchs bis zur Wuth — die eine ungemeine Höhe erreichte. Unglück auf Unglück häufte sich. Elisabeths von England Beschlagnahme spanischer Schiffe und Gelder nöthigte Alba zu gleichen Maßregeln, und dies versetzte dem Handel einen tödtlichen Stoß und brachte grenzenlosen Schaden. Sogar die Natur schien im Bunde mit Alba — denn furchtbare Stürme trieben des Meeres Fluthen auf die Küstenstriche von Seeland, Flandern, Friesland und Holland und richteten unermeßlichen Schaden an. Das Elend wuchs in den Niederlanden mit jeder Stunde und mit ihm die Verzweiflung des Volks und sein Haß gegen die Unterdrücker.

Oranien sah von Ferne die Noth und ihr Wachsen mit blutendem Herzen. Unermüdet wirkte er zu seinem Zwecke hin. Sonoi und Wilm van Strahlen, den auch ein Interesse des innigsten Gefühls nach dem Vaterlande trieb, durchwanderten es heimlich nach allen Richtungen, um Gelder zu sammeln und den

Muth des Volkes zu beleben. Doch Oranien's Arm blieb gelähmt. Ohne sonderlichen Erfolg kehrten Beide nach Dillenburg zurück; Wilm doppelt unglücklich, weil er trostlos zurückkehrte, denn die er gesucht, war spurlos verschwunden. Auch in Antwerpen war er gewesen. Jener treue Schiffszimmermann, in dessen ärmlicher Wohnung er einst so gastlich aufgenommen worden war, als er zerrissenen Herzens nach Antwerpen kam, wo er so lange in den Fesseln der Krankheit geschmachtet, nahm ihn freudig auf und gab ihm wieder ein Asyl. Tief empört in seinem Innersten vernahm er, wie Jan van der Does einen ausgedehnten Handel treibe und einer der eifrigsten Anhänger Alba's sei. Freudig bewegt aber war sein Herz, als ihm der treue Mann die Kunde gab, daß De Ryk noch lebe und auf seine Faust einen Freibeuterkrieg mit Spanien führte. Der Name Meergeusen wurde ihm hier zuerst genannt. Wie pochte sein Herz bei dem Gedanken, an De Ryk's Seite zu kämpfen! De Ryk's Unternehmen, mit dem abenteuerlichen Anstrich, sagte so ganz ihm zu, daß es von nun an herrschender Gedanke bei ihm wurde, sein Loos zu theilen. Er zog möglichst genaue Erkundigungen ein und kehrte dann, nach fruchtlosem Streben für des Prinzen Zwecke, nach Dillenburg zurück. Wilhelm von Oranien sah mit bitterem Schmerze, wie alle seine Anstrengungen fruchtlos blieben, wie glänzende Versprechungen ihm gemacht wurden, an deren Erfüllung man nicht dachte. Zudem war durch die Vermählung Philipps des Zweiten mit der deutschen Kaiserstochter Anna an keine Unterstützung und Theilnahme des Reiches zu denken, von Frankreich keine Hülfe, da hier der Guise'sche Fanatismus herrschte, welcher mit dem Alba's Hand in Hand ging. Englands Theilnahme war von politisch-mercantilischen Rücksichten gefesselt; der Norden blieb kalt und war zu wenig betheiligt, als daß seine Politik konnte von Eigennutz geleitet werden. So war ringsum der Horizont umwölkt für den Prinzen. Doch wo die Mächtigen zurücktraten, da erhoben sich Einzelne, um nicht ganz

des Prinzen Hoffnungen sinken zu lassen, und auf sie richtete Oranien jetzt seine Blicke, auf sie, deren Wirken im Stillen Spanien tiefe Wunden schlug.

Eine Zeit der Unterdrückung und Mißhandlung, die nur Haß gebar, mußte die Einzelnen, die Muth im Herzen trugen, zur Selbsthülfe aufrufen, da nirgendwo sonst her eine rettende Hand erschien. Die Motive, vielleicht auch sonsthin unedle, bestimmten eine Anzahl verbannter Adeliger und Kaufleute der Niederlande, sich zu einer Gesellschaft zu vereinigen, die Krieg führen wollte gegen Spanien und spanisches Eigenthum auf dem ungewissen Elemente des Meeres.

Sie rüsteten leichte Fahrzeuge aus, von vierzig bis hundert Tonnen Ladung, die sich durch Leichtigkeit und Schnelle des Segelns auszeichneten, zehn bis zwanzig Feuerschlünde führten und mit fünfzig bis zu zweihundert Seeleuten bemannt waren, die eben sowohl als Schützen, wie auch als Matrosen dienten — Leute von Muth und Festigkeit. Mit diesen Schiffen, die man Blieboote nannte, durchschifften sie mit unglaublicher Schnelle die Meere an Deutschlands, Frankreichs, Englands und den Küsten der Niederlande, spanische und niederländische Schiffe kapernd. Ihr Wille war ihr Gesetz. Die Gefahren machten sie gleichgültig gegen den Tod. Das wilde, gesetzlose Treiben erstickte die Gefühle des Rechts und der Menschlichkeit nach und nach, und was anfänglich weniger tadelnswerth erschien, wurde nur zu bald ein Handwerk der wildesten Räuberei. Sie hatten in England, Deutschland und Frankreich ihre Zufluchtstätten, die Orte, wo sie ihre Prisen verkauften und dann wieder hinaussegelten auf neuen Fang. Anfänglich verfolgten sie nur spanisches Staats-, wie Privatgut; allein als Glück und Straflosigkeit ihre Zahl ungemein vermehrte, als diese schwimmende Freibeuterrepublik nicht mehr Beute genug machen konnte an Spaniens Habe und die lockende Versuchung sie auch zu Angriffen auf anderer Nationen Schiffe verleitete, sie auch dies

ungestraft ausübten, da galt keine Rücksicht mehr — und jedes seefahrende Volk litt, wenn es diese Meere befuhr, unter dieser Plage.

Aus sich selbst heraus war diese Verbindung gewachsen und durch sich selbst stark geworden, und geordnet zu einem festen Ganzen. Meergeusen nannte man sie, weil Geuse die Bezeichnung für jeden protestantischen und verbannten Niederländer geworden war.

Durch Coligni war Oranien aufmerksam gemacht worden, wie er sicherer, als zu Lande, zur See Spanien schaden und es unheilbar verwunden könnte. Wilhelms Auge sah scharf. Die Meergeusen hatte er längst in der Stille beobachtet; nun boten sie ihm das Mittel dar, jenen Plan am leichtesten zu verwirklichen. Er trat mit ihnen in Verbindung durch De Ryk, der einer ihrer Oberhäupter geworden war und längst gekämpft hatte gegen die Entartung der Flotte — aber stets mit seinen Ansichten scheiterte, und daher oft im Begriffe stand, sich von ihnen loszusagen. Nur die weitaussehende Klugheit ließ ihn die Verbindung unterhalten, hoffend, daß doch einst diese räuberische Flotte zu höheren Zwecken, die sein vorleuchtendes Ziel waren, würde dienen können. Oranien bestimmte ihnen einen Admiral, gab den Hauptleuten Bestallungen, dem Ganzen Gesetze; aber sie wurden nicht geachtet. Immer kühner, immer mächtiger wurden sie. Bald hier, bald da, an Hollands und an Frieslands Küsten erschienen sie, Meteoren gleich, raubten und brannten und verschwanden spurlos. Glücklicher stets in ihren Unternehmungen, waren sie kühn genug, selbst eine ganze spanische Flotte zu nehmen. Wilhelm von der Mark, der Eber der Ardennen, war jetzt ihr Admiral, und sein wilder Sinn war nicht gemacht, einen anderen Geist unter ihnen zu erregen, zu nähren, zu stärken. Mit Unwillen sah Oranien ihr Treiben. Sie allein konnten jetzt, wenn ein besserer Geist unter ihnen herrschend wurde, seine Pläne zur Rettung der Niederlande fordern. Bemächtigten sie sich eines Hafens und einer festen Stadt an der Küste der Nieder-

lande, so war ein Ort gewonnen, wo man festen Fuß fassen, von wo aus man handeln konnte und eine Verbindung mit den Gleichgesinnten in den Provinzen einzuleiten war. Dies waren die Ansichten Oranien's zu der Zeit, als die Meergeusen Walcheren bedroht, Monnikendam geplündert, eine große Anzahl spanischer und flandrischer Schiffe genommen hatten und wieder in die englischen Häfen gesegelt waren, zu der Zeit, als Wilm van Strahlen aus den Niederlanden fruchtlos zurückkehrte.

Wilm hatte dem Prinzen das Fruchtlose seiner Bemühungen dargelegt in einer geheimen Unterredung auf dem Schlosse zu Dillenburg. Des Prinzen Stirne lag in tiefen Falten. Er schritt das Gemach entlang in stillem Sinnen.

Plötzlich wandte er sich um und trat vor Strahlen hin.

„Also auch das wäre wieder ein Loos in den Schooß der Zeit gewesen, dem eine Niete gefolgt ist," sagte er ernst. „Ihr habt schon viel gethan, gewagt, gelitten, Hauptmann, für die heilige Sache. — Wäret Ihr wohl entschlossen, noch Eins zu versuchen? Noch einmal möchte ich in Eure Hand ein wichtiges Geschäft legen!"

„Ich bin kein Schmeichler, mein Prinz," sagte Strahlen — „aber gebietet über mich. Ich habe mein Leben dem Dienste des Vaterlandes ergeben."

„Ich brauche einen braven, muthigen, festen Mann, wie Ihr, aber es ist kein leichtes Spiel!"

„Meine Wanderung durch Holland und Flandern, wo Alba's Henkerbeil an einem Haar über meinem Nacken schwebte, war auch kein Spiel. Prinz, ich bin bereit. Mein Leben gehört dem Vaterlande!"

„Kennt Ihr den Schiffshauptmann De Ryk?" — fragte der Prinz.

„De Ryk?" — rief Wilm, und ein freudiges Gefühl schwellte seine Brust. „Er ist mein Freund, mein Vater, er ist mir Alles —

denn ich habe vielleicht sonst Niemanden mehr auf Erden, dem ich angehöre."

Oranien sah ihn bei diesen Worten, die er mit Feuer und Gefühl sprach, wohlwollend an.

„Desto besser, desto leichter wird es Euch werden," fuhr Oranien fort, „das auszuführen, was ich wünsche. Auch kennt Ihr den Grafen von der Mark, denn Ihr habt unter ihm gedient." Diese Worte begleitete ein Seufzer — eine Pause folgte, in der des Prinzen Auge fest auf Strahlen ruhte; dann fuhr er fort: „Es gilt für's Erste, sicher in einem der Häfen Englands, wahrscheinlich in Harwich, die Wassergeusen zu finden und ihnen meine Befehle zu überbringen; dies der leichteste Theil der Sendung. Der ungleich schwerere besteht für's Zweite darin, dem wilden räuberischen Treiben, der Sitten- und Gesetzlosigkeit Schranken zu setzen und Wilhelms von der Mark wilden Sinn zum Bessern zu lenken; dann zuletzt, sie zu bewegen, sich eines Hafens und festen Orts an der Küste von Holland oder Friesland zu bemeistern, um diesen zur Basis künftiger Unternehmungen zu gebrauchen — Enkhuizens oder Briels."

„Es ist in der That viel, was Ihr fordert, gnäd'ger Herr; doch ich hoffe, durch De Ryk's Hülfe zum Ziele zu kommen," sagte Wilm.

„Ja," sagte der Prinz, und seine Züge erheiterten sich, „De Ryk ist ein edler Mensch. Ich kenne die Kämpfe, die er mit dem Grafen von der Mark bestanden hat, den Unternehmungen der Flotte eine andere Richtung, ihrem Seeleben eine andere und bessere Gestaltung zu geben. Er ist geläutert im siebenfachen Feuer der Prüfung. Daß Ihr ihm, er Euch werth ist, macht Euch mir noch theurer, und ich schätze mich glücklich, daß meine Wahl auf Euch fiel. Ich werde Eure Bedürfnisse bestreiten; geht, und rüstet Euch denn; oder wollt Ihr erst rasten und Euch erholen von den Strapazen Eurer Reise?"

Wilm verneinte des Prinzen Frage und entfernte sich. Der Prinz aber setzte sich an seinen Arbeitstisch und begann rasch zu schreiben.

Am anderen Morgen trat Wilm, gerüstet zu der weiten, gefährlichen Reise, in des Prinzen Gemach. Er empfing von ihm alle nöthigen Papiere und Briefe, der Secretär des Prinzen zahlte ihm die nöthigen Gelder, und so schied er.

„Gott geleite Euch, Hauptmann Strahlen!“ sagte der Prinz herzlich. „Werdet ein braver Wassergeuse, wie Ihr auf dem Lande ein tüchtiger Soldat seid. Ihr habt Ansprüche auf meine größte Dankbarkeit. In besseren Tagen werde ich sie bewähren auf andere Art. Jetzt ist nur Mühe und Gefahr der Beweis meiner Liebe!“

Er schüttelte des Jünglings Hand, und dieser ging, bewegt von schönen Empfindungen, einem gefahrvollen Unternehmen entgegen. Bei Mainz setzte er über den Rhein, und wanderte nun der französischen Grenze zu. An Coligni hatte ihm Oranien Aufträge gegeben, und diesen mußte er aufsuchen auf seinen kriegerischen Kreuz- und Querzügen. Er fand ihn in Paris, wo ein neuer Friede, dem nur zu bald die blutige Bartholomäusnacht folgen sollte, zum letzten Mal die Hoffnungen des Edeln auf eine bessere Zukunft und seinen Glauben an Menschentreue täuschte. Unter mancherlei Gestalten hatte Wilm diese Reise gemacht. Oft der Gefahr ausgesetzt, der Partei der wachsamen Guisen in die Hände zu fallen, kam er endlich nach Paris. Coligni nahm den alten Bekannten, dessen Tapferkeit er erprobt, mit Herzlichkeit auf, behielt ihn mehrere Tage bei sich und empfahl ihn dann an La Noue, der in Rochelle den Befehl führte. Wilm kam glücklich nach Rochelle, und eine erfreuliche Nachricht war es ihm, daß der Schiffshauptmann Treslong, von der Geusenflotte, mit seinem Blieboot im Hafen lag, bereit, bei dem ersten Wehen eines günstigen Windes nach England zu schiffen. Ihn suchte er auf. Im Hafen war ein sehr reges Treiben. Schiffe lagen vor Anker — andere

legten eben bei, noch andere bereiteten sich zum Absegeln. Rufen und Schreien, Getöse und Lärm überall. Hier sah man einen mürrischen Britten wie eingewurzelt stehen und den prüfenden Blick in die Lüfte richten, als wolle er die Launen des Wetters dem Angesichte des Himmels ablauschen; dort sang ein Franzose ein fröhliches Liedchen und that singend seine Arbeit leicht hinweg. Hier entlud man ein Schiff seiner Lasten, dort wurden die Fässer und Ballen mühsam an Bord gewunden, und dazwischen tönte mitunter der grelle Pfiff einer Bootmannspfeife, oder der kräftige Fluch eines Seemannes. Wilms Herz wurde freudig bewegt, denn seit er Antwerpen verlassen, waren diese Bilder einer regen Betriebsamkeit, mit ihrem eigenthümlichen Anstrich, ihm fremd geworden. Der Träume Traum — die Erinnerung — führte ihm die Tage einer glücklichen Jugend zurück — und das ganze verschwundene Glück des Lebens. Allmälig verschwammen die Bilder dieses äußeren Lebens vor seinem Auge, und die innere Welt that sich auf vor dem Blicke des Geistes — aber auch der alte Schmerz, der nie schlief, regte sich mächtig, und das Herz blutete aus der alten Wunde, die selbst unter den Stürmen des Kriegs und in den vielfachen Verschlingungen seiner Lebenswege nicht hatte verharrschen wollen.

Gewaltsam riß ihn der Ruf eines Matrosen aus seinen Träumen auf.

„Guter Wind! guter Wind für das Vlieboot Philippsfeind!" rief er, und eilte vorüber. Wilm folgte ihm. Am Hafendamme lag das Boot mit dem bezeichneten Namen. Alles regte die Kräfte auf dem leichten Fahrzeuge. Die Orange-Flagge wehte im Winde, der Zeitpunkt der Abreise war nahe. Auf dem Damme schritt eine edle Gestalt auf und ab. Ein blaues Kleid trug der Mann, nach dem damaligen Schnitt. Auf der Brust hing der Geusenpfennig am gelben Bande. Die Orange-Schärpe umgab die Hüfte. Das breite Geusenmesser hing an der Seite. Ein mit Federn geschmückter

Hut saß nachlässig auf einem Ohr. Ein langer weißer Bart vollendete das wirklich imposante Bild eines Mannes, den man einen schönen Greis nennen konnte und den Wilm sogleich für den Hauptmann Treslong erkannte. Dichter hüllte er sich in seinen Mantel, um seine Kleidung, die ganz der des Hauptmannes glich, vorläufig zu verbergen, und trat auf ihn zu. Der achtungsvolle Gruß wurde leicht erwiedert.

„Ich grüße Euch, Hauptmann Treslong!" sagte Wilm nach der ersten stummen Begrüßung.

„Kennt Ihr mich?" fragte der Greis, und ein helles, scharfes Auge musterte den Grüßenden.

„Ja, ob ich Euch gleich zum ersten Male sehe!" erwiederte Wilm. „Ich komme, Euch um die Ueberfahrt zu bitten."

„So müßt Ihr andere Gelegenheit abwarten," sagte kalt der Seemann. „Das Vlieboot ist stark besetzt."

„Auch wenn ich zu De Ryk wollte?" fragte Wilm.

Der Alte fuhr schnell herum. „Dann nicht," sagte er. „Was habt Ihr mit De Ryk? Er ist mein Freund!"

„Dann gottlob!" rief Wilm, schlug den Mantel zurück, und stand in der Tracht der Geusen vor ihm, die Hand ihm reichend.

„Oranien hoch!" rief Treslong und schüttelte ihm die Hand. „Wer bist Du, Junge? Sprich!"

„Wilm van Strahlen."

„Hussah! Wir haben ihn!" rief Treslong, und riß stürmisch den Jüngling an seine Brust. „Nun wird der alte Murrkopf fröhlich werden," rief er, „denn nach Dir, Wilm (Du bist jetzt auch mein Sohn!), sehnte sich der alte Kauz wie ein Jüngling nach der Geliebten."

„Hussah, Kinder!" rief er der Equipage des Vlieboots zu, „die Segel auf, die Wimpel hinaufgehißt — wir haben einen köstlichen Fang! Glück auf — in See!"

Er zog Wilm in das Vlieboot. Die Equipage konnte ihres

Hauptmannes Ekstase nicht begreifen. Sie starrten bald den schlanken jugendlichen Mann in der Tracht eines Schiffshauptmannes der Geusenflotte, bald Treslong an, bis dieser ihnen Wilm als De Ryk's Sohn vorstellte. Da begriffen sie des Alten Freude, da schüttelten sie Wilm die Hand, denn sie liebten De Ryk trotz seiner strengen Mannszucht, die auch Treslong ihm nachahmte, weil er uneigennützig und edel war — und zu einander sagten sie so laut, daß es Wilm hören konnte und erröthete: „Das ist ein schmucker Junge, der macht seinem Vater Ehre!“ Andere meinten: „Er hat Pulver gerochen, denn die spanischen Säbel haben's ihm leserlich auf das schöne Gesicht geschrieben!“

Treslong ertheilte schnell die nöthigen Befehle. Das Fahrzeug wurde geschwenkt; der Wind blies frisch vom Lande her. Kanonensalven grüßten die Festung, und unter dem fröhlichen Gesange heiterer und begeisternder Geusenlieder flog das leichte Fahrzeug aus dem Hafen hinaus. Lustig tanzte das schlanke Gebäude auf den kräuselnden Wogen des Meeres. Bald hatte es die Rhede erreicht. Da schwiegen die Gesänge. Eine kleine Glocke schlug hell an, und aus dem Raume stieg die ehrwürdige Gestalt eines Geistlichen auf das Verdeck. Feierliche Stille herrschte. Der Mann des Herrn entblößte das graue Haupt und betete laut und innig zum Herrn des Himmels und der Erde um eine glückliche Fahrt. Ein von Allen wiederholtes Amen! schloß die feierliche, bedeutungsvolle Handlung. Jetzt eilte Jeder an seinen Posten. Der Geistliche ging in den Raum zurück und Treslong zog Wilm auf das Hintercastell, wo seine Stelle war.

Wilm drückte des Alten Hand. „Ihr habt mir eine bessere Meinung von der Geusen Thun beigebracht, als ich sie mit mir von Dillenburg genommen,“ sagte er freudig. „Wo Religion dem Herzen theuer ist und wo Gottvertrauen und Demuth wohnen, da kann nicht jene rohe Unmenschlichkeit gefunden werden, die man Euch zur Last legt!“

„Schweig, junger Freund," erwiederte Treslong, „und urtheile nicht von einem Moment aus über das ganze Leben; schließe nicht vom Einzelnen auf Alle. Oranien's wohlwollende Absicht hat nur bei De Ryk und mir Eingang gefunden. — Alle Uebrigen, und vielleicht auch uns zum Theil, trifft jenes harte Urtheil mit Recht. Es thut Noth, daß ein besserer Geist bei uns einkehre — denn die Saat der Sünde kann nicht Früchte des Glückes tragen, und des Vaterlandes Freiheit durch Verbrechen erkaufen, heißt ihr den Herzstoß geben in dem Augenblick, wo wir sie freudig begrüßen!"

„Ihr schlagt meine Freude grausam nieder!" sagte Wilm.

„Wahrheit über Alles!" fiel ihm Treslong in die Rede. „Wozu sollte ich Dich täuschen? — Täuschung ist bitter. Ich habe sie zu oft erfahren und danke Gott, daß das Gewebe von Täuschungen, das wir Leben nennen, bald vorüber ist."

Noch einige Befehle gab er dem Steuermanne. Die Nacht sank allmälig auf das Meer und hüllte es in Nebel ein. Fern am Horizonte begann der Leuchtthurm von La Rochelle sichtbar zu werden. Eine hehre Stille herrschte auf dem Meer und dem Blieboote. Das Gebet, mit seinen erschütternden Erinnerungen an Menschenohnmacht und die allwaltende Obsorge des allgütigen Menschenvaters, dem sich der Sohn des Staubes in Demuth empfahl, war von einer sichtbaren heilvollen Wirkung gewesen. Wilm wie Treslong segneten den Prinzen für diese Einrichtung. Noch lange standen sie im vertrauten Gespräch über De Ryk und seine Schicksale seit Wilms Trennung von ihm. Der Mond ging silberklar auf über der unendlichen Oede und verbreitete ein magisches Licht. Das Meer glänzte wie ein reiner Spiegel. Die Fische spielten um den Kiel. Im lauen Abendwinde flatterten die Wimpel. Das Fahrzeug zog eine glänzende Bahn auf der sanftbewegten Fläche. Wilm genoß, nach langer Entbehrung, mit Entzücken den schönen Abend auf dem Meere. Es war ihm seit langer Zeit zum ersten

Male wohl, und die Freude, den väterlichen Freund bald wiederzusehen, erheiterte sein Gemüth immer mehr. Auch Treslong genoß den schönen Abend mit frohen Empfindungen. Die Ideen, welche Wilm ihm für das Streben der Flotte mittheilte, entsprachen so ganz seinen Ansichten, daß der Greis immer heiterer wurde und endlich spät daran dachte, seinen lieben Gast in die kleine Kajüte zu geleiten, um, so gut es sich auf dem Schiffe thun ließ, ihn zu bewirthen. Bei dem Becher köstlichen französischen Weines besprachen sie die Pläne für die Zukunft. Keine Erinnerung der düsteren Vergangenheit, keine Mahnung an die unerfreuliche Gegenwart störte ihre frohe Stimmung.

In dem hohen Saal einer Taverne am Hafen von Harwich herrschte ein wildes, lustiges Getöse. Die sechszig Segel starke Geusenflotte lag im Hafen, und hier vergnügten sich die Hauptleute der Geusen. Sie saßen an vielen Tischen umher, bald singend, scherzend, lachend, bald sich erzählend von ihren Thaten und Abenteuern. Der Saal war sehr hell erleuchtet, und der Sect that schon hin und wieder eine ähnliche Wirkung in den Köpfen der rüstigen Zecher. An einem Tische, der Thüre gegenüber, saß eine ausgezeichnete Gruppe. Obenan erblickte man eine starke, gedrungene Gestalt, die man eher klein als groß nennen konnte. Sie trug die Kleidung der Geusen — nur kostbarer — als die übrigen Hauptleute. Eine diamantne Agraffe zierte den Hut, auf dem noch ein reicher Reiherbusch wallte, je nachdem sich das Haupt bewegte. Im Gürtel steckten kostbare Pistolen und ein vergoldetes Pulverhorn. Die Orange-Schärpe mit dem reichverzierten Geusenmesser hing von der rechten Schulter herab, bis zur linken Hüfte, wo sie in einem gewaltigen Schlupf endigte. Ein wilder, verwirrter, sehr langer Bart hing auf die Brust herab, und doch war der Mann noch nicht alt; ebenso struppig hing das Haar ungeordnet und lang um den Kopf bis auf den feinen Spitzenkragen, der über die Schultern lag. Der wilde Ausdruck des Gesichtes wurde durch den

Bart, der die größere Hälfte desselben bedeckte, noch erhöht, und ein wildes, geröthetes Auge vollendete das fast grauenerregende Menschenbild. Es war Wilhelm, Graf von der Mark, und Herr von Liemey, der Oberadmiral der Flotte der Geusen, der einst das Gelübde gethan, nicht eher seinen Bart zu scheeren und sein Haar zu kämmen, bis er Egmont's und Horn's Mord blutig gerächt. An seiner rechten Seite saß ein starker, fast athletisch gebauter Mann, in ähnlicher Kleidung, doch weniger kostbar. Sein Gesicht drückte Muth und Entschlossenheit aus. Eine fürchterliche Narbe ging quer über das männlich schöne Gesicht, das ein schwarzer, kurzer Stutzbart zierte. Das Auge war feurig und lebendig. Dieser war Barthold Entes von Mentheda, der Unteradmiral der Flotte. Zu der Linken Wilhelms von der Mark, mehr mit dem Rücken gegen die Thüre, saß eine Gestalt, die jener auf's Haar glich, welche einst im Garten zu Löwen am Seitentische saß, als Wilm van Strahlen mit seinen Freunden Oranien's Gesundheit ausbrachte. Und dieser Mann war es wirklich, nämlich Jakob Simonssohn de Ryk, ehemals ein reicher Kornhändler von Amsterdam, der auf eigene Kosten ein Blieboot ausgerüstet und bemannt hatte. Um sie herum saßen noch mehrere der angesehensten Schiffshauptleute, die indessen nur stille Zuhörer des Gespräches waren, das jene Drei eifrig führten.

„Mit einem Worte" — sprach die Donnerstimme Wilhelms von der Mark, den man, seiner Wildheit wegen, nur den Eber der Ardennen nannte, in welcher Benennung der wilde, furchtlose Partisan sich ungemein gefiel, — „mit einem Worte, ich will nicht umsonst der Eber der Ardennen heißen; mein Gelübde will ich erfüllen. Dieser Arm soll nicht ruhen (er streckte bei diesen Worten seinen muskulösen Arm mit der geballten, nervigen Faust weit von sich), bis ich die Schlachtopfer der Tyrannei gerächt, ihre Manen gesühnt und jedes spanische Schiff geentert oder in den Grund ge-

bohrt habe. Gott verdamme meine Seele, wenn ich anders je mich entschließen werde!"

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Admiral," sagte mit sanfter, aber sehr fester Stimme De Ryk, „und habe, das Zeugniß müßt Ihr mir geben, die Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugung durch die That bewiesen."

„Das habt Ihr wie ein Ehrenmann, Hauptmann De Ryk," fiel der Admiral ihm in die Rede, „und beim Entern seid Ihr Meister — Eure zwei Schiffe sagen's laut. Hätte ich den Orden des Vließes auszutheilen, ich wüßte eine würdige Brust dafür. Warum aber widersetzt Ihr Euch immer meinen Ansichten?"

„Laßt mich ausreden, Admiral," nahm De Ryk wieder das Wort. „Ich bin Eurer Meinung vollkommen — nur in der Art der Ausführung theile ich Eure Gesinnung nicht, wie sie Oranien auch nicht theilt. Wir bekämpfen meist nicht Alba, nicht Philipp, sondern den Privatmann, der im Handel seinen Wohlstand zu heben sucht. Wir zerrütten zwar mittelbar dadurch Spaniens Kräfte, aber der Einzelne, vielleicht der Gute, der Edle leidet schwer, und die rückwirkende Kraft auf das Gesammtvermögen der Nation gleicht dem schleichenden Fieber, das Jahre in den Gliedern wühlt, ehe es den Körper auf die Bahre streckt."

„Ihr habt sehr Recht," sagte Mentheda, als De Ryk einen Augenblick einhielt. Wilhelm von der Mark schwieg, als denke er den Worten nach. Sein Auge hing an dem beredten Munde des Mannes.

De Ryk fuhr fort: „Der Name, auf den wir stolz sein konnten, der Name Meergeusen — ist ein Brandmal für uns geworden durch unser räuberisches Leben, durch die Grausamkeit und Ausschweifung unserer Leute, durch das Sengen und Brennen in den friedlichen Städten des Küstenlandes. Nein, so kommt der Befreier nicht. Und kommt er so, so wird der Unterdrückte lieber die Ketten seines Tyrannen tragen und ruhig leben und genießen,

was er kümmerlich erwirbt, als frei, ohne Obdach, Heimath und Habe — betteln. Ihr, edler Graf, seid zu Höherem geboren und berufen, als zum Seeräuber. Auf Euch könnte das Vaterland hoffend blicken, wenn es nicht zitterte vor dem Hauer der Ardennen, der mit dem Feind auch seiner Kinder Herz zerreißt!"

„Hauptmann!" rief der Graf, und sein Auge sprühte Feuer — „Ihr werdet zu dreist in Euren Predigten. Hütet Euch, daß der Hauer der Ardennen nicht seine Fänge in Eure Brust schlägt!"

„Ich habe nie gezittert," sagte ruhig De Ryk, „wenn ich für Wahrheit und Recht sprach, und wenn Ihr in Eure eigene Brust greift, so wird dort eine Stimme gerade so reden wie ich."

„Kein Hader!" bat Entes. „Er meint es gut, Herr Admiral," sagte er zu Wilhelm von der Mark, „verkennt ihn nicht!"

Die brausende Hitze des Grafen fing schon wieder an sich zu legen; er reichte De Ryk die Hand. „Frieden!" sagte er.

De Ryk ergriff die Hand und schüttelte sie. „Möchte nur Spanierblut die Hand beflecken!" setzte er hinzu.

Wilhelm biß sich in die Lippen und schüttelte wild das Haupt. „Könnt Ihr denn gar nicht aufhören, mich zu reizen?" rief er mit Aerger.

„Ich habe das nie gewollt," fuhr De Ryk fort, „nur schmerzte es mich jederzeit, sehen zu müssen, wie ein Mann, der geschaffen ist, den Grundstein zur Freiheit seines Vaterlandes zu legen, seine Kräfte in einem Treiben vergeudet, das ihn schändet, das nichts Gutes bringen kann."

„Was aber wollt Ihr denn eigentlich?" — fragte der Admiral gereizt.

„Zuerst eine Frage, Admiral," fuhr De Ryk fort. „Glaubt Ihr, daß nach den letzten Vorgängen Alba es ruhig ansehen wird, daß wir in Englands Häfen eine Freistätte finden? Glaubt Ihr, daß, wenn er Elisabeth von England Vorstellungen macht, die königliche Frau, der Gott ihre Tage friste, mit Spanien bricht

und, um uns zu schonen, diese Macht reizt, den unruhigen Schotten Hülfe zu leisten, und so ihres Reiches kaum befestigte Sicherheit zu untergraben? Könnt Ihr der Meinung sein, daß Elisabeth so unklug handle? Daß sie vielmehr uns aufopfern wird, ist gewiß. Ich weiß es, daß Alba Schritte gethan, deren Folgen wir bald empfindlich erfahren werden. Was dünkt Euch dann?"

Wilhelm sah ihn bedenklich an. „Das wäre allerdings sehr unwillkommen," sagte er nachdenklich; „aber dann steht uns La Rochelle offen."

„Täuscht Euch nicht, Admiral. Auch dort haben sich die Umstände sehr verändert. Condé und Coligni sind mit dem Hof ausgesöhnt, und eine Vermählung Heinrichs von Bearn mit Margarethen von Valois wird den Friedensbund festknüpfen. Glaubt Ihr dann, daß man uns, die wir die grimmigen Feinde Spaniens sind, die grimmigen Feinde eines natürlichen Verbündeten der Ligue, in französischen Häfen dulden wird?"

„So suchen wir deutsche Häfen auf!" fiel der Admiral ein.

„Vergesset nicht, daß Philipp von Spanien der Eidam des Kaisers geworden ist, und es ihn nur geringe Mühe kosten wird, durch seinen Einfluß uns zu vertreiben, wie er Oranien's Absichten auf gleiche Weise hemmt!"

„Verdammter Politiker!" rief Wilhelm von der Mark halb ernst, halb lachend. „Mit Euch ist nicht auszukommen. Vor jede Thüre hängt Ihr ein Schloß!"

„Nicht ich, Admiral," sagte De Ryk ruhig, „sondern die Verhältnisse und wir selbst. Es muß anders mit uns werden. Das Urtheil der Welt muß nicht mehr uns verdammen. Unser Streben muß in das rechte Geleis gelenkt werden, dann wird Alles anders werden."

„Aber wie denn? Wie?" fragte der Admiral.

„Das liegt uns nahe. Laßt uns mit gewaffneter Hand eine

feste Hafenstadt der Niederlande erobern, uns selbst einen Zufluchtsort, einen Punkt zum Wirken; dann ist uns geholfen, und die Freiheit des Vaterlandes tagt!"

„So sei's!" rief in diesem Augenblick eine Stimme hinter De Ryk. Er fuhr auf, und vor ihm stand Treslong heitern Antlitzes, der ihm die Hand zum Willkommen bot. Im Hintergrunde des Gemaches stand eine in den Mantel gehüllte jugendliche Gestalt, die von Niemandem bemerkt zu werden schien, da Alle jetzt auf Treslong blickten und ihn begrüßten.

„Gott grüß' Euch, Wilhelm von Blois de Treslong," sagte pathetisch der Admiral. „Was bringt Ihr von La Rochelle?"

„Grüße von La Noue," erwiederte Treslong, „und eine unfreundliche Botschaft. Hätte ich nicht einen köstlichen Fang gethan, ich käme ärgerlich zurück."

Fragen bestürmten ihn jetzt von allen Seiten. Wilhelm von der Mark gebot Stille. „Was bringt Ihr denn Schlimmes?" fragte er.

„Schlimmes für uns, Gutes für Frankreich, wenn's Gott will!" — sagte Treslong. „Es ist Frieden, Heinrich von Navarra heirathet Margarethen von Valois, Coligni und Condé sind des Königs Freunde geworden."

„Wenn's damit Ernst ist," rief Wilhelm von der Mark, und schüttelte dabei grimmig lachend das wilde Haupt und warf die dicke Lippe hoch auf, „dann will ich zahm werden wie ein Lämmchen, sanft wie eine Taube, fromm wie ein Pater Kapuziner, enthaltsam wie ein Karthäuser und geduldig wie ein Esel!"

„Viel Bilder für eine Sache," lachte der alte Treslong. „Und wenn auch dies Alles nur Firlefanz ist und nur glatte Schminke über die Schlechtigkeit: so ist's um uns in Frankreichs Häfen gespielt, und die Noth gibt des Prinzen Wünschen einen ernsten Nachdruck."

„Zweiter Politiker!“ spottete der Admiral; „aber wo ist denn Euer köstlicher Fang?“

„Der ist weniger für Euch, als für De Ryk!“

„Heiland der Welt!“ rief dieser aufspringend. — „Hast Du meinen Wilm vielleicht?“

„Seltsame Vorstellung,“ lachte Treslong, „wo soll denn der Junge herkommen?“

„Hast Du ihn nicht — dann halt, was Du hast, Bruder. Alles Andere mag ich nicht,“ sagte De Ryk und ließ sich mit bitterem Gefühl über seine Täuschung nieder.

Da umschlangen ihn zwei starke Arme. — Wilm lag an der Brust des Wackern. Alle fuhren auf und bildeten einen Kreis um die Gruppe. Treslong lächelte, aber es stahlen sich einzelne Tropfen unter den heimlich sie zerdrücken wollenden Wimpern heraus und rannen über die gefurchte Wange in den Bart, und in sich hinein seufzte er: „Warum habe ich keinen Sohn? O warum? Muß ich allein doch dastehen wie die einzelstehende Eiche, der Stürme Spiel! Und nicht einmal ein jugendliches Herz, das sich so warm, so innig an mich schlösse, wie dieser an De Ryk.“

Die Hauptleute blickten mit Erstaunen auf den schönen jungen Mann, den sie noch nicht kannten und der doch ganz ihre Kleidung trug. Als die Begrüßungen De Ryk's vorüber waren, trat mit Anstand der Ankömmling vor den Admiral, ihn begrüßend, und reichte ihm ein Schreiben Oranien's.

„Seid willkommen, Hauptmann van Strahlen!“ rief von der Mark ihm zu. „Sind die Narben von Heiligerlee und Jemmingen alle zugeheilt? Und habt Ihr Euren Grimm über den Rückzug aus Brabant an den Franzosen ausgelassen? Jenseit Jouboigne sah ich Euch nicht mehr.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, entsiegelte er den Brief und sprach mit sich selbst: „Warm empfohlen! Wahrhaftig! Hätt's aber nicht nöthig gehabt, da er sich schon selbst empfohlen hat!“ — Dann legte er das Schreiben zu und stand auf.

„Hauptleute der Flotte!" sagte er, „ich stelle Euch hier den Schiffshauptmann van Strahlen vor. Er hat noch kein Blieboot, wird's aber der Flotte nicht lange schuldig bleiben, denn er betet zu dem Heiligen Schlagdrein als seinem Schutzpatron. Er hat bei Heiligerlee siegen helfen, bei Jemmingen sich schlagen lassen und ist mit mir heiler Haut aus den Niederlanden gekommen. — Doch er trägt seine Narben mit mehr Ehre, als mancher Bließritter, und mit Einem Worte: er ist ein Ehrenmann! — Ihr könnt's glauben — der Eber der Ardennen sagt's." Er reichte noch einmal Strahlen seine Hand und setzte sich. Jetzt drängten sich die Geusenhauptleute heran und schüttelten dem Ankömmlinge die Hand. Was Wilhelm von der Mark von ihm gesagt, galt bei Allen, die seine Weise kannten, als ein Lobspruch, wie er ihn selten ertheilte.

„Strahlen," hob er darauf wieder an, „Ihr werdet wohl einstweilen gerne bei De Ryk bleiben? — Ihr mögt dem alten Helden seine Lasten erleichtern, bis Ihr Euch selbst ein Schiff geentert habt."

„Noch," nahm De Ryk das Wort, „ist meine eroberte spanische Pinazze ohne Hauptmann. Ich trete sie ihm ab. Sein Meisterstück mag er damit machen."

„Auch gut," bemerkte von der Mark, „wie gesagt, er wird's nicht schuldig bleiben. Ohne Zweifel habt Ihr noch andere Aufträge von dem Prinzen?" fragte er Wilm, und als Wilm dies bejahte, bestellte er ihn auf den anderen Morgen auf das Admiralschiff.

De Ryk erkundigte sich nun nach dem Prinzen und seinem Wohlsein. Wilm gab erfreuliche Auskunft über den Allgeliebten.

Stille hatten Alle gehorcht. Als Wilm geendet hatte, erhob sich der Admiral. „Oranien hoch!" rief er, den Becher mit Sect erhebend, und „Oranien hoch!" riefen Alle, und die Becher klangen ein lustiges Tutti.

Es war spät geworden. Die Lichter waren herabgebrannt.

Wilhelm von der Mark legte seinen Mantel um, der aus dem Felle eines furchtbaren Ebers bestand, dessen Klauen und Fänge aus Silber gearbeitet waren. Tiefer drückte er den Hut in die Stirne und schied. Auch De Ryk verließ mit Wilm und Treslong die Taverne.

---

8. Die Eroberung von Briel.

Wie der Wasservogel lieber auf dem Felsenriff im Meere seine Schlummerstätte sucht, als am Ufer, so der Meergeuse sein Schiff. Selbst der Admiral kehrte an jedem Abend unter der Fackelbegleitung mehrerer Matrosen auf das stolze Gebäude des Admiralschiffes, das einst die Reichthümer Mexico's und Peru's nach dem Hafen von Cadix geführt und als die Krone der spanischen Marine gegolten hatte, ehe es bei Walcheren in die Hände Wilhelms von der Mark gerieth. Jeder folgte dem Beispiele des Admirals, und bald wimmelte der Hafen von Fackeln und die Boote ruderten zu den Schiffen, — ja bis zur fernen Rhede hin sah man in der Dunkelheit die Leuchtenden schwimmen.

„Du sollst heute schon in der Kajüte Deiner Pinazze schlafen," sagte De Ryk zu Wilm, als sie das erleuchtete Boot bestiegen, „und mir wirst Du auch ein Plätzchen unter Deinem Dache gönnen. Vielleicht, daß ich früher oder später, wenn nicht eine theilnehmende Kugel mich da unten bettet, auch ein Obdach auf dem festen Lande bei Dir suche. Doch vor Allem," fuhr er fort, „bist Du mir die Erzählung Deiner Schicksale schuldig — von denen ich zwar die meisten kenne, ihre Erzählung aber aus Deinem Munde gerne noch einmal hören möchte."

„Ihr kennt meine Schicksale?" fragte erstaunt der Jüngling.

„O Wilm, glaube mir," sprach De Ryk und faßte seine Hand, „ich sah Dich auch in der Ferne. Meine Liebe zu Dir ließ

mir keine Ruhe. Ich mußte wissen, wie es Dir ging, wo Du warst und was Du triebst. Freudig vernahm ich Deiner Tapferkeit Ruhm, freudig die Achtung und Liebe, die Du bei dem Prinzen genossest. Ich wußte sogar, daß Du hierher kommen würdest, obgleich der Zeitpunkt mir noch unbekannt war, wann es geschehen würde." Sie kamen in der Pinazze an, wo ein freudiges Hussah den verehrten Hauptmann begrüßte. De Ryk rief seine Equipage zusammen durch des Bootsmannes schrille Pfeife, die durch alle Räume des Schiffes drang. In wenigen Augenblicken stand die Mannschaft auf dem Verdecke.

„Seht hier, Kinder, Euren künftigen Hauptmann, den Ihr als meinen Sohn ansehen könnet. Schwört ihm Treue und Gehorsam hier unter Gottes freiem Himmel. Er ist gut; er wird Euch lieb haben!"

Jetzt trat der Mond hinter den Wolken hervor, die ihn bisher verborgen hatten, und beleuchtete die Scene. Rings um Wilm und De Ryk knieten entblößten Hauptes die Matrosen und schwuren Treue und Gehorsam in ihres Führers Hand. Wilm war ergriffen von der einfachen heiligen Handlung. Als die Mannschaft sich erhoben — kniete er nieder und hob die Hand empor zum nächtlichen Himmel. „Vor Deinem Angesichte, der Du in's Verborgene siehst, ewiger Gott, schwöre ich Treue dem Vaterlande, Gehorsam dem Gebote der Pflicht, Milde gegen menschliche Fehler, strenge Gerechtigkeit gegen Frevel — Schutz dem Unterdrückten." Er erhob sich und reichte jedem der Matrosen die Hand, die sie mit Herzlichkeit schüttelten. Gerührt schloß ihn De Ryk in seine Arme. Unter dem jubelnden Lebehoch der Mannschaft stiegen sie zur Kajüte hinab, nachdem vorher Wilm nach De Ryk's Anweisung seine ersten Befehle ertheilt. Im Hinabsteigen rief De Ryk: „Morgen habt ihr Alle einen Festtag auf meine Kosten. Die Equipage vom Vlieboot thut den Dienst auf Pinazze!"

In dem engen Stübchen der Kajüte angelangt, umarmten sich

innigst noch einmal die Beiden. Sie waren jetzt allein, ohne Zeugen und Störung, und die Herzen erschlossen sich frei. Wilm erzählte dem väterlichen Freunde seine Schicksale. Selbst sein Suchen nach der Geliebten verschwieg er nicht, da De Ryk seine Liebe kannte.

Als er geendet, nahm De Ryk das Wort. „Du fandest sie nicht, mein Wilm. Ich ehre Deinen Schmerz, denn Deine Liebe ist rein und treu, aber die Hoffnung gib nicht kleingläubig auf. Es ist mir, als müßtest Du sie wiedersehen. Vertraue Dem, der den Zug der Herzen weckte, der Wahrheit siegen läßt über alle Ränke der Tücke und Heuchelei. Sein Weg führt durch Sturm zur Ruhe, durch Nacht zum Licht, durch Schmerz zur Wonne. Nur Muth!" — Das Wort klang wie Prophetenwort. Wilms Herz hob sich in festerem Vertrauen, und die Hoffnung kehrte noch einmal in seine Brust ein und zauberte beglückende Bilder des Traumes vor die Seele, als er spät das Auge schloß.

Am anderen Tage wurde er früh auf das Admiralschiff berufen, wo sich die angesehensten Hauptleute befanden, um des Prinzen Befehle zu vernehmen und zu berathen über ihre Ausführung. Wilm überreichte seine Briefschaften dem Admiral, der sie laut vorlas. Der Prinz forderte, daß die Meergeusenflotte sich entweder Enkhuizens oder Briels bemächtige, und hier einen festen Punkt für die künftigen Operationen gewinne. Umsichtig und klar setzte der Prinz die Nothwendigkeit und die Vortheile dieses Unternehmens auseinander, und ging dann zu der Aufforderung über, daß die Meergeusen einem besseren Geiste bei sich Raum gäben, ihre räuberischen Kreuz- und Querzüge ließen und einen geregelten Seekrieg gegen Spanien begönnen. — Wohl berührte manches Wort des Prinzen Wilhelm von der Mark empfindlich; wohl gefiel die kategorische Redeweise des Prinzen dem gerne zügellosen Freibeuter nicht; wohl stieg oft eine dunkle Röthe bis zur Stirne hinauf und das Gesicht schwoll auf in Zornesregung — aber Wilhelm fühlte dennoch zu schlagend das Wahre der Mahnungen und schwieg und unter-

drückte die Wallung des Jähzorns. Er gab den Inhalt zur Berathung den Hauptleuten anheim. Es entstanden heftige Debatten, da des Prinzen Vorschläge gar manche Einwendungen von dem Eigennutz und der Raubgier mancher Hauptleute fanden, die nur zu gut wußten, wie ihre Oppositionen bei dem Admiral kräftige Unterstützung fänden; allein De Ryk's Bemerkungen am vorigen Abend, verbunden mit den Befehlen des Prinzen, waren doch nicht ganze ohne Wirkung geblieben. Das Urtheil Wilhelms von der Mark war gemäßigter, als es selbst De Ryk erwarten konnte. Schon begann der Sieg des Bessern, als Entes von Mentheda, der Unteradmiral der Flotte, mit einem Mann hereintrat, dessen Kleidung ihn als einen hohen Offizier der Marine Elisabeths von England bezeichnete, welcher dem Admiral eine versiegelte Depesche seiner Königin einhändigte. Wilhelm von der Mark, ahnend, was die Botschaft bedeute, löste das Siegel. Es war die Frucht der Unterhandlungen Alba's mit Elisabeth. Sie gebot unumwunden den Meergeusen, Englands Häfen zu meiden und binnen sechs Tagen den von Harwich zu verlassen.

Der Admiral entließ den Gesandten schroff und kalt. — Dann theilte er den Hauptleuten das Resultat mit. — „Nun ist unsere Berathung geendet," sagte er, indem er wüthend den Brief Elisabeths auf die Erde schleuderte und mit dem Fuße stampfend darauf trat. — „Wir müssen England meiden, und die Befehle Oranien's sind jetzt unausweichlich. Ob Enkhuizen oder Briel? — Das bleibt nur noch die Frage."

„Ich stimme für Briel!" sagte Entes von Mentheda, „denn es ist der Schlüssel von Holland; sein Hafen ist weit; tief und gut der Ankergrund; die Rhede sicher. Ich kenne Beides aus vieljähriger Erfahrung." „Aber," fiel Wilhelm von der Mark ein, „Briel ist offen, unbefestigt und wird dem Zwecke wenig entsprechen, den Oranien dabei im Auge hat." — „Das nicht, Admiral," entgegnete Treslong. „Briels Lage ist gut. Verschanzungen lassen

sich ja in Schnelle aufwerfen, und unsere Leute fürchten sich vor spanischen Kugeln nicht." — Der Gegenstand wurde reichlich erwogen, und endlich entschied sich die ganze Versammlung für Briel. — Wilhelm von der Mark ergab sich in die allgemeine Ansicht und entließ den Kriegsrath mit dem Befehle, Alles zur Abreise zu rüsten. — Sie fand drei Tage darauf Statt. Im frischen Winde flatterten die Flaggen und Wimpel der Flotte. In ihrem höchsten Putze prangte die Mannschaft. Kanonensalven riefen Albion, das sie so gastlich aufgenommen und jetzt so ungastlich ausstieß, ein höhnendes Lebewohl zu, und stolz segelte die schöne Flotte in das offene Meer hinaus gegen die Küsten der Niederlande hin.

An Wilms Seite auf der Pinazze stand De Ryk, um ihm im Commando beizustehen, dem er noch nicht gewachsen war. Muthig schlug des Jünglings Herz, denn er ging ja wieder dem Kampfe für des Vaterlandes Freiheit entgegen, und die Hoffnungen, die ihn beseelten, ließen das Dunkel der Zukunft weniger unfreundlich erscheinen.

Im Angesichte der Flotte der Geusen lag die Küste von Voorne, als von einem der äußersten Schiffe mehrere Segel signalisirt wurden. Der Admiral ließ sogleich sechs Vlieboote beordern, sie zu beobachten, und wenn es feindliche Schiffe seien, sie zu entern. Unter den Booten war das von De Ryk.

„Jetzt muß ich Dir das Commando der Pinazze allein überlassen," sagte De Ryk zu Strahlen, indem er ihm die Hand schüttelte. „Laßt mich an Eurer Statt mein Probestück thun!" bat Wilm.

De Ryk besann sich eine Weile — dann sagte er: „Wohlan — in Gottes Namen! Geh' und sei menschlich gegen den Feind!"

Frohlockend sprang Wilm in das Boot, welches ihn zu De Ryk's Vlieboot brachte, und bald war der Kiel der detaschirten Schiffe der Richtung zugekehrt, in welcher eben drei Segel am Saume des Horizontes sichtbar wurden. Rüstig und kampflustig steuerten

die Vlieboote den Segeln entgegen, die bald für spanische Schiffe erkannt worden, die ein Antwerpener Schiff begleiteten, dessen Ladung Munition und Kriegsbedürfnisse nach Briel bringen sollte, wohin bereits Alba eine ansehnlichere Garnison zu senden beabsichtigte. Seinem Scharfsinne war es nicht entgangen, daß, nachdem die Meergeusen aus den englischen Häfen vertrieben waren, ihnen kaum etwas Anderes übrig blieb, als durch einen kecken Handstreich sich eines niederländischen Hafens zu bemeistern. Diesem Plane wollte, mußte er zuvorkommen. Kaum daß die Schiffe im Bereiche des Geschützes der Vlieboote waren, so ordnete Treslong, der sie befehligte, den Plan des Angriffes. Wilm van Strahlen sollte den Kampf mit dem größten Schiffe beginnen, so hatte er es gewünscht, und mit ihm das schlanke Vlieboot Treslong's — so wollte es der Befehlshaber. Bald begann das Feuern. Schnell manövrirten die leichten Vlieboote, langsam und schwerfällig das spanische Schiff. Ladung auf Ladung erhielt es unausgesetzt. Schon war ein Mast geknickt wie ein Halm, und Verwirrung herrschte am Bord des Feindes, als das entsetzliche Wort: Entert! aus Treslong's Mund in das weithallende Sprachrohr drang und mit Windeseile die Equipage, Wilm an ihrer Spitze, mit dem Enterhaken in die Boote sprang und mit Blitzesschnelle am feindlichen Schiffe, trotz des Kleingewehrfeuers, anlegte. Treslong folgte jetzt auch. Wie Verzweifelte wehrten sich die Feinde. Jede Hand breit Raum wurde mit blutigen Schlägen erkauft. Aber nach halbstündigem Kampfe stand Wilm als Sieger auf dem Deck des stattlichen Gebäudes. Auch die anderen Schiffe waren genommen. Treslong trat hastigen Schrittes auf Wilm zu, der im Siegeslustgefühl dastand und mit dem Auge das Schiff maß.

„Du hast Dein Probestück wacker gemacht!" rief er ihm zu, und drückte ihn dann mit Innigkeit an seine Brust. „Es ist reiche Beute. Das Schiff, worauf wir stehen, hat viel Pulver und Munition für Alba geladen."

In diesem Augenblicke pfiff eine Kugel an Wilms Haupt vorüber, so nahe, daß Wilm taumelte. „Was war das?“ rief Treslong mit Entsetzen und sprang nach der Gegend, woher der Schuß kam. In diesem Momente gab es unten im Raum ein wildes Geschrei. Treslong sprang hinab und sah, wie die Sieger einen jungen Mann niederschlugen, der mit einer brennenden Lunte nach den Pulverräumen eilen wollte, um das Schiff in die Luft zu sprengen. Wüthend hieben sie auf ihn ein, und nur Treslong's Dazwischentreten rettete ihm das Leben. Man brachte den Blutenden auf das Verdeck. „Ungeheuer!“ schrie Treslong, „was wolltest Du beginnen?“ — Aber der Verwundete knirschte nur mit den Zähnen, wie das wilde Raubthier, das sich gefesselt sieht und nicht seine Wuth befriedigen kann. — Da trat Wilm herzu und — fuhr erbleichend zurück — denn vor ihm lag — Jan van der Does — der Rheder dieses Schiffes, das Kriegsbedarf für Alba geladen hatte. Treslong sah sein Erbleichen. „Kennst Du den Teufel?“ — fragte er ihn. Wilm nannte den Namen. „Ha!“ rief Treslong, „jetzt kenne ich Dich. Gott verdamme Dich, verrätherischer Schurke! — Du wolltest Deinen Verwandten morden, den Du um Alles, was ihm theuer war, betrogst! — Fesselt ihn!“ befahl er, und froh, ihre Wuth an ihm auslassen zu können, knebelte ihn die Equipage. Wilm bat für ihn. „Ueberlaßt den Schurken seinem Schicksal; laßt ihn frei!“ — „Wie?“ rief Treslong, „das Ungeheuer, das seinen Wohlthäter mordete, Dich, uns Alle morden wollte, frei lassen? — Nein — Wilm; das Schiff ist Dein, Du hast es erobert, und magst es also, nach unseren Rechten, halten und bemannen, aber dieser Mensch ist mein. Auf mein Blieboot begleitet er mich.“ Er gab schnell seine Befehle an seine Leute, und Jan van der Does wurde nach dem Blieboote Philippsfeind gebracht, wo er in Ketten gelegt wurde. Die Gefangenen wurden gefesselt, die Schiffe von der Mannschaft der Blieboote besetzt, und rückwärts zur Flotte nahmen die siegreichen Schiffe ihren Lauf.

Der Wind wurde jetzt immer ungünstiger und nöthigte die Flotte, so schnell als möglich in die Mündung der Maas einzulaufen. Es war Mittags um zwei Uhr, am 1. April des Jahres 1572, gerade am Palmsonntag, als die ganze Flotte im Hafen von Briel sich vor Anker legte.

Das Erscheinen einer so zahlreichen Flotte vor Briel brachte eine lebhafte Bewegung in der Stadt hervor. Man hielt diese für ein Handelsconvoi, da Niemand in diesem Augenblick an einen feindlichen Ueberfall dachte, und überließ sich dieser Voraussetzung um so gewisser, als die spanische Besatzung sich wenige Tage vorher, ohne alle Ahnung einer Gefahr, nach Utrecht gezogen hatte. Nur zu bald wich indessen dieser Wahn. Die Meergeusen nämlich lagen nicht sobald ruhig vor Anker, als sie die Masken abwarfen, ihre Orange-Wimpel und Flaggen aufhißten, und Briel nun mit einem Mal ihren Charakter erkannte. Dumpfer, lähmender Schrecken bemächtigte sich jetzt aller Gemüther in der Stadt, denn die Meergeusen waren der Schrecken der Meere, der Küstenländer und Städte. Mord, Brand und Verwüstung hatte bisher ihre Schritte bezeichnet. Hollands und Frieslands Küste boten ein entsetzliches Schauspiel ihrer Grausamkeit und Wildheit dar, und der Name des Ebers der Ardennen machte das Blut in den Adern zu Eis, denn man war nur gewohnt, die schrecklichsten Vorstellungen daran zu knüpfen. Während ein Theil, bei Weitem der größere der Einwohnerschaft, nur daran dachte, in wilder Verzweiflung seine Habe und das arme Leben rettend, zu dem Süder-Thore hinauszufliehen, regte sich in dem anderen Theile der mannhafte Gedanke, die unglückliche Stadt bis zum Eintreffen der Hülfe gegen die Gewalt der wilden Freibeuter zu schützen. Insbesondere war es die riesige Gestalt des Malers Breughel, die das Volk haranguirte und bald eine ziemlich bedeutende Anzahl muthvoller Männer um sich sammelte und unterstützt von dem Rathe der Stadt das Norder-Thor schloß. Als er aber die Orange-Flaggen sah, wurde er stutzig und zweifelhaft.

„Wer im Dienst Oranien's steht," sagte er, „ist des Volkes Freund!" Aber die Mehrzahl derer, die er erst für die Vertheidigung der Stadt begeistert hatte, überstimmte ihn nun, und so gut es gehen mochte, rüstete man sich, einen Angriff abzuschlagen. Mitten unter diesen tumultuarischen Auftritten erschien der Hauptmann Robool, von dem Grafen von der Mark gesandt, vor dem Norder-Thor und verlangte vor den Stadtrath geführt zu werden. Die Augen wurden ihm nun verbunden und er von Breughel, der seit des Prinzen Invasion in Brabant hier in Briel seiner Kunst lebte, und mehreren Anderen auf das Stadthaus geleitet, wo der Stadtrath versammelt war. Robool forderte den Rath auf, die Stadt dem Prinzen von Oranien zu übergeben, der die Flotte gesandt habe, sie vom Joch Alba's und dem zehnten Pfennig, dieser furchtbar verhaßten Abgabe Alba's, zu befreien. Der Rath sandte zwei Gesandte an Wilhelm von der Mark, über die Bedingungen der Uebergabe zu unterhandeln. Der Eine derselben war Breughel, dessen muthvolles Benehmen im Augenblicke der Gefahr ihm das allgemeine Vertrauen in hohem Grad erworben hatte.

Um Wilhelm von der Mark saßen die ältesten Hauptleute versammelt, als die Abgeordneten eintraten in die Kajüte des Admiralschiffes. Breughel führte männlich kräftig das Wort. Er versprach, die Stadt zu überliefern, wenn man sie als Freundesgebiet behandeln und von jeder Plünderung abstehen wollte. Wilhelm von der Mark hatte ihm stille zugehört; aber das Aufschwellen seines Gesichtes, die sich runzelnde Stirne, das rollende, roth unterlaufene Auge — der ganze Ausdruck fürchterlich ausbrechender Wuth zeigte die Auftritte, die jetzt folgen mußten. Wüthend sprang er auf. „Und das wagt Ihr mir vorzuschreiben, Rauchschwalben, spießbürgerliche Jagdhunde?" rief er schäumend und riß das Geusenmesser heraus, um auf Breughel einzudringen, der furchtlos dem Wüthenden gegenüberstand. In diesem Augenblicke trat De Ryk in die Versammlung. Ein Blick belehrte ihn über Alles, und vor Breughel

trat er, indem er kühn dem Admiral zurief: „Der Gesandte ist unverletzlich! Wollt Ihr Euch und uns brandmarken, so geht der Weg zuerst durch meine Brust!" — Trotz, Verachtung lag in De Ryk's Mienen.

Alle Hauptleute, mit dem Unteradmirale Menthcda, sprangen jetzt auf und beruhigten den Rasenden, den De Ryk's Benehmen schon zu entwaffnen angefangen hatte.

„Ihr habt Recht," sagte er besonnener — „ich fehlte. Geht," rief er aber Breughel zu, „und lernt bescheidener und demüthiger gegen die Sieger sein!"

De Ryk sah sich jetzt nach dem Gesandten um und erkannte Breughel voll freudigen Staunens. Er reichte ihm die treue Hand. Breughel drückte sie dankbar. „Seit wann seid Ihr in Briel?" fragte er. Breughel sagte es ihm. „Und wo ist Elisabeth?" — fragte dringend De Ryk.

„Davon ein andermal!" entgegnete Breughel. — „Laßt mich jetzt und redet für die Stadt." Sich neigend, wollte er sich entfernen.

„Zwei Stunden Bedenkzeit!" rief der wilde Admiral. — „Keine Minute drüber!" Und Breughel ging schweren Herzens. Sicherheit der Person, des Eigenthums war ihm gesichert — aber Wilhelm von der Mark ging nicht davon ab, daß alle Kirchen der Katholiken und alle Klöster der Plünderung sollten unterworfen sein.

Noch dauerte die Verhandlung des Stadtraths, als die zwei Stunden um waren und Robool und Wilm van Strahlen gegen das Norder-Thor vorrückten mit zweihundert und fünfzig Mann Matrosen und mit ihnen die Hauptleute Treslong, De Ryk, Daan und Brand. Immer noch unentschlossen zauderte der Rath. Da rückten sie zum Sturm heran. Vermittelst eines Schiffsmastes von Jan van der Does' Schiffe wurde das Norder-Thor eingestoßen, und mit dem Ruf: „Oranien hoch!" stürmten die Geusen in die zitternde Stadt. Während noch in wilder Hast die Flüchtlinge zum Süder-Thore hinauseilten, erschien plötzlich der wilde von der Mark. Ueber die blanke Rüstung hing das Eberfell, dessen Kopf als Helmschmuck

diente. „Der Eber der Ardennen!“ schrie Alles, und von Schrecken gelähmt vermochte Niemand voranzugehen. — Hohnlachend trieb sie der Wilde vor sich in die Stadt, sich weidend an ihrer Angst, und rückte unmittelbar nach.

Es war acht Uhr Abends, als sie sich, jene vom Norder-Thore, diese vom Süder-Thore her, auf dem Markte trafen und ein jubelndes Geusenlied angestimmt wurde, das durch Mark und Bein der bebenden, die wildeste Plünderung fürchtenden Bürgerschaft drang. Jetzt nahte entblößten Hauptes der Stadtrath und flehte um Gnade. Wild schnob sie der Admiral an und hielt ihnen ihr Zaudern vor, indem er ihnen ankündigte, sie seien jetzt in seiner Gewalt und sollten die Leute gut unterbringen und wohl versorgen, das Weitere werde sich morgen finden! Wilhelms von der Mark Wuth kannte keine Grenzen. Gänzliche Plünderung war sein fester Entschluß. Nur De Ryk und Treslong gelang es, ihn endlich milder zu stimmen, daß er mit der Plünderung der Klöster und Kirchen der Katholiken vorliebnahm, die er denn auf den nächsten Morgen festsetzte. Lautem Jubel überließ sich die Mannschaft, während die Hauptleute zum Rathe zusammentraten im Saale des Stadthauses. Wilhelm von der Mark wollte die Stadt, deren gänzliche Wehrlosigkeit ihn schreckte, aufgeben, allein Treslong und De Ryk waren es, die fest darauf bestanden, sie zu behaupten und zu vertheidigen. De Ryk wies alle die Vortheile nach, die für des Prinzen Unternehmen aus dem Besitze Briels hervorgingen, und ihm gelang es, diesen Plan durchzusetzen. Noch in der Nacht wurde die Bürgerschaft versammelt und ihr dieser Entscheid mitgetheilt. Feierlich nahm Wilhelm von der Mark Besitz von der Stadt in des Prinzen Namen, ließ sich von der Bürgerschaft den Eid der Treue für den Prinzen schwören und entließ sie dann mit der Versicherung, daß ihr Eigenthum geschützt werden solle, in ihre Wohnungen.

Angstvoll bebten indessen die Herzen in Breughel's Hause. Zu ihm, dem treuen Freunde, war Elisabeth van Strählen mit

ihrer Mutter geflohen, um Schutz zu finden in der Plünderung bei dem stärkeren Mann; aber auch seine Gattin fanden sie in Angst, in doppelter, da Breughel seit dem Morgen nicht mehr sein Haus betreten und das Gerücht ihn an der Spitze der Vertheidiger stehen ließ. Unter Thränen und Gebet brachten sie den Tag und den Abend hin.

Da trat spät am Abend Breughel in das Gemach, einen alten, ehrwürdigen Mann in der Tracht der Geusen an der Hand führend.

„Kinder!" rief er, „Gottlob! die Gefahr ist vorüber; wir stehen unter dem Schutz Oranien's. Alba's Arm trifft uns nicht mehr!"

Freier athmete jede Brust, und dankbar hoben die Frauen die Blicke zum Himmel. — Dann stellte er De Ryk vor. „Der Retter meines Lebens," sagte er, — „Weib, Kinder — der hat Euch heute den Vater, den Gatten gerettet; dankt ihm!"

Da umschlossen blühende Knaben und Mädchen des Alten Kniee, und unter Thränen des tiefsten Dankgefühls drückte die Gattin des Malers die Hand des seine Rührung umsonst verbergen wollenden Mannes.

„Und auch Euch ist er wohl nicht fremd — der Name De Ryk?" sprach Breughel zu Elisabeth und ihrer Mutter, indem er ihren Namen De Ryk sagte.

Da ergriff De Ryk ihre Hände, und die Thränen rollten stromweise aus seinen Augen. „Gott," sagte er tief erschüttert, „ich danke Dir für diese Stunde. Ich danke Dir, daß die Stunde da ist, wo ich vergelten kann.

Dann sagte er: — „Ihr kennet mich nicht, edle Frauen, — wohl aber kannte mich der Edle, dessen Blut für die Freiheit floß, — er war einst meines Lebens Retter. O, ich kam zu spät, ihn zu retten aus doppeltem Tod, — ihm die Augen zu öffnen über die höllische Bosheit, deren Opfer er wurde, und über die Gefahr, in der er schwebte."

Laut schluchzten die Frauen. „Er kannte den Verrath!" sagte Frau van Strahlen.

„Wie? edle Frau," rief der noch sichtbar Ergriffene. — „Er kannte ihn? — Nein, er und auch Ihr kanntet und kennet nicht das Werk der Hölle. Ihr haltet einen Unschuldigen, ein großes, edles, treues Herz für den Urheber Eures Unglücks, und zu Gott, dem Allwissenden, der mich bald richten wird, schwöre ich es Euch — Wilm ist rein wie Gottes Sonne — Jan van der Does ist der Teufel, der den Oheim mordete und Wilm und Euch elend machte!"

Elisabeth starrte den Mann an, der sprach mit prophetischer Begeisterung, mit unwillkürlich hinreißender Gewalt. Sie starrte ihn an, und die bleiche Wange wurde noch bleicher.

„Um Gottes Willen," rief sie dann, und krampfhaft faßte sie seine Hand, „redet Ihr Wahrheit?"

„Wahrheit, so wahr mir Gott helfe in der Stunde des Todes!" schwur De Ryk, die Hand erhebend.

Da taumelte Elisabeth in den Stuhl mit dem Ausruf: „Allmächtiger, Du bist gerecht!" — Die Mutter sah noch immer zweifelnd De Ryk an. „Ich war bei Wilm in Löwen, und seitdem, mit Ausnahme einiger Jahre, fast immer. Ich kenne sein Herz, seine Thaten — ich kenne ihn wie mich selbst," — fuhr De Ryk fort.

„O," sagte Elisabeth's Mutter — „schlug er sich doch um eine Metze in Löwen!" — „Wie?" rief De Ryk, und Zornglut erfüllte ihn — „auch das sagte der Verruchte? Barlaimont redete ehrenrührig von Eurem Kinde, edle Frau, von Elisabeth dort, die Wilms Seele liebte, und den frechen Verleumder züchtigte der Rächer der Unschuld!"

„Großer Gott, ist es Wahrheit?" — rief die Matrone aus.

„Wahrheit, und er selbst, Jan van der Does, soll, muß, wird sie bestätigen, — denn er ist hier," sprach De Ryk.

„Gott sei gelobt!" rief Breughel; „dann wird sich das schauderhafte Dunkel aufklären."

„Ja, das wird es," sagte De Ryk, „dann werde ich ihn entlarven, den höllischen Buben, der den Oheim auf das Schaffot lieferte, um seiner Reichthümer theilhaftig zu werden; — Euch arm machte, um dadurch Elisabeth zu zwingen, daß sie seine Hand nähme, — und Wilm verrieth, damit er, verflucht von seinem Wohlthäter, umherirre; aber der falsche Fluch wurde zum Segen, und des Prinzen Achtung und Liebe hob ihn empor, den edlen Vertheidiger seines Vaterlandes."

„Wo ist er, o sagt, wo ist Wilm?" — rief jetzt Elisabeth, die mit zugehaltenen Augen die gewechselten Reden mit angehört.

„Er ist nicht fern — Du vielgeprüftes Herz," sprach De Ryk, „Du wirst ihn wiedersehen — nur gedulde Dich noch einige Zeit."

Da kehrte mit einem Male die frohe Gewißheit seiner vielfach geahnten Unschuld in ihre Brust ein und mit ihr der erste Strahl der Freude und der Hoffnung nach den düsteren Jahren des Kummers und des Schmerzes.

De Ryk suchte endlich das Lager; aber in sein Auge, wie in das Elisabeths, ihrer Mutter und Breughel's, kam kein Schlaf. Die Herzen waren zu voll, die Träume des Glückes zu schön, die ihnen vorschwebten.

Der andere Morgen brach unter wildem Tumult an. Die Geusen plünderten Kirchen und Klöster und trieben Mönche, Nonnen und Priester unter barbarischem Toben zum Süder-Thore hinaus.

Wild lachend stand Wilhelm von der Mark auf dem Balkone des Stadthauses, das er bewohnte, und sah dem Zuge nach.

Wilm van Strahlen's Herz blutete bei diesen Auftritten, die er so gerne gehemmt hätte. Und doch konnte er nicht, da er auf den Schiffen den Befehl führen mußte. Früh am Morgen schon brachte De Ryk mehrere Stunden bei Treslong zu; dann sah man ihn fröhlichen Angesichts wieder zu Breughel's Hause eilen, wohin man einige Zeit später unter Treslong's Augen einen Schwergefesselten schleppte. Es war Jan van der Does.

Mit Entsetzen sahen die Frauen den Jüngling hereinführen, auf dessen Antlitz die Schuld und die Qual der Hölle zu lesen war. De Ryk saß bei Elisabeth, deren Hand er in der seinen hielt. Ihnen gegenüber stand Jan van der Does und sah starr an den Boden. Jan erwartete bebend die Anrede De Ryk's. Dieser hielt ihm nun nach fürchterlichen, zermalmenden Worten die Reihe seiner Verbrechen vor und forderte ihn auf, seine Schuld zu bekennen, aber alle die Frechheit und Verruchtheit kehrte noch einmal zurück. Er leugnete Alles. Er klagte jenen De Ryk der Verführung Wilms an.

Da sprang De Ryk auf und rief: „Ha, Du hast Dich selbst verurtheilt, Schurke! Ich bin De Ryk!"

Da bebte der Verbrecher fürchterlich zusammen. Seine Zähne klapperten, sein Haar sträubte sich. Er wollte es raufen — aber die Fesseln ließen es nicht zu. In der Angst seines Herzens bekannte er Alles.

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und Wilm trat herein — blieb aber, von Schrecken gebannt, stehen und starrte sie Alle nach der Reihe an.

Jetzt erkannte er Elisabeth und stürzte vor ihr nieder. „Elisabeth," rief er — „ich bin unschuldig!"

„O, ich weiß es," flüsterte sie, und zog den Geliebten an die stürmisch wogende Brust. Die Seligen vergaßen die Welt.

Jan knirschte wie ein Wüthender mit den Zähnen bei diesem Anblick. „Schafft ihn hinweg — er ist gefoltert!" rief De Ryk. Treslong gab den Matrosen einen bedeutungsvollen Wink, und sie führten den Schrecklichen hinaus.

Alba vernahm, als er eben in Brüssel ein fürchterliches Gericht halten wollte, die Nachricht von der Eroberung Briels. Er erschrak heftig. Plötzlich stellte er alle die fürchterlichen Maßregeln, die er ergriffen hatte, ein und begab sich in den Palast, unschlüssig,

was er beginnen sollte. Bei seiner Umgebung deckte er seine Furcht mit seinem gewöhnlichen Wort no es nada (es ist Nichts) zu. Aber es war doch Etwas — und dies Etwas von großen Folgen für des Landes Freiheit. Die Geusen waren nicht träge. Sie warfen Verschanzungen auf und rüsteten sich zur Vertheidigung. Graf Bassü, der Statthalter von Holland, hatte schon Truppen nach Voorne geführt. Aber der Geusen Feuer traf ihn hart. Die geöffneten Schleusen setzten das Land unter Wasser, und im Wasser watend, ihre Schiffe in Flammen erblickend, flohen die Spanier mit dem größten Verluste. Briel war gerettet und Voorne war erobert. Es wurde die Wiege der Freiheit. Am ersten Ostertage feierten die Geusen und mit ihnen Briels Bürgerschaft dem Herrn ein Dankfest. Nach geendigtem Gottesdienste trat Wilm van Strahlen mit Elisabeth, auf deren Wangen wieder die Rosen der Wonne und des Glückes zu blühen begannen, an den Altar. Der Schiffsgeistliche segnete ihren Bund. Als das schöne Paar aus der Kirche trat, empfingen es die Hauptleute der Flotte und führten es auf das Stadthaus, wo ein Fest bereitet war.

Wilms erste Bitte war: Freiheit für Jan van der Does.

„Ich habe ihn hängen lassen!" sagte Treslong. — „Schweig' von ihm."

Noch lange kämpfte De Ryk und Wilm für des Vaterlandes heilige Freiheit, und als das Glück des Prinzen Streben gekrönt hatte, zogen sich Beide hochgeehrt zurück. Wilm war der Erbe von De Ryk's Reichthümern, dem er spät das treue Vaterauge zudrückte, und des Lebens schönstes Glück blühte ihm in Elisabeth und seinen Kindern.

Der gespenstige Stollen.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

1.

Wer an einem Sonntagabend in milder Jahreszeit in ein Dorf auf dem Hunsrücken tritt, der findet überall vor den Thüren die Nachbarn beisammensitzen und traulich plaudern vom Stande der Früchte, des Flachses, von Krieg und Frieden, von Diesem und Jenem. Das nennt der biedere Hunsrücker „Maien". So maien die Alten bei einander, etwa hier und die Jüngeren dort; streng aber scheiden sich Verheirathete und Unverheirathete. Im Kreise des jungen Volks erschallt wohl ein heiteres Lied, ein sogenanntes Schelmenlied. Kommt die Jahreszeit, wo der Wind über die Stoppeln weht, dann wird in der Stube gemaiet. Die zusammensitzende Gesellschaft heißt „die Maie". In solch' eine Maie führe ich jetzt meine freundlichen Leserinnen. Die Maie ist klein. Es sind nur drei Personen und drei Männer, die, weil der Mond im ersten Viertel steht und ein mattes Licht durch die graue Wolkenschichte, die den Himmel deckt, hindurchdringt, im Dunkeln ihr Pfeifchen Rollenknaster mit einander schmauchen, der freilich nicht sehr lieblich duftet.

Draußen deckt ein Herbstnebel die Gegend, und er legt sich mit jeder Minute tiefer herab auf Wald, Flur und die Wohnstätten der Menschen mit ihren schweren Strohdächern. Sehen wir uns die drei Männer einmal genauer an.

In einem hölzernen Lehnstuhl mit strohgeflochtenem Sitze neben dem Ofen ruht eine Gestalt von kräftigem Bau. Es ist der alte Steiger Leopold, der einst einem Werke vorstand, das längst als unergiebig einging. Er ist der Herr des Hauses, ein Wittwer, dessen einziges Kind, die liebliche Ottilie, hier zu Land Util gesprochen, bei ihrem Gespielen ist. Leopold trägt Schuhe mit silbernen Schnallen, weiße Wollstrümpfe, kurze, blaugrüne Manchester-Hose, eine dunkle Tuchweste und ein Wamms von schneeweißer Wolle gestrickt, eine Arbeit seiner getreuen Hausfrau, die Gott zu frühe für Leopold abgerufen. Seine silberweißen Haare deckt das grünsammtne Mützchen mit dem Pelze des Buchmarders verbrämt, dem er selbst das Lebenslichtlein ausgeblasen, denn er ist selbst jenseit seiner Siebenzig noch ein wackerer Nimrod vor dem Herrn, und wer ihn ansieht, kann ihn kaum für einen starken Fünfziger halten. Man sieht den raschen Bewegungen des Mannes, dem lebhaft blitzenden Auge an, daß er kurz angebunden, an rasches Handeln gewöhnt ist und sein Jähzorn leicht aufflammt; aber dabei liegt doch in dem Gesichte des Mannes, bei allen Kennzeichen scharfen Verstandes, auch gar viel Gutmüthigkeit.

Auf der Bank, welche zur Seite des viereckigen, großen Plattenofens, über dem das Reck angebracht ist, eine gar gemüthliche Ofenecke bildet, sitzt des Steigers Gevattermann und Nachbar, der Leinenweber Lehnert, auch ein Greis, der die Sechszig auf dem Rücken hat, eine ruhige, gutmüthige, etwas drehbändelige (so sagt der Hunsrücker, wenn er eine phlegmatische Natur bezeichnen will) Menschenseele, aber ehrlich und treu wie Einer. Seine Kleidung ist der des Steigers ähnlich; nur sind die Schuhschnallen von Messing, die Hose von Hirschleder, das Kamisol von dunkelblauem Tuche. Neben diesem sitzt der Wagner Stumpf, Lehnert's Schwiegersohn. Er ist jung, trägt lange, blaue Tuchhose, die über die Flehmstiefel reicht, eine rothe Tuchweste, ein kurzes blaues Wamms und eine roth und weiß gestreifte, gewobene Beutelmütze mit dickem

Klunker dran, der majestätisch zur Seite herabhängt, fast am linken Ohre.

Die Unterhaltung ist lebhaft. Sie behandelt einen Gegenstand, welcher das ganze Dorf in diesen Tagen bewegt und die Furcht vor den nahenden Franzosen, den Bringern der Freiheit und Gleichheit, etwas in den Hintergrund gedrängt hat. Lauschen wir ihrer Rede!

„Bei meiner Seele! Cumpeer (Gevatter, Compère) Steiger," sagte Lehnert, den des Steigers Einwand aus seiner Ruhe gebracht, „ich hab's mit meinen leiblichen Augen gesehen, und meine Augen sind noch so gut, daß ich das feinste Gebildmuster, das ich webe, ohne Brille sehe."

„Ach was," sprach der Steiger heftig. „Du kamst von Simmern und hattest einen Schoppen Moseler oder Rheiner getrunken. Da sehen die Leute überall Gespenster, und wenn man's in der Nähe betrachtet, ist's ein alter, fauler Baum."

„Ei, da soll mich doch gleich der" — rief Lehnert, — aber der Steiger fiel ihm in's Wort und sagte scharf verweisend: „Nicht gleich sich verheißen, Cumpeer Lehnert! Ist's wahr, so ist's nicht nöthig; ist's nicht wahr, so wird's dadurch nicht wahr. Sprich ruhig und erzähle Deine Geschichte."

„Ei, was," sagte Lehnert ärgerlich, „Ihr seid ein Freigeist. Ihr glaubt einem so etwas nicht."

„Ich glaube Alles, was wahr ist, Lehnert, erzähl' nur 'mal!" sagte ruhiger der Steiger.

„Nun, Schwieger," sprach Stumpf, „so erzählt's denn doch einmal ordentlich; daß man draus klug werden kann."

Nach einer kleinen Pause, in der er seine aufquellende Pfeife niederdrückte, hob endlich Lehnert an:

„Ihr wißt alle Beide, daß, wenn die Menschen ein Bergwerk aufgeben, der Teufel sogleich sein Revier drin hat, sammt seinem Anhang. — So ist's auch mit dem Stollen, den Ihr vor fünfzig

Jahren eingetrieben und seitdem habt liegen lassen. Wißt Ihr die Geschichte von der alten Bille, die bei des Caspars Vater gedient hat?" Der Steiger schwieg; aber über sein Gesicht flog eine finstere Wolke bei dem Namen Caspars. Stumpf sagte aber neugierig: „Nein!" — „Nun," fuhr Lehnert fort, „etwa fünf Jahre nach dem Eingehen des Bergwerkes, da lebte der alte Fried noch, des Caspars Vater. Der war ein Wittmann (Wittwer), und die alte Bille, die immer so rothe Augen hatte wie eine Erzhexe, hielt ihm und seinem Sohne, dem Caspar, Haus. Der Fried war ein Mittelschlag von Bauer, hatte ein kleines Haus und fuhr mit zwei Kühen im Acker.

„Einmal, es war im Advent, hatte der Fried sich des Hannes-Peters Buben zum Dreschen auf Wiederhelfen bestellt, und es war damals Neumond und so dunkel Nachts, daß man keine Hand vor den Augen sah; da krähte des Fried's Hahn, und die Bille, die alte Hexe, wird wach und denkt, es ist drei Uhr und die Drescher kommen bald. Sie denkt aber nicht dran, daß ihr neuer Hahn ein Wetterhahn ist, der kräht, wenn's anderes Wetter gibt, steht auf, zieht ihr Röcklein und Kittel an, und guckt zum Fenster hinaus, ob nicht Euer Schwieger hier im Hause schon Licht habe, daß sie das ihre anzünden könnte; aber Alles ist stichedunkel und mäuschenstille, als wäre das ganze Dorf mausetodt. Da sieht sie im Stollen Licht. Das sind die Kesselflicker von Sondershausen, sagt sie zu sich, die hab' ich gestern in's Dorf kommen sehen, die schon an der Arbeit sind. Das sind manierliche Leute. Du gehst hin und sagst: guten Morgen, und nimmst dir ein paar Kohlen!

„Gedacht, gethan! Meine alte Bille nimmt ihr Lanterchen (Laternchen) und wackelt mit einem Töpfchen die Halde hinauf in den Stollen. Da sitzen zwei himmellange, schwarze Kerle bei dem blutrothen Kohlenfeuer und ein grausam großer, schwarzer Pudelhund liegt dabei und knurrt und brummt.

„Kusch! kusch! Sultanchen," sagte die Bille, und bietet den

Männern den guten Morgen. „So fleißig schon so frühe?“ sagt sie und bittet um ein Köhlchen. „Nimm Dir Deinen Topf voll,“ sagt der Eine, und die Bille steckt ihr Lanterchen an und scharrt sich ihren Topf voll, deckt den Deckel drauf, sagt: „Seid nicht so fleißig!“ und wackelt heim. Wie sie aber die Kohlen auf den Herd hinschüttet, sind sie bumms — aus, und auch das Lanterchen geht aus, wie sie zuleuchten will.

„Da ist kein Oel drauf,“ sagt sie, und brummt, daß das Kohlenfeuer so schlecht ist. Was will sie aber anfangen? Die Mannsleute haben das Feuerzeug in der Tasche. Ei, denkt sie, die Sondershäuser Kesselflicker waren ja recht manierlich. Geh' nochmal hin! Sie werden dich nicht schelten!

„Wieder wackelt sie die Halde hinauf und sagt: „Landsmann, die Kohlen sind mir ausgegangen; jetzt will ich aber den Deckel nicht mehr drauf thun. Darf ich mir noch einmal nehmen?“

„Da knurrt der schwarze Pudel ganz grausam; aber die Bille sagt: „Kusch! kusch! Sultanchen, mein Alterchen, wenn Du an unser Haus kommst, sollst Du auch eine Schinkenhäse kriegen.“

„Der Eine der schwarzen Männer sagt: „Nimm Dir nur!“ Wieder steckt sie das Lanterchen an, scharrt sich den Topf voll Kohlen und geht, indem sie sagt: „Bedanke mich auch!“

„Als sie nun heimkommt, sind ihre Kohlen noch frisch in der Gluth. Wie sie sie aber auf die Platte des Herdes schüttet, bumms — sind sie wieder todtaus und auch das Lanterchen dazu.

„Ei, so soll Dich!“ flucht sie, tappt dunkel an den Küchenschrank, greift den Oelkrug, schüttet Oel auf's Lichtchen, nimmt etwas Salz aus dem Salzfäßchen, um es auf die Kohlen zu streuen, und denkt, nun sollen sie dir gewiß nicht mehr ausgehen! Macht sich zum dritten Mal nun auf den Weg nach dem Stollen.

„Als sie so die Halde hinaufkrabbelt, springt ihr der schwarze Pudel entgegen, als wolle er sie zerreißen.

„Ach, denkt sie, hätt'st du doch die Schinkenhäse mitgenommen,

daß das Vieh dich in Ruhe ließe! „Kusch! kusch! mein Alterchen," sagt sie nun schmeichelnd, „ich thue Dir ja nichts und die Häse entgeht Dir nicht! Komm nur, wenn's Tag ist!"

„Da wird das Vieh ruhig und sie krabbelt hinein und sagt: „Ach, die Kohlen wollen gar nicht anhalten. Nun hab' ich aber Salz, das ich drauf streue; da brauch' ich Euch nicht mehr zu plagen."

„Nimm Dir noch einmal," sagt der Eine, und als sie ihr Lanterchen angezündet und ihren Topf voll gescharrt, und eben sich bedanken und gehen will, steht der andere Kerl auf, hebt seine rothglühende Schürstange gegen sie auf und sagt: „Kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um!" — „Ei," denkt die Bille, „das ist mir ein grober Flegel von erster Sorte! Hab' ihnen doch erst vor drei Jahren einen kupfernen Kessel abgekauft." Sie war fix mit dem Mäulchen und hatte eine Zunge, so scharf wie ein Scheermesser. Wollte eben dies Mäulchen ein wenig spazieren gehen lassen; aber, dachte sie, am Ende hetzen sie dir den Eiterbisser (Ausdruck für böse Hunde) auf den Nacken. Laß es gut sein und sag' lieber ein gut Wort: „Gott helf!" sagt sie und will gehen; doch da brüllt der Hund, doch nicht wie andere, ordentliche Hunde, sondern erschrecklich! Da springen die Kerle auf und es thut einen Donnerschlag, daß die Bille schier zusammenfällt. Das Feuer ist aus; ihre Kohlen sind aus sammt ihrem Lanterchen. Ihre Haare stellen sich zu Berge. Sie betet: „Alle guten Geister" — und läuft, so schnell sie kann, heim, und als sie in der Küche ihre todten Kohlen auf den Herd wirft, — schlägt's Eins, und sie erkennt, daß sie nicht bei den Gondershäusern, sondern bei bösen Geistern war.

„In der Todesangst eilt sie in ihre Kammer und kriecht mit den Kleidern in's Bett und zieht die Decke über den Kopf, und betet in der größten Todesangst alle Stoßgebete, die sie kann aus ihrer Jugendzeit.

„Als nun um drei Uhr die Drescher klopfen, ist keine Bille da, und als endlich der alte Fried aufsteht und sie wecken will, da redet sie irre. Er geht nun hinunter und will Feuer anmachen, um die Suppe für die Drescher zu kochen, da die Bille so krank ist. Als er aber an den Herd kommt, wie staunt er da! Der ganze Herd liegt voll Gold, voll purem Golde, lauter doppelte, alte Schildkarline. Er weiß nicht, was er machen soll und woher das viele gelbe Gold ist; aber er denkt: Besser ist der Hab' ich, als der Hätt' ich, und nimmt's, schafft's in die Kiste und thut, als hätt' er gar nichts gesehen.

„Morgens geht er zur Bille und sagt: „Was ist Euch denn passirt, Bille?" Da erzählt's die Alte haarklein und hat's hernachmals meiner Mutter selig erzählt und ist nach acht Tagen gestorben. Von meiner Mutter hab' ich's oftmals gehört."

„Dummes Geschwätze," sagte der Steiger. „Davon soll der alte Fried reich geworden sein?"

„Von was denn?" fragte ärgerlich Lehnert.

„Ei, der hat geschachert wie ein Jude und tüchtig geknäusert; hat Zinsen genommen, daß es eine Schande war. Dann hat ihm der Landschreiber Schlüssel in Simmern die Erlaubniß gegeben, eine Heerde Hämmel zu halten, so groß er wollte, und hat ihm das Geld geschossen. Endlich zog er viele Bienen im Bienenberg, und das Sprüchwort sagt: „Wer Glück hat mit Bienen und Schaf', der leg' sich nieder und schlaf'!" Als er zuletzt Schultheiß wurde, da mußte jeder Vogel, der über sein Haus flog, eine Feder lassen. Siehst Du, Lehnert," schloß der Steiger, „so ist er reich geworden; der Spitzbubenhändel nicht zu gedenken, die er gemacht hat."

„Ich weiß, was ich weiß!" brummte Lehnert und wiegte den Kopf von einer Achsel zur anderen.

„Aber, Schwieger," hob der Stumpf an, „Ihr seid von der alten Geschichte noch nicht auf das Heut' gekommen. Wie war's mit dem Stollen?"

„Nun,“ hob' Lehnert wieder an, „was damals in dem Stollen spukte, das ist nicht ausgewandert. Vor acht Tagen kommt die Annelies in unser Haus und erzählt, sie habe auf dem Heimwege von Simmern Abends ein rothes Licht in dem Stollen flimmern sehen, und drei andere Weiber haben's auch gesehen. Als ich nun auch in Simmern war, denk' ich, du mußt das Ding doch auch sehen. Wetter noch! ich war Pfälzer Grenadier in Mannheim vier Jahre und wär' beinah' Korporal geworden, wenn nämlich der alte gestorben wäre; da dacht' ich, hast du Kurasch wie Einer, und fürchtest dich vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht. Geh' ich spät fort, und als ich das Wiesenthal heraufgehe, seh' ich nach dem Stollen, der freilich jetzt ganz mit Holz zugewachsen ist — da seh' ich das Licht, höre drin pickeln und schlagen.“

„Und bist hingegangen, wie die alte Bille?“ fragte der alte Steiger lachend. „Du warst ja ein Pfälzer Grenadier in Mannheim, und die hatten Kurasch, wie Du sagst?“

„Da hätt' ich müssen ein Narr sein,“ sagte Lehnert. „Wär' er mir auf dem Wege begegnet, so hätt' ich ihm was anders gesagt; aber ihn aufsuchen, das war nicht nöthig. Das Sprüchwort sagt: „Mal' ihn nicht an die Wand, sonst kommt er hergerannt!“ Das aber laß ich mir nicht abdisputiren. Was meine Augen sehen, glaubt mein Herz.“

„Ich wär' hingegangen!“ sagte der Steiger.

„Da wäre mein Herz ein Narr,“ sagte Lehnert darauf. „Ich will ehrlich gestehen, daß mir eine Todesangst ankam, und ich heimlief, so schnell ich konnte.“

„Ja,“ sagte darauf Stumpf, „es ist wahr; er sah aus wie der Tod von Ypern!“

„Ach, was!“ rief der Steiger, „laßt mir das Geschwätze weg! Uns liegt anderes näher. Denkt einmal an das verfluchte Franzosenvolk! Die sind uns nahe. Was gibt's da mit uns, wenn die kommen und uns ausplündern?“

„Ach," seufzte Lehnert, „Ihr habt Recht. Wenn sie's nur nicht machen wie 1698, als sie die Pfalz verbrannten."

„Viel besser nicht," sagte der Steiger. „Ich kenne sie. Bin selbst als junger Kerl drin gewesen. Sie haben allezeit Deutschland verheert. Glaubt ja nicht, daß sie uns etwas bringen!"

„Ja, du lieber Gott," sagte Stumpf, „sie haben nicht einmal Schuhe. Gewehre auch nicht."

„Ha!" rief der Steiger, „hätt' ich nur ein paar Regimenter guter Schützen, ich wollte sie schon wieder in ihr Land jagen, daß ihnen die Lust vergehen sollte, in die Pfalz zu kommen."

In diesem Augenblicke jagte ein Windstoß das Fenster auf. Der Mond trat hinter einer Wolke hervor, und deutlich sah man einen Menschenkopf vor dem Fenster.

„Da lauert Einer!" rief Stumpf und griff rasch hinaus, um den Lauscher am Kopfe zu fassen; denn Stumpf saß gerade unter dem Fenster. Aber der draußen zog den Kopf zurück, und eine grölende Stimme rief: „Solche Großmäuler werden die Franzosen schon stopfen. Wart's nur ab, Du hergelaufener Dieb!"

„Halt, das ist der Caspar, der Halunke!" rief der Steiger, dessen Zorn in wildem Feuer aufloderte. Aufspringen, die geladene Flinte greifen, hinauseilen und losdrücken, das war Eins — und war geschehen, ehe Lehnert und Stumpf ihn hätten hindern können.

Ein entsetzlicher Schrei folgte dem Schusse.

Die beiden Männer hatten nun auch das Freie gewonnen. Der Nebel lag noch dicht auf der Erde.

„Um Gotteswillen, wen habt Ihr geschossen?" rief Lehnert.

„Mein eigenes Kind!" sprach dumpf der Steiger und taumelte gegen die Wand seines Hauses!

Aber in demselben Augenblicke hörte man Utilchens Stimme. Sie schrie: „Licht her, Jakob ist todtgeschossen!"

„Hört Ihr's," sagte Lehnert, „Eure Util lebt, aber des Caspars Sohn habt Ihr gemordet. Das ist des alten Hasses

Frucht, und der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist! Nun macht Euch fort, so schnell Ihr könnt!"

„Die Franzosen! die Franzosen!" hörte man in anderen Gassen des Dorfes rufen, und angstvoll stürzten die Leute aus ihren Häusern, nicht erwägend, daß, wären es die Franzosen gewesen, sie ihnen gerade entgegengelaufen wären.

Mit mehreren Laternen waren indeß Leute aus der Nachbarschaft herbeigeeilt. Man erkannte nun deutlich, daß Jakob, der Sohn des Schultheißen Caspar, am Boden lag. Das Blut rann stromweise, und der Unglückliche stöhnte heftig.

Util kniete neben ihm. Als sie aber das Blut sah, sank sie ohnmächtig in Lehnert's Arme, der sie in sein Haus trug unter dem Beistande Stumpf's.

Jetzt zertheilte Caspar den Haufen. „Ach, mein Kind! mein Kind!" schrie er außer sich. „Der Steiger hat ihn todtgeschossen! Ihr Gerichtsmänner, faßt ihn, daß er uns nicht entwischt!"

Mehrere Männer eilten nach des Steigers Hause; ein Eilbote jagte nach Simmern, um den alten Chirurgus Heidelberger zu holen, und andere Männer trugen den Verwundeten nach seiner Wohnung.

2.

Tiefer Haß und heiße Liebe sind nicht von gestern. Was so recht tief in's Herz hineingewachsen ist, das will Zeit dazu gehabt haben. So war's mit dem Hasse Caspars und des Steigers — und, daß ich's geradeheraus sage — mit der Liebe der schönen Util und des Jakob, ihrer Kinder.

Das Dorf, in dem diese Geschichte sich zutrug, lag an einem Bergabhange, der den Hochwald bedeckte. Die Flur dehnte sich rechts und links neben dem Dorf aus, und vor demselben zog sich

ein Wiesenthälchen hinab, dessen Seiten wieder mit Wald bedeckt waren. Dort hinab führte ein näherer Fußpfad nach Simmern, und ein Bächlein hüpfte, von Erlen und Weiden begrenzt, in die tiefere Senkung des Wiesenthals hinab. Das Dorf war lang. Wiesengärten, mit Hainbuchengehege umschlossen, lagen meist zwischen den Häusern. Etwa zweihundert Schritte von den beiden letzten, durch das Bächlein getrennten Häusern war an der linken Seite des Berghangs die große Halde und der Stollen gelegen, von dessen gespenstigem Wesen seit acht Tagen und länger das ganze Dorf sprach.

Mit diesem Stollen war es so. Von dem Dorf eine halbe bis dreiviertel Stunden entfernt, lag ein anderes, wo seit langen Jahren ein Silberbergwerk betrieben wurde, ohne daß jedoch der Ertrag eben bedeutend gewesen wäre. Ein Oberbergbeamter hatte nach genauer Besichtigung der Erzgänge nach Mannheim an die Hofkammer berichtet, er vermuthe, daß die besten Erze gewonnen würden, wenn man auf der anderen Seite des Bergs einen Stollen eintreibe. Das war vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren geschehen.

Da kam denn von Mannheim der Befehl, man sollte den Stollen anbauen. Leopold war damals ein junger Mann. Er stammte aus dem Odenwald und diente auf dem Silberwerk als Steiger. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, jenen Stollen anzulegen. Er kam in's Dorf; brachte Knappen mit und begann sein Werk. Man versprach sich außerordentlichen Vortheil; aber nach jahrelanger Arbeit, nach schweren Kosten gewann man die Ueberzeugung, daß Alles vergeblich sei. Die Arbeit wurde eingestellt, und Niemand dachte mehr an den Stollen. Im Laufe der Zeit wuchs an der Halde Gesträuch auf, welches bald den Eingang des Stollens verdeckte. Wie überall das Volk an solche verlassene Bergwerke wunderbare Mähren anknüpft, so geschah es denn auch hier. Der und Jener hatte es drin rumoren gehört; Andere sahen Flammen drin — kurz, es kam so weit, daß sich am hellen Tage

Niemand in die Nähe wagte. Und die Geschichte der alten Bille war vollends das Mittel, ihn zu einem Orte des Schreckens zu machen. Der Stollen war zwar außer Thätigkeit gekommen und der Steiger hätte können an das Silberwerk zurückkehren; der blieb aber da, legte Fäustel und Eisen bei Seite und wurde ein — Bauer.

Das war aber kein Werk der bösen Geister, sondern ein Paar blauer Augen, so blau wie der Himmel im Mai, hatten's bewirkt. Was können nicht schöne blaue Augen, zumal wenn sie aus einem so schönen Gesichtchen herausblitzen?

Unfern von dem Stollen lagen die zwei letzten Häuser des Dorfes. Der Bach trennte sie, und über den Bach lag früher ein eichener Steg, den aber einmal das Winterwasser mitnahm, und die Bauern meinten, das sei sehr gut gewesen. Kam auch kein neuer mehr dahin, sondern die Bewohner der beiden Häuser mußten weiter oben den Bach überschreiten. In dem einen dieser Häuser, und zwar in dem auf dem linken Ufer des Baches, wohnte früher der alte Fried und später sein Sohn Caspar, welcher nach seinem Geschlechtsnamen Weierich hieß, und eben das Amt seines Vaters, der Schultheiß gewesen, und seinen ansehnlichen Reichthum geerbt hatte. In dem Hause oder besser Häuschen auf dem rechten Bachufer wohnte ein armer Mann mit seinem Weib und seinem schönen Kinde, dem blonden Gretchen, mit den verwettert schönen blauen Augen.

Wer das Mädchen ansah, dem war's angethan für allezeit. Die Augen aber waren's nicht allein. Der Hunsrück ist nicht arm an schönen Mädchen, und ich möchte fast sagen, es sei kaum ein Landstrich reicher dran. Wer das Gretchen sah, mußte aber alsbald bekennen, daß eine schönere Jungfrau kaum werde gefunden werden. Sie war groß, wie alle Hunsrücker Mädchen, und kräftig gebaut; aber eine Tanne ist nicht schnacker. Ihr Haar war an Farbe und Zartheit wie der schönste Laubacher Flachs, und wenn es herabhing, konnte sie sich drauf setzen. Röthere Bäckchen hatte kein Herren=

apfel, und einen Mund hatte sie und Zähne drin — nein, die Kirschen von Salzig sind nicht frischer und der Schnee nicht weißer.

Des Fried's Caspar hätte müssen stockdumm sein, wenn er nicht gesehen hätte, welch' ein Staalsmädel da drüben aus dem Fenster sah. Er hatte auch keinen Waldkiesel, wo andere Leute das Herz haben — kurz, er verliebt sich in das Gretchen bis über die Ohren. Nichts begreiflicher wie das!

Man konnte nun gar nicht sagen, daß ihm das Gretchen hold gewesen; auch nicht, daß es ihn verabscheuet; aber lieb hatte es ihn nicht. Er war eben auch nicht sonderlich schön. Mit dem einen Auge sah er in die Brachflur — das heißt, er schielte mehr, als es nöthig gewesen, um die Leute im Zweifel zu lassen, wohin er sähe! Seine Haare waren röthlich, so wie die eines Kohlfuchses, daher er auch bei dem jungen Volke diesen Namen trug; aber er hatte Geld, war der einzige Sohn, sein Vater war Schultheiß und der Freund des Landschreibers Schlüssel in Simmern, und da meinten die Alten, das Gretchen säße da warm. Wenn man's so ansah, war's nicht uneben. Vater und Mutter machten nun, daß das Gretchen mit ihm ging, obwohl der alte Fried damit nicht ganz einverstanden war; denn Gretchen war arm und erbte nur etwa acht Morgen Acker und das Häuschen mit der Bitz, wie der Hunsrücker seinen eingehegten Wiesengarten nennt.

Als ihm aber der Caspar erklärte, daß er, wenn er Gretchen nicht heirathen dürfe, niemals freien würde: da zog der Alte die Segel ein und ließ, wie der Hunsrücker sagt, Gottes Wasser über Gottes Land laufen.

Was aber dem Caspar bei dem Gretchen mehr schadete, als die Kohlfuchsnatur seiner Haare und die abweichende Richtung seiner Augen, das war sein böses Herz. Den Armen, die an seiner Thüre Brod heischten, gab er harte Worte; brach Einer ein Bein, so lachte er; war er einmal gegen Jemand im Zorne, so wurde er nie mehr gut und redete ihm in Spott, Hohn und Ernst alles Böse und

Schlechte nach. Dabei ging er immer seine eigenen Wege, und sein Kopf mußte durch. Sein Hochmuth aber kannte keine Grenze. Er mußte überall der Erste sein, und da war er denn auch gar nicht geizig, wiewohl er sonst der ärgste Filz im Reiche war.

Gretchen war Vater und Mutter gehorsam, drum ging sie mit ihm zur Musik, wenn Kirchweihe war, und saß auch Abends in der „Maie" bei ihm und galt im Dorf als sein Schatz und, was auf Eins hinauslief, als seine künftige Frau.

Da wurde der Stollen angelegt, und der Steiger kam in's Dorf. Er wohnte im Oberdorfe bei dem Bäcker, wo er auch die Kost hatte, und der Stollen lag unten; der Steiger war damals so seine zwanzig Jahre alt, und Jedermann sagte: Die Sonne am Himmel muß sich freuen, wenn sie dem bildhübschen Burschen in's Angesicht scheint. Er betrug sich still und brav; kartete nicht und trank nicht; aber wer mit ihm sprach, sagte: Das ist ein räsonabler Mensch und hat auch Grütz im Kopfe, daß es eine Art hat, denn er redet wie ein Buch.

Wenn er Sonntags in die Kirche kam mit dem schwarzen Wamms und den weiten Aermeln, nebst den blanken Knöpfen und dem kleinen Krägelein, mit der schwarzen Sammtkappe und dem silbernen Fäustel und Eisen dran, dem breiten glänzenden Ledergurt und dem Leder hinten, und vorne mit der silbernen Schnalle; wenn er so kam, so schmacks, frisch und schön, wie kein Bursch im Dorfe, dann hätte einmal Einer die Köpfe der Weiber und Mädchen sehen sollen. Der Schulmeister mochte den schönsten Walzer als Vorspiel aufspielen, Keine trat den Takt mehr dazu; der Pfarrer mußte tüchtig auf die Kanzelbibel schlagen, wenn sie einmal nach ihm sehen und auf ihn hören sollten — kurz, der Steiger verdrehte alle Köpfe im Dorf, und die Bursche wünschten ihn sammt und sonders über alle Berge. Das merkte er freilich nicht. Ernst und stille horchte er auf die Predigt und ging still hinaus, wie er hereinkam, und grüßte und dankte gar höflich und ordentlich.

Nun mußte er jeden Tag durch's Dorf hinab nach dem Stollen. Erst ging er auf der linken Seite des Baches hinab und ahnte nicht, daß drüben auf dem rechten Ufer des Baches hinter den Milchtöpfen am Fenster die schönsten blauen Augen nach ihm spähten.

Am zweiten Pfingsttage war Musik bei dem Bäcker. Er kam auch herüber aus seiner Kammer und sah zu; aber seine Augen folgten nur Einer, und diese Eine war Gretchen.

Das schmeichelte Anfangs dem Caspar, und als der Steiger ihn bat, ihn einmal mit dem erglühenden Gretchen tanzen zu lassen, gab er's willig zu und war stolz darauf.

Das war ein Tanzen! Blitz und Hagel! Die flogen herum, und alle Welt rief: Solo! daß sie allein tanzten, und die Leute sahen mit hellem Pläsir zu und meinten, das sei das schönste Paar zwischen Rhein und Mosel, und es sei schade, wenn der und das Gretchen sich nicht bekämen.

Als sie so tanzten, sagte der Steiger: „Gretchen, warum siehst Du mich denn gar nicht an? Bin ich Dir ein Abscheu?"

„Ach nein!" flüsterte das Mädchen, und wollte es einmal probiren, ob sie ihn ansehen könne; aber sie wurde noch röther und konnt's nicht.

„Ich könnte Dich immer ansehen und würde gar nicht müde," sagte der Steiger, „Du liebliches Kind!"

Da meinte das Mädchen, es müsse in die Erde sinken vor lauter Scham, daß der schöne Herr Steiger mit dem armen Mädchen so spräche. Wer weiß, was ihr der Steiger noch gesagt hätte — aber der Tanz war aus, und der Caspar hatte schon Grimm genug.

Nun tanzte aber der Steiger auch nicht mehr, aber stand da, und seine Augen suchten immer das schöne Gretchen, und die himmelblauen Augen sahen unwillkürlich auch nach ihm. Trafen sie sich aber einmal halbwegs, so schlugen sie sie alle Zwei nieder, als hätten sie sich auf unrechtem Wege gefunden.

Am anderen Morgen ging der Steiger auf dem rechten Ufer des Baches hinab und ging an Gretchens Haus über den Steg.

Sie kehrte den Platz vor dem Hause.

„Guten Morgen, Gretchen," grüßte er. „Hast Du schon die Müdigkeit aus Deinen Gliedern geschlafen?"

„Ich war nicht müde!" lächelte Gretchen und sah ihn an, wurde aber blutroth, als sie die leuchtenden Augen des Steigers sah, und wandte sich ab.

„Ach," sagte der Steiger, „Du magst mich gar nicht ansehen; was hast Du gegen mich, Mädchen? Bist Du mir gram?"

Das Mädchen schüttelte das Köpfchen und lief in das Haus, und der Steiger ging nachdenklich über den Steg hinüber.

Abends, als er zurückkam, sah er fast die runden, blinden Glasscheiben durch; aber das Gretchen stand an der Thüre und sah durch eine Ritze und freute sich inniglich, daß er so in die Fensterscheiben sah, denn das galt gewiß nicht ihrer alten Mutter, sondern ihr und Niemandem sonst. Als er schon weit vom Hause weg war, sah er sich als noch einmal um. — Des anderen Tages traf sich's wieder, daß sie das Getränke dem Vieh in den Stall trug, als er kam. Diesmal konnte sie ihm nicht durchgehen, denn er stellte sich an die Thüre und sprach mit ihr. Nun, sie mußte doch höflich antworten und konnte gegen den manierlichen Mann nicht grob sein. Ueberdies konnte sie fast nur lächeln. So wurde es am Ende Gebrauch, daß sie sich Morgens sahen; dann auch Abends, wenn der Steiger Feierabend hatte. Es war gar nicht mehr anders möglich. Nach acht Tagen sah sie ihn auch an, und wenn sie lachte, sah der Steiger auf den Mund und auf die Lippen und war ganz verzaubert.

Nach vierzehn Tagen brummte die Mutter, daß Gretchen so lange ausblieb, wenn sie kehrte, oder das Vieh in den Stall oder aus ihm heraus that, und die Knappen im Stollen konnten gut ruhen vor der Arbeit, und der Feierabend kam frühe. „Macht

Schicht!" sagte der Steiger, wenn auch die Sonne noch ihre Strahlen auf den Stollen warf.

Gretchens Vater sagte zu seiner Frau: „Ich glaube, der Steiger hat ein Auge auf unser Kind."

„Ich glaub's fast auch," antwortete die Mutter; aber mir wär's viel lieber, wenn sie den Caspar heirathete, der so reich ist und sie so lieb hat." Der Vater zuckte die Achseln; aber sie wußten nicht, daß draußen, hinter dem Hause, wo Gretchen ihr selbstgesponnenes Tuch auf der Wiese des Grasgartens begoß, Caspar bei ihr stand und sie mit Vorwürfen überhäufte.

„Du läufst dem Lump, dem Steiger nach!" grollte er.

„Du lügst," schmollte das wunderschöne Mädchen. „Er kommt hier vorüber und grüßt. Soll ich unartig sein und nicht wieder grüßen? Und wenn er mich frägt oder mich anredet, soll ich ihm nicht antworten?"

„Ja, das sollst Du!" rief zornig der Caspar.

Gretchen richtete sich auf und fragte: „Wer sagt das?"

„Ich," rief Caspar, „denn ich will Dich heirathen!"

„So?" dehnte mit einem spöttischen Lächeln das Mädchen; „Du hast das Freien bei höflichen Leuten gelernt. Zum Heirathen," fuhr sie fort, „müssen allemal Zwei sein."

„Willst Du mich nicht, Gretchen?" fragte zornig der Caspar. „Ich bin der reichste Bursch im Dorf!"

„Und ich das ärmste Mädchen," entgegnete sie. „Da passen wir nicht zusammen. Du mußt Dir eine Reiche suchen."

„Ich will aber nicht!" rief er aus.

„So laß es bleiben!" war Gretchens Antwort.

Sie wollte ihn stehen lassen und weggehen. Da eilte er ihr nach und faßte ihre Hand.

„Gretchen, ich kann nicht ohne Dich leben!" sagte er fast weinend.

„Du hast zwanzig Jahre ohne mich gelebt, und wirst es ohne Zweifel auch länger können," erwiederte sie.

„Gretchen, werde mein Weib!"

„Nein," sagte sie — und schlüpfte in das Haus.

Sie eilte in ihre Kammer und weinte. Ach, der Caspar hatte sie so lieb seit der Schule her, das wußte sie, und nun hatte sie ihn abgewiesen! Sie begriff nicht, woher sie den Muth genommen. Vor einem halben Jahre hätte sie sich in Alles gefügt und wäre seine Frau geworden, denn sie wußte nicht, was es hieß, einen Mann lieb haben. Jetzt wußte sie's und fühlte, daß sie Caspar'n nicht lieb hatte, wohl aber — den Steiger.

Ihre Eltern wußten nichts von dem, was vorgefallen war. Am Abend kam der Schultheiß Fried und freite um das Mädchen in aller Form.

Gretchen stand hinter dem Hause und weinte. Da kam der Steiger.

Kaum sah er die Weinende, als er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke sprang. Er legte seinen Arm um den schlanken Leib und fragte: „Warum weinst Du, liebes Gretchen?"

„Ach," seufzte das arme Mädchen, „drinnen ist der alte Schultheiß Fried, der um mich für seinen Caspar wirbt, und ich fürchte, meine Eltern lassen sich vom Gelde bethören und sagen ja."

„Und Du willst ihn nicht?" fragte er mit klopfendem Herzen.

„Ich hab's ihm vorhin gesagt," fuhr das schluchzende Kind fort, „daß ich seine Frau nicht werden mag."

Er drückte sie fest an seine Brust. „Willst Du meine Frau werden, Gretchen?" fragte er sie. „Ich habe Dich lieb wie mein Leben. Ich habe Brod, bin aber nicht reich. Willst Du?"

„Ja!" flüsterte das Mädchen und barg ihr Köpfchen in der Schürze.

Der Steiger sprach kein Wort mehr und zog sie eiligst durch die Hinterthüre in das Haus, und trat mit ihr in die Stube, wo der alte Fried saß und seinen Reichthum auskramte.

„Vater und Mutter," sagte der Steiger, nachdem er gegrüßt,

„ich habe eben unter Gottes freiem Himmel mit Eurer Tochter mich verlobt. Sie hat vor Gott mir ihr freiwilliges Jawort gegeben, und so kommen wir, um Euren elterlichen Segen Euch zu bitten, und gelöben Euch kindliche Liebe, Treue und Gehorsam."

„Was?" rief der Fried, „wollt Ihr Euer Kind dem hergelaufenen Menschen geben?"

Der Steiger sagte heftig: „Ich bin ehrlicher Eltern Kind; Niemand kann mir etwas Uebles nachsagen, und mein Amt ernährt Frau und Kind. Falls ich aber Lust hätte, es aufzugeben, so hab' ich gesunde Arme und Lust zur Arbeit, und Ihr braucht mein Weib und meine Kinder nicht wegzujagen von Eurer Thüre, wie die anderen Bettler!"

Der Schultheiß sah den Steiger überecks und ordentlich scheu an, als er so sprach, griff nach seiner Kappe und sagte: „Wenn's so steht, so will ich gehen und dem Glücke Gretchens nicht hinderlich sein." Aber in seinem Gesichte lag giftiger Spott und Hohn, als er das sprach, und sein Auge schoß giftige Pfeile auf den Steiger. In der Thüre wandte er sich noch einmal um und rief in die Stube: „Die fünfzig Gulden, die ich Euch geliehen, müßt Ihr in acht Tagen zahlen, sonst laß ich Euch pfänden!"

„Die sollt Ihr haben," sagte der Steiger, und der Alte rannte hinweg wie ein Besessener.

„Da haben wir's," sagte seufzend Gretchens Vater, und das Mädchen weinte heiße Thränen. Allein nach einer Stunde vertraulichen Gespräches war Alles gut, und die Alten segneten ihre Kinder und der Steiger drückte den Brautkuß auf die schönsten Lippen. Die Thränen versiegten in den schönen blauen Augen, und sie strahlten so hell, wie droben am Abendhimmel die Sternlein.

Des anderen Morgens trat der Steiger in des Schultheißen Stube.

„Hier bringe ich Euch die fünfzig Gulden nebst den Zinsen von Martini bis Dato," sagte er; „seid so gut und gebt mir Quittung für meinen Schwiegervater."

„Ist's schon so weit?“ fragte höhnisch der Alte. „Nun, es ist gut, daß Euer Sparpfennig so weit reicht.“

„Laßt Euch das nicht kümmern, Schultheiß,“ sagte der Steiger. „Es hat noch keine Noth. Seht nur zu, daß Ihr die Quittung ordentlich schreibet.“

Der Alte schluckte eine giftige Rede hinunter, denn der Steiger stand so fest und groß vor ihm, daß es ihm schier unheimlich im eigenen Hause wurde. Als er ihm die Quittung reichte und der Steiger sie prüfte, sagte er: „Nun könnt Ihr gehen.“

„Das will ich noch etwas aufschieben,“ sagte der Steiger, „weil ich noch etwas mit Euch zu reden habe. Nächsten Sonntag werde ich ausgerufen, da sollt Ihr mich in die Gemeinde aufnehmen. Seid so gut und thut das gleich.“

Knirschend vor Wuth, holte der Schultheiß das Bürgerbuch und schrieb den Namen hinein, und der Steiger zahlte seine fünf Gulden Einstandsgeld. „Seid so gut und gebt mir Quittung,“ sagte er.

Das mußte abermals der Schultheiß thun.

„Meinen Feuereimer will ich morgen in Simmern holen,“ sprach er weiter, und dann erst sagte er Adjes und ging.

Der Schultheiß wagte nichts mehr zu sagen.

Caspar saß droben in der Oberstube und weinte und fluchte auf den Steiger.

„Weißt Du was?“ sagte der Alte zu ihm, „mach's kurz und freie an des Bienenberger Müllers Ammarie, das ist ein Staatsmädel und hat Geld.“

„Ja,“ rief Caspar, „geht hin, Vater, und freiet; denn ich will dem Gretchen die Freude nicht lassen, daß es mir einen Korb gegeben, und dem Steiger will ich's schon einträuken.“

Des Müllers Ammarie war ein lustig Ding, das gern Hochmuth trieb. Die konnte keinen armen Teufel brauchen. Sie hatte längst auf den reichen Caspar ein Auge und nach ihm die Angel geworfen. Als nun der Alte unverhofft kam, wurd's bumms! richtig,

und der Caspar wurde geholt und Handstreich gehalten noch an dem Abend, und der Wein floß in Strömen, und die Herrlichkeit hatte kein Maß.

Als Fried und Caspar Abends spät heimgingen, sagte der Fried: „Nun werdet Ihr bis Sonntag mit einander ausgerufen, und der Pfarrer muß Dich zuerst ausrufen, ich will's schon fertig machen."

Am anderen Tag war das ganze Dorf voll von der Neuigkeit. Die Frauen sagten: „Dem Gretchen gönne ich den schönen Steiger. Es wäre doch eine Sünde gewesen, wenn der scheele Kohlfuchs das schöne Mädchen gefreiet hätte." Die Mädchen sahen traurig drin, denn sie hätten alle selbst den Steiger gern genommen; aber das gute Gretchen verkleinerte Keine.

Es war aber gerade, als sollte dem Caspar Alles schief gehen! Als der Schultheiß zum Pfarrer kam und fragte, ob der Steiger schon dagewesen sei, sagte der Pfarrer: Ja. Fried drang nun in den Pfarrer, ihm das Vorrecht zu lassen; allein der Mann blieb bei seinem Grundsatze, daß in der Kirche der Schultheiß nichts gelte und er die Reihenfolge beobachten werde. Das war nun neuer Verdruß und ein Grund mehr, Haß auf den Steiger zu werfen, obwohl der nicht dafür konnte.

Alles, was der Schultheiß und sein Sohn diesem oder seinen Schwiegereltern Unangenehmes zufügen konnten, thaten sie, des Steigers mühsam gehaltene Ruhe brach, und in immer steigender Leidenschaftlichkeit verfolgten sich Beide. Die Jagd, die der Steiger mit Liebe trieb, die Frohnde, die Gemeinderechte — Alles gab Veranlassung zu Reibereien und Prozessen, und so dauerte es fort, als Caspar nach seines Vaters Tode Schultheiß wurde. Häusliche Leiden änderten nichts. Gretchen starb und Ammarie starb — die Wittwer verfolgten sich nach wie vor, ja, es schien selbst, als wachse der Haß mit den Jahren.

Der Steiger war sehr in Rückgang gekommen durch die stets sich erneuernden Prozesse, welche ihm der Caspar anhing. Das

hatte an Gretchens Herzen genagt, wie ein nie rastender Wurm, und der Steiger sagte es sich und Anderen: der Caspar habe seine Frau gemordet. Seitdem war der Steiger so empfindlich und jähzornig geworden, daß wirklich schwer mit ihm leben war. Der Stollen war noch zu Lebzeiten des alten Schultheißen Fried eingegangen und ein schönes Einkommen damit für den armen Steiger gewichen. Er war ein kräftiger und ein sehr geschickter Mann. Bisher hatte der alte Schulmeister den Leuten die Güter vermessen. Als er alt wurde, that es der Steiger, denn er verstand die Feldmeßkunst aus dem Fundament und war ein Mann bei der Spritze, das heißt: fix und richtig waren seine Vermessungen. Außerdem schrieb er alle Kaufacte und Verträge im Dorfe, machte Erbtheilungen, und seine unbestechliche Rechtlichkeit erwarb ihm das verdiente Zutrauen aller Leute. So ernährte er sich, baute mit zwei Kühchen seine paar Aeckerchen und machte keine Schulden. Bei dem Oberförster stand er auch gut und half ihm in manchen Arbeiten. Auf der Jagd aber entging ihm nichts, was er auf das Korn genommen hatte. Der liebe Gott wachte, daß der Caspar allemal, wenn der Steiger auf die Jagd ging, nicht vor seine Thüre trat, denn bei dem glühenden Hasse Beider hätte Niemand für ein großes Unglück stehen können. So kamen und gingen die Jahre. Im Dorfe verlor der Caspar allen Anhang; denn sein griesgrämliches, gehässiges Wesen mißfiel Jedermann. Dabei war er niemals bereit, Jemandem zu dienen; indeß der Steiger bei Tag und Nacht zu Jedermanns Diensten war. Die Kinder der beiden Todfeinde wuchsen heran. Steigers Util war der Mutter Ebenbild, ja die alten Frauen sagten, sie wäre noch schöner. Die Bursche meinten, es sei nicht möglich, daß Jemand schöner sein könne, als Utilchen. Der Caspar hatte einen Sohn, fast gerade so alt wie Utilchen. Jakob war auch seiner Mutter nachgeartet. Die Ammarie aus der Bienenberger Mühle war ein gar hübsches Mädchen gewesen, nur von anderer Art als Gretchen. Sie hatte schwarzes Haar und

ein lebhaftes schwarzes Auge gehabt. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber die Frische ihrer Wangen ließ das ganz übersehen. Stolz und eitel war sie und hätte gern eine rechte Frau vorgestellt, daher sie auch ein schwarzes Tuchkleid von feinem Tuch und eine schwarze Sammtmütze über der weißen Nebelkappe trug; aber höchst gutmüthig war sie gewesen, und nicht selten kam der Fall, daß, wenn der Steiger auf der Jagd und der Caspar beim Oberamt in Simmern war, die beiden Frauen freundlich mit einander verkehrten und den Wunsch aussprachen, daß doch wieder ein Steg über den Bach möchte gelegt werden, damit sie und ihre Kinder leichter zusammenkommen könnten. Sie beklagten Ihrer Männer Hader, allein sie redeten umsonst zum Frieden — die harten Männerherzen und die eigensinnigen Männerköpfe blieben unversöhnlich. Als die sanfteren Mütter zu Grabe gegangen waren, verboten die Väter ihren Kindern jeglichen Umgang.

Sie bedachten dabei nicht, welch' einen Reiz das Verbotene für die Menschennatur hat. Gerade diese Kinder suchten sich. Als sie zu reiferen Jahren kamen und die Geschichte ihrer Eltern kennen lernten, da fragten sie sich: Können denn wir etwas für diesen unglückseligen Haß?

Utilchen dachte: Der Jakob ist ein bildschöner Junge und so gut, daß er hinter seines geizigen Vaters Rücken den Armen doppelte Gaben reicht! Warum sollt' ich ihm gram sein? Mir that er nichts, und der Pfarrer sagt, die Menschen müßten sich lieben. Ich bin ihm auch recht gut. Und der Jakob dachte: Meiner Six, alle Mädchen im Dorfe, ja im Oberamt sind doch nur Fratzen gegen das Utilchen. Was geht mich meines Vaters Haber an, der ohnehin unchristlich ist? Warum sollte ich mürrisch sein, wenn mir das Utilchen einen guten Morgen zulächelt, daß das Herz in der Brust vor Freude hüpft? Aber — die Väter hatten's verboten! Daher lächelten sie sich heimlich zu. In der „Maie" drückten sie sich wohl heimlich die Hand, und wer sie sah, sagte wie der ehrliche

Lehnert, die lassen nimmer voneinander, und der liebe Gott will den Haß der Väter in der Liebe der Kinder versöhnen.

Der Steiger ahnte lange Zeit nichts; wohl aber kam der Caspar dahinter. Der Jakob sagte aber bestimmt: „Ich bin Euer gehorsamer Sohn überall, aber nicht da, wo Ihr Haß befehlet und ich nicht hassen kann.“

Die Liebe war tief hineingewachsen in die beiden Herzen, und sie lernten frühe der Liebe Leid kennen. Wie oft weinte Utilchen über des Vaters Härte und Haß! Wie oft redete Jakob in seines Vaters Gewissen mit kindlicher Bescheidenheit Worte der Versöhnung! Aber das waren Wassertropfen auf eine glühende Eisenplatte!

Es blieb den Treuliebenden nichts übrig, als sich heimlich zu sehen und desto treuer zu lieben.

So waren sie denn auch an jenem verhängnißvollen Abend zusammen in dem Hause einer Freundin Utils gewesen, wo noch mehrere junge Leute versammelt waren. Dort hatten sie sich ewige Treue gelobt; jede Verbindung wollten sie ausschlagen und harren, bis vielleicht der Herr die harten Herzen bräche. Endlich, als der Hirte, der zugleich Nachtwächter war und auch bei ihnen gesessen hatte in der Gesellschaft, sich anschickte, die zehnte Abendstunde zu blasen, da brachen sie auf und gingen langsam im Schutze des Nebels daher, um zu ihren Wohnungen heimzukehren.

Unvermuthet fiel der Schuß, und Jakob stürzte nieder. Der Schrecken preßte Util einen heftigen Schrei aus. Auch um ihren Kopf sausten die Nr. 0=Schrote, ohne sie jedoch zu treffen. Jakob aber wand sich stöhnend am Boden, denn ihn hatten die Schrote getroffen, und der rasendste Schmerz durchwühlte ihn. So fanden ihn die Leute und trugen ihn in seines Vaters Wohnung.

3.

Die Gerichtsmänner mit den Flurschützen waren nach des Steigers Wohnung geeilt. Sie fanden sie leer. Sie durchsuchten

alle Räume; nirgends war eine Spur von dem Alten zu finden. Sein Mantel, seine Pelzmütze und seine Flinte, die alle drei ihre unabänderlich bestimmten Plätze hatten, fehlten. Sie zeigten Caspar an, daß sie vergeblich den Alten gesucht.

„O, der hat sich versteckt!“ rief dieser in seiner Wuth. „Lasset das Haus umstellen, wir werden ihn gewiß fangen, oder er muß verhungern.“

Es geschah, wie der gefürchtete Schultheiß befohlen hatte; aber die Nacht verging, und keine Spur war zu entdecken. Am anderen Morgen ließ Caspar jeden Winkel des Hauses durchspähen, aber es war Alles umsonst, was er aufbot, seinen Feind zu finden. Er war spurlos verschwunden. Als aber auch nach acht Tagen der Steiger verschwunden blieb, da sagten die Leute: Er ist in den Odenwald, in seine Heimath, wo er noch Verwandte hat, oder — er hat sich ein Leides angethan. Wenige Stunden nach dem unseligen Schusse kam der Chirurgus Heidelberger von Simmern an. Er untersuchte Jakobs Wunden. Die meisten Schrote waren ihm in den Schenkel gefahren, allein einige waren auch in die Seite gegangen, und hier lag die Gefahr nahe. Zum Glücke waren sie nicht in das Innere gedrungen. Sie herauszuschneiden, war eine schmerzhafte Operation.

Allgemein bedauerte man den guten Jakob und trug dem Steiger herben Groll. Alle Welt sagte, er habe absichtlich den Jakob getroffen, weil er bei Ulilchen gewesen. Caspar schrie die Welt voll. Ueberall wurde auf Betrieb des Oberamts nach dem flüchtigen Steiger gefahndet; aber man fand ihn weder in den nahen Oberämtern, noch im Trierischen und hessischen Lande, das mit Pfalz hier grenzte.

Der treue Pathe Lehnert mit Stumpf hatte sein ohnmächtiges Göthchen heimgetragen, und hier kam sie bald wieder in's Leben. Ihre erste Frage war nach Jakob, ihre zweite nach dem Vater.

Die Nachrichten, welche Stumpf heimbrachte, waren beruhigend über Jakob; nichts weniger aber die über den Vater, obgleich er ihr nicht Alles sagte. Lehnert ging und schloß das Haus ab,

das rings umstellt war, ohne daß er es bemerkte, denn der Nebel war wo möglich noch dichter geworden, als er vorher gewesen. Utilchen blieb bei Lehnert's diese Nacht. Am anderen Tage ging sie in ihr leeres Haus, mußte den Schmerz erfahren, daß der grimmige Feind ihres Vaters jeden Winkel durchsuchte, und blieb dann allein mit ihrem Kummer und ihren Sorgen.

Auffallend war es ihr, daß Brod und Lebensmittel fehlten, die sie noch am Mittage gesehen hatte. Sie theilte das ihrem Pathen mit.

„S — t!" sagte Lehnert. „Sag's Niemand, Kind, ich sehe daraus, daß Dein Vater seine Besonnenheit besaß, als er entwich. Weit ist er nicht."

Diese Vermuthung wurde indessen wieder zunichte, denn sie streiften in den Wäldern umher, ohne ihn zu finden. Auch in den Häusern befreundeter Leute, auf Mühlen und Dörfern in der Nähe fand er sich nicht.

Nach einigen Tagen, als Morgens Utilchen aus ihrer Kammer in die Wohnstube trat, hatte der Wind das Fenster aufgejagt. Sie wollte es schließen, da gewahrte sie einen Zettel. Er war mit Bleistift geschrieben von ihres Vaters Hand.

„Kind," schrieb er, „ängstige Dich nicht um mich. Ich bin an einem sicheren Ort; aber ich hungere. Morgen Nacht um zwölf Uhr trage hinter Lehnert's Haus einen Korb mit Brod und anderen Lebensmitteln, und binde oben darauf ein Deckbett von Federn. Was macht der arme Jakob? Schreib's auf einen Zettel und leg's in den Korb. Zerreiße den Zettel und schweige!"

Das Mädchen zitterte vor Freude. Sie dankte Gott für die sichere Nachricht von dem Vater, und eilte dann zum Pathen Lehnert, dessen Treue felsenfest war. Der staunte. — Er sann nach. „Kind," sagte er, „er wird doch nicht —?"

„Was denn, Pathe?" fragte das Mädchen angstvoll. „Er wird doch nicht in dem Stollen sein, wo der Teufel wohnt?" brach Lehnert heraus.

Utilchen schüttelte sich vor Entsetzen. „Nein, gewiß nicht," sagte sie, „mag er auch sein, wo er will. Eher möchte ich glauben," sagte sie darauf, „daß er in dem alten Kloster Chumbd *) einen Zufluchtsort gefunden habe. Er kennt es genau von jeher."

„Du magst Recht haben," sagte Lehnert. „Wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen. Er ist in Sicherheit, das ist die Hauptsache, und verständig und gescheidt." Alles wurde vollbracht, wie es der Vater geboten, und am Morgen war der Korb weg, stand aber einen Morgen später vor Lehnert's Hinterthüre, zum Zeichen, daß der Inhalt in die rechte Hand gekommen war.

War das Mädchen über die Sicherheit des Vaters beruhigt, so war ihr Herz es doch nicht über die Lage des Greises, der so sehr der Pflege in seinem hohen Alter bedurfte. Und doch hatte er nicht den Ort bezeichnet, wo er sich aufhielt. Diese Sorge quälte ihr Herz; auf der anderen Seite zog sie ihr Gefühl zu dem leidenden Geliebten, und sie durfte doch nicht zu ihm gehen.

Dieser innere gequälte Zustand der Jungfrau wurde noch verschlimmert durch die Angst vor den Franzosen.

Immer näher kam die Gefahr. Es kam die Nachricht, daß sie nahten, und die Furcht wurde mit jeder Minute größer.

Endlich stürmte ein regelloser Haufe dieser wilden Rotten in das Dorf, und Plünderung war das Erste, was sie begannen. Jedoch traf dies Geschick nur das Oberdorf. Sie mußten schnell zurück und sich also begnügen mit dem, was ihnen zu erreichen möglich war.

Eines Abends saßen Lehnert's mit Utilchen zusammen. Bereits hatte es Zehn geblasen und eben wollte Stumpf's Frau, die bei dem Mädchen in dem einsamen Hause schlief, mit ihr dorthin aufbrechen, da öffnete sich die Thüre und der alte Steiger trat herein. Alle sprangen auf.

---

*) Die Ruine ist längst vertilgt, das Dörfchen trägt den seltsam fremden Namen noch.

„Stille! Stille!“ flüsterte der Steiger, und drückte sein weinendes Kind an seine Brust; reichte den Anderen die Hand und sagte: „Machet das Licht aus, daß wir nicht beobachtet werden, ich habe Euch Wichtiges zu vertrauen.“ Das Licht erlosch augenblicklich. Die Thüre wurde geschlossen, und Alle setzten sich um den Steiger herum, der also anhob:

„Ich habe schwere Tage der Reue verlebt, Kinder, in meiner Einsamkeit, und ich hoffe, Gott wird mir die übereilte That verzeihen und den armen Jakob glücklich genesen lassen.“

„Aber wo steckt Ihr denn, Cumpeer,“ fiel ihm der alte Lehnert in die Rede, der es gar nicht abwarten konnte, bis der Steiger den Schlupfwinkel nenne, der ihn geborgen vor den Augen seiner Feinde.

„Gedulde Dich, Cumpeer,“ sprach der Greis. „Ihr wisset Alle, welche Mähr sich über das Gespenst im Stollen verbreitet hat.“

„Ich hab's gesehen!“ fiel Lehnert ein.

„Weißt Du, was es war, Cumpeer?“ fragte der Steiger den Gespenstersehe.

„Nun,“ sagte Lehnert, „die Gondershäuser aus der Hölle, wo Heulen und Zähneklappern ist, die der Bille den Hals umdrehen wollten? Was denn sonst?“ — „Ich, Lehnert, ich war's,“ rief halblaut der Greis. — „Was?“ fragten Alle im größten Erstaunen. — „Was, zum Kuckuck,“ rief Lehnert, „was hättet Ihr denn darin gemacht?“

„Das will ich Dir sagen, Cumpeer,“ nahm der Steiger wieder das Wort. „Ich hab' lange vorausgesehen, daß die Franzosen kämen; und daß sie uns Alles nähmen, das wußte ich auch. Da dachte ich, geh' hin und arbeite Nachts im Stollen. Erweitere ihn, daß er ein Zufluchtsort für dein und deiner Freunde Hab' und Gut werden kann. Wenn Ihr nun schlieft, ging ich hinaus, zündete mein altes Grubenlicht und fing meine Arbeit an. Ich wußte wohl, daß der Aberglaube mein Unternehmen am besten schützte und mich vor neugierigen Besuchern bewahren würde. Das traf Alles zu, denn wer auf den Aberglauben der Leute seine Rechnung stellt,

der täuscht sich sehr selten. Seit länger denn zwei Monaten treibe ich es so. Das Gestein, welches ich losgearbeitet, habe ich aufgemauert am Mündloche des Stollens und es mit Moos bestochen, und Süßholz-Stöcke hineingesetzt, daß auch das geübteste Auge dort keinen Eingang sieht, der erst an der Seite des Felsens ist, wo eine Eichenhecke ihm Schutz gewährt. Ein Loch, das man kaum von außen sieht, dient als Fenster, um Alles zu beobachten, was außen vorgeht. Tief im Stollen und zwar weit genug, um sicher zu sein, ist ein Luftschacht aus früherer Zeit, den ich noch anlegte, dort hab' ich einen Herd, um uns etwas Warmes zu kochen. Ich bin in diesem Verstecke gewesen bis jetzt und habe mich herausgewagt, um Euch zu sagen, daß Ihr nun Päcke machen und Alles mir bringen sollet. Sie kommen wieder, und wehe dann dem, der Nichts gerettet hat!"

Die Erzählung des Steigers setzte Alle in nicht geringes Erstaunen. Lehnert und Stumpf, eingedenk ihrer Unterredung mit dem Steiger, sahen beschämt zur Erde. Beide fühlten wohl, wie sehr sie verdienten, daß sie der Steiger strafe oder verspotte. Nichts von dem geschah; vielmehr gab der biedere Alte Rathschläge und eilte, nachdem er sich an warmer Speise erquickt, wieder dem Zufluchtsorte zu, da er dem Hasse Caspars nichts Gutes zutrauen durfte.

Utilchens Seele war beruhigt, da sie nun wußte, wo ihr Vater war, und rüstig begann sie Alles, was Werth hatte, vorzüglich die Leinwand, die ihre fleißige Mutter gesponnen hatte, zu packen. Ebenso thätig waren die Bewohner des Lehnert'schen Hauses, und schon in der folgenden Nacht nahm der Steiger Alles in Empfang.

Wie staunten sie, als sie in den Stollen eintraten! Hier ahnte Niemand eine menschliche Wohnstätte; hier war volle Sicherheit, wenn nicht der Verrath aus der Mitte Derer selbst, die hier Sicherheit suchten, hervorging. Es war Alles, wie der Steiger gesagt; ja es war um Vieles noch besser und zweckmäßiger, als er

ihnen es geschildert hatte. Wahrhaft erfinderisch hatte der alte Bergmann diesen Aufenthalt zur Stunde der Gefahr mit Bequemlichkeiten ausgestattet. Die ringsumherlaufenden Bänke, von Steinen gemauert, waren breit genug, um als Lagerstätten zu dienen, und das schönste Moos bedeckte sie. Tief in dem Raume war eine Nische für die Lampe, damit Helle verbreitet wurde und man außen doch das Licht nicht warnehmen konnte.

Eine Ahnung schien dem Steiger zu sagen, daß die Gefahr sich nahe. Er drängte zur Eile, und wirklich erwies sich seine Vermuthung als wahr.

„Von dem „stumpfen Thurme" her und von der Höhe von Kirchberg kommen sie in Schaaren!" riefen sich die Frauen angstvoll zu. Wer noch etwas zu verbergen hatte, that's, so schnell er konnte.

„Diese Nacht noch kommen sie!" riefen die Aengstlichsten. Aber die Nacht ging ruhig vorüber, nicht aber der Morgen des kommenden Tages. Die weißgetünchte neue Kirche des Dorfes lockte die Plünderer. Man sah die Kirche als weißen Punkt aus der Ferne mehrerer Stunden. Die Franzosen gaben der Vermuthung Raum, es sei das stattliche Schloß eines Adeligen, und dorthin warfen sich tausend Mann, vom General Championnet befehligt, den Punkt zu besetzen. Lüstern nach Raub warf sich die Colonne dorthin und erreichte vor Mittag noch das unglückliche Dorf.

Wüthend, sich so arg in ihren Erwartungen getäuscht zu haben, liefen sie aus den Gliedern und stürmten in die Häuser. Schüsse fielen. Das Angstgeschrei der Bewohner, das Fluchen und Toben der Franzosen erfüllte die Luft. Es war eine sinnbetäubende Verwirrung. Ihr Vieh ließen die Bauern los und trieben es nach dem Walde, noch ehe die Feinde das Dorf erreicht hatten.

Der Steiger war urplötzlich in seinem Hause erschienen, dennoch raffte sein zitterndes Kind Vergessenes zusammen.

„Fort!" rief er, „fort, so schnell Du kannst!" Er drängte das todtbleiche Mädchen zum Hause hinaus. Und als sie weg war, riß

er Thüren und Fenster auf, warf alles alte, irdene Kochgeräthe in Scherben auf den Boden, warf Tische und Stühle um — und nachdem er diese scheinbare Zerstörung angerichtet, zog er sich nach dem Stollen zurück. Dort fand er Lehnert, Stumpf und seine Frau, welche auf seinen Rath eine ähnliche Zerstörung in ihrem eigenen Hause vorgenommen hatten.

4.

Wie weise die Berechnung des Steigers gewesen war, zeigte der Erfolg. Als die Franzosen an des Steigers und an das Haus Lehnert's kamen und das greuelvolle Bild der Verwüstung sahen, verließen sie beide schnell, überzeugt, hier habe bereits ein Haufe ihrer Genossen Alles aufgeräumt und das Unbrauchbare in heiterer Laune zerstört.

Von des Steigers Hause zog ein Trupp hinüber zu dem Caspars. Den kranken Sohn schonten sie, nachdem sie sein Bett durchsucht; aber den Alten quälten sie und mißhandelten sie unbarmherzig. Sie verlangten Geld.

Da waren sie freilich an den Rechten gekommen, denn er hatte allerdings Geld, mehr als irgend Einer im Dorf; aber es herzugeben, war nicht seine Meinung. Umsonst betheuerte er seine Armuth. Das schöne Haus strafte ihn Lüge. Sie drohten erst, seinen Sohn, dann ihn zu erschießen; aber es war erfolglos. Jetzt riß der Faden französischer Geduld, der ohnehin nicht lang gesponnen ist, und zwei Gascogner machten sich die teuflische Lust, den Alten mit ihren Bajonetten zu kitzeln und endlich mit den Kolben der Gewehre zu stoßen, daß er stöhnte vor Schmerz; aber sein Geld verrieth er nicht. Müde des Quälens im Hause, rissen sie ihn hinaus, um ihn ohne Weiteres an dem Apfelbaume, welcher den Hof beschattete, aufzuknüpfen. Schon war Alles im besten Fortgang, als sich Jakob herbeischleppte und um Erbarmen anhielt, aber vom Schmerze seiner Wunden überwältigt niedersank. Der

Anblick des Leidenden, sein Flehen erweichte die harten Herzen der Peiniger. Jakob hielt ihnen einen Beutel dar, worin einige Thaler waren. Dies aber reizte nur die Begierde der Wütheriche. Sie stürzten jetzt in das Haus, um jeden Winkel zu durchspähen. Der alte Caspar sah sich kaum frei, als er, ohne des bejammernswerthen Sohnes zu gedenken, nach dem Holzschuppen lief und dort einen Strumpf mit Geld*) unter dem schirmenden Holze hervorzog, ihn eiligst in der Seitentasche seines Kamisols verbarg und das Freie zu gewinnen suchte.

Einer jener beiden Gascogner hatte ihn beobachtet durch ein Fenster des zweiten Geschosses.

Eiligst setzte er ihm nach. Caspar, seinen Verfolger gewahrend, nahm in seiner Todesangst die Richtung nach dem Stollen. Obwohl der Greis einen weiten Vorsprung vor seinem jugendlichen Verfolger hatte, so fingen doch bald seine Kräfte an zu versagen; denn die erlittenen Mißhandlungen, die ausgestandene Todesangst, die noch und jetzt auf's Neue seine Seele erfüllte, hatten seine Kraft verzehrt. Schon war der Verfolger nahe, da entstand im Dorf ein fürchterliches Geschrei, und die Trommel wirbelte.

Der Franzose stand und horchte. — Sollte der Feind nahe sein? — Noch einmal sah er sich nach seinem Schlachtopfer um, fuhr mit dem Gewehr an den Kopf, zielte, und die Kugel pfiff dahin. Er aber, als der Greis nicht augenblicklich stürzte, wandte sich nach dem Dorfe zurück.

Zu dem Ohre des Franzosen war der Schmerzruf nicht gedrungen, den Caspar nach dem Schuß ausstieß, wohl aber zu dem des Steigers, der an der Oeffnung stand, welche er selbst zum Spähen hergerichtet.

Wohl war das Schreien und Rufen aus dem Dorfe zum Ohre

*) Das ersparte Geld in einem Strumpf aufzuheben, ist eine alte Sitte des Hunsrückens.

der im Schachte Geborgenen gedrungen und hatte dort die Wirkung nicht verfehlt. Bleich wie eine Leiche saßen Utilchen und Stumpf's Frau da. Die hellen Thränen rieselten über ihre Wangen herab. Die Hände gefaltet, betete sie um den Schutz des Himmels für die Unglücklichen. Utilchen betete hauptsächlich für Einen. Ach, hätte sie gewußt, was dort sich ereignet; hätte sie den Armen, dessen Verband sich gelöst, blutend im Hofe liegen sehen, sie wäre nicht hier geblieben, und hätte sie ihr Leben wagen müssen. Die Männer saßen stille da und lauschten angstvoll dem fernen Tumult.

Als der Steiger den Schuß und den Angstschrei hörte, erkannte er die Stimme seines Todfeindes, des Caspar; aber zu seiner Ehre sei es gesagt, kein anderes, als das Gefühl des Mitleids bewegte seine Seele.

Langsam kam das Stöhnen jetzt näher, und plötzlich erschien Caspar unfern der Oeffnung, an welcher der Steiger stand.

Dort sank er nieder. — Der Steiger, welcher allein wußte und wahrnahm, stand wie eingewurzelt. Da sprach Caspar betend: „Ach, Herr, ich fühle es, Dein Arm hat mich ereilt. O vergib mir meine Sünden! O vergib mir, was ich dem armen Steiger Böses gethan, wie ich ihm vergebe, was er meinem Kinde zufügte. Ach, daß er hier wäre und meine Thränen sähe und mir vergeben könnte!"

Diese Worte, unterbrochen vom Stöhnen einer todtwunden Brust, drangen zu des Steigers Ohren, und alsbald verließ er die Oeffnung und eilte hinaus.

Als ihn Caspar erblickte, fuhr er empor und starrte ihn an mit Augen, die weit aus ihren Höhlen traten. Als aber der erste, erstarrende Schrecken vorbei war, reichte er seine Hand dem Steiger entgegen.

„Mit mir ist's aus," stöhnte er, „der Franzose hat mich gut getroffen. Steiger, könnt Ihr, wollt Ihr vergeben, was ich Euch Uebels gethan?"

Der Steiger reichte ihm stumm seine Hand.

„O sprecht nur Ein Wort," flehte der Sterbende, „nur Ein

Wort der Vergebung, daß ich doch sterben kann mit dem Trost, Ihr habet mir meine Uebelthaten verziehen!"

Dem Steiger pochte ungestüm das Herz. „Steht's so schlimm mit Euch, Caspar," sagte er. „So sterbt in Frieden, ich vergebe Euch alles Leid, alles Weh, allen Jammer, den Ihr mir und meinem Gretchen zugefügt."

„Ach, Gretchen," seufzte der Caspar. „Sagt, hat sie mir nicht geflucht, als sie starb?"

„Nein, Caspar, nein; sie war zu gut dazu!"

„Ja wohl," sagte dieser, „sie war ein Engel. O Steiger, erquickt meine welke Zunge mit einem Tropfen Wassers!"

Jetzt hatten die drinnen das Gespräch gehört, sie liefen heraus, und Utilchen stieß einen Schrei aus, als sie Caspar bluten sah.

„Gretchen! Gretchen!" rief der Caspar, dessen Auge trübe wurde, „Gretchen, vergib mir, ich bin ja schuldig an Deinem Tode!"

Das Mädchen zitterte.

„Wo ist Jakob?" fragte sie Caspar.

„Ach, der liegt blutend im Hofe!" sagte er.

Der Steiger kam und erquickte den Todfeind mit Wasser, daß er wieder zu sich kam.

Jetzt untersuchten Lehnert, Stumpf und der Steiger seine Wunde. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen. Rettung war unmöglich. Sie mußte die edlen Eingeweide verletzt haben.

Sie verbanden die Wunde, so gut es ging. Der Leidende war sichtbarlich gestärkt. „Wo ist Utilchen?" fragte er.

„Dort eilt sie hinab zum Dorfe!" rief der Steiger voll Todesangst.

„Laßt sie," sprach Caspar. „Gottes Engel schützen und geleiten sie. Meinen Jakob wird sie suchen, wenn er noch lebt."

„Gerechter Gott," rief Stumpf, „ist der denn auch geschossen?"

„Nein," sagte Caspar. „Er wollte mir zu Hülfe eilen, als sie mich aufhängen wollten, und da ist er umgesunken und hat viel — geblutet. O, die Hand Gottes hat mich ereilt!"

Stumpf lief Utilchen nach, während der Steiger, Lehnert und Stumpf's Frau den Verwundeten in den Stollen trugen. Hier berichtete der Unglückliche die Ereignisse; denn das Wasser, welches ihm der Steiger reichte, schien seine Kräfte zu beleben.

Während dessen war Utilchen wie das flüchtige Reh zum Dorfe geeilt, und Stumpf konnte sie nicht mehr erreichen; wohl aber fand er das Geld Caspars, was ihm, als er sich mühsam die Anhöhe zum Stollen hinaufschaffte, mußte aus der Tasche gefallen sein, ohne daß er es in seiner Todesangst merkte. Stumpf verbarg es in seinem Rock. Als er sich dem Dorfe näherte, zogen die Feinde jenseits aus demselben hinaus. Es war ihm kein Zweifel, wo er Utilchen suchen müsse. Er lief zu Caspars Hause. Da bot sich ihm ein rührendes Schauspiel.

Auf einem Balken, welcher unter des Hauses Fenstern lag und als Bank diente, erblickte er Jakob, todtenbleich halb liegend, halb sitzend. Vor ihm kniete Utilchen weinend und aufgelöst in namenloser Angst.

„Ach, stirb nicht! stirb nicht! mein Jakob," rief sie jammernd aus, „unsere Väter haben sich ja versöhnt!"

Dies Wort weckte wie mit magischer Kraft den Ohnmächtigen. Er sah sie an und lächelte. „Was sagst Du?" fragte er, seine Hand matt ihr darreichend.

Jetzt trat Stumpf hinzu und bekräftigte, was des Mädchens Mund gesagt hatte.

„Was ist Dir, Jakob?" fragte Stumpf.

„Mir ist so matt, als müßte ich sterben!" sagte er, „und mir war so wohl, als mich Utilchen weckte!"

Stumpf trug ihn auf sein Bett, entkleidete ihn und verband seine Wunde wieder. Stumpf mußte ihm Alles erzählen.

Als er aber von seines Vaters Gefahr hörte, wollte er auf und ihm zu Hülfe eilen; aber zu matt und entkräftet vom Blutverlust sank er zurück auf sein Lager.

Allmälig waren die Bewohner des Dorfes nun zurückgekehrt

mit tiefem Wehklagen über die Zerstörung ihrer Wohnungen. Als aber vom Stollen her jetzt ein Zug kam, den Niemand so sich erwartet, lief Alles, was Leben hatte, seines Jammers vergessend, herzu.

„Ist das nicht der Steiger?“ fragten Diese.

„Ist nicht der Verwundete Caspar?“ fragten Jene.

„Der Welt Ende muß nahe sein,“ meinten Andere, „wenn diese sich versöhnen!“

Wie sehr aber auch die Bauern sich wunderten: das, was sie für unmöglich gehalten hatten, war geschehen. Lehnert und Stumpf, der wieder hinausgeeilt war, und Stumpf's Frau trugen den alten Caspar in dem Sessel des Steigers, an den sie in der Eile zwei Stangen gebunden, und der Steiger ging neben her und hielt des Caspars Hand.

Sie trugen ihn in sein Haus zu seinem Sohne. Tief ergreifend war das Wiedersehen Beider. Wie sehr aber auch andere und edlere Gedanken Caspars Seele erfüllten, sein Antlitz leuchtete doch auf, als der ehrliche Stumpf das Geld in dem Strumpf, an das er jetzt erst wieder dachte, auf Jakobs Bett legte.

Er reichte ihn Utilchen. „Heb's auf, Kind,“ sagte er. „Es ist Euer Heirathsgut,“ und dann hieß er das hocherröthende Mädchen nahe herzutreten zu Jakobs Bett, dessen Hände der Steiger hielt, und faßte, sich mühsam erhebend, des Mädchens Hand.

„Steiger,“ sagte er, „legt Jakobs Hand in die ihre.“

Und als es geschehen war, lehnte er sich zurück und sagte: „Das ist das Siegel der Versöhnung!“ Noch einmal seufzte er tief auf. Ein Blutstrom entquoll seinem Mund — und der Tod hatte sein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt.

Dumpfes Schweigen herrschte; als aber der alte Steiger die Augen des Verstorbenen zudrückte, löste sich das Gefühl Aller in Weinen auf.

Die Zweite.

Eine Historie.

1.

Durch die großen und hellen Fenster eines stattlichen Hauses am Markte zu —m blickte die Februarsonne von Anno 1838 ebenso freundlich als mild in ein Stübchen, das, mehr lang als breit, sich neben der Apotheke hinzog, deren Thüre auf die Hausflur mündete. Das Haus aber war eben die Apotheke zum Pelikan und das Stübchen des Herrn Apothekers Wohnung.

Wer da glauben wollte, daß er und seine gewichtige Ehegenossin dies Stübchen aus Noth zur Wohnung gewählt, der hätte fehlgeschossen; denn des Raumes war genug da in dem großen Hause; vielmehr kam das aus purer Pietät, und nebenbei aus alter Gewohnheit. Hier hatten die Eltern gewohnt, und hier hielt er sich seit seiner Jugend auf, ergo blieb er da. Seine Gattin liebte auch das heimliche Stübchen, weil sie aus dem Eckfenster, wo ihr Sessel auf einem Auftritte stand, nicht bloß den Markt, sondern die zwei belebtesten Straßen des Städchens übersehen und ohne Mühe Notiz nehmen konnte von jedem neuen Anzug und dergleichen mehr, was einer ordentlichen Frau wichtig ist.

Das Stübchen war ungemein wohnlich. An der schönen Glanztapete mit abgesetzten Bouquets hingen einige alte Bilder in Oel gemalt, die, längst bedeutend geschwärzt, eben nur noch erkennen ließen, daß das eine ein holländisches Bohnenfest darstellte mit aller derben Natürlichkeit, welcher man so oft in diesem Genre

begegnet; das andere aber ein Viehstück war, in dem der Bulle, wie auch sonst, prädominirte. Der Apotheker nannte mit Adel und Stolz das erstere einen Mieris, das zweite einen Klomp. An diese Repräsentanten der alten Kunst reihten sich dann nun in stattlichen Rahmen: Les adieux de Fontainebleau, Napoleon bei seinem Zug über den Simplon, seine Rückkehr von Elba und sein Tod auf Helena, Alles gute Stiche. Dazwischen sah man einige Schlangen in Spiritus, in Eau de Cologne-Gläsern, einige ausgestopfte Vögel in Kästchen, einen Schmetterlingsspiegel und diverse Raritäten. Ein Fortepiano stand darunter, das übrigens lange keine Hand berührt hatte. Ein Canapé stand an der gegenüberliegenden Wand, über dem eine Reihe schöner Pfeifen paradirte. Ein Secretär befand sich unfern des Fensters, dessen Gardinen zierlich aufgesteckt waren. So ungefähr sah's in dem Stübchen aus, das sich durch holländische Reinlichkeit auszeichnete. Zwei Personen gehörten zur Staffage des Bildes.

Die Eine war die Dame des Hauses, die, wie billig, zuerst genannt wird, nicht eben aus Galanterie des Erzählers, der's sonst daran auch nicht gerne fehlen läßt, sondern weil sie eben die erste Rolle im Hause spielte und zwar durch ihr Uebergewicht in zweifacher Weise. Madame Rühle war eine stattliche Frau von fünfzig Jahren; fünf Schuh sieben Zoll maß sie so gut als einen Zoll, und wer ihr Gewicht unter zwei Centnern schätzte, irrte sich um ein Erkleckliches. Sie war sehr gutmüthig, sehr neugierig, sehr phlegmatisch, daher sehr langsamer Rede; aber ihr Wille war Gesetz im Hause, wie sich das von selbst verstand! Sie saß im nußbraunen Tibet, im niedlichen Tüllhäubchen mit Rosaband und Blümchen gemächlich im weiten Polstersessel in der Fensterecke, grüßte hinaus die Grüßenden und war ungemein freundlich. Herr Rühle war der Zweite. Er konnte als das absolute Gegentheil seiner Frau gelten; denn er war äußerst klein und dürr wie ein Strickspieß dabei. Gutmüthig war er aber genug für den Hausgebrauch, neugierig

gar nicht, und wenn seine Art und Weise mit irgend etwas verglichen werden könnte, so war es Quecksilber.

Vor Madame Rühle stand jetzt eben ein Tischchen, auf welchem der Kaffee sein Aroma aushauchte. Sie ergriff die neusilberne Klingel, deren Ton in die Apotheke reichte, wo eben der Apotheker dispensirte. Schneller mischte er die braune Mixtur, rascher flog die Feder über die Signatur, an deren Haupt der lithographirte Pelikan kunstreich in ein großes R verschlungen war, band schnell diese fest, drückte den Stöpsel ein, schnitt den Papierüberband rund, reichte sie dem wartenden Dienstmädchen mit einem feinen Lobe ihrer blühenden Wangen — und flog dann, noch ehe das erglühende Landmädchen jenseit der Thüre war, zur Herrin, die bereits zum zweiten Male nach der Klingel reichen wollte, und das war der Generalmarsch im Hause.

„Da bin ich schon, Settchen," rief er, die Hände reibend. „Hol's der Henker, daß man den Subjecten wöchentlich einen Mittag zum Spaziergang erlauben muß!" Mit diesen rasch hervorgestoßenen Worten rückte er den Stuhl vis-à-vis seiner Liebsten, schlug den braunen Flaus, der jedoch in nahem Grade mit dem Rocke des bekannten Spiegelschwaben verwandt war, aus einander und nahm Platz, indem er mit einer federkräftigen Bewegung auf den Stuhl hüpfte, dessen Höhe keineswegs mit dem Maße seiner Beine harmonirte. Hastig schlürfte er die Tasse aus, griff zur Pfeife und setzte sich dann an den Secretär, dessen Klappe auflag und mit einem Folianten und vielen Papieren bedeckt war.

Frau Rühle nahm von dem Allen keine Notiz. Sie trank und sah zum Fenster hinaus.

Nach einiger Zeit warf der Apotheker die Feder weg und trat mit freudigem Gesichte vor sein Settchen.

„Da!" rief er aus. „Nun ist das letzte Conto fertig! Morgen mag der Stößer diese Hundert und Eins wegtragen. Aber wann wird das Geld kommen? Das wissen die Götter! Settchen, glaube

mir, es gibt keinen unseligeren Erwerb, als so eine vermaledeite Apotheke. Das ganze Jahr borgen, nichts als borgen; und ist das Jahr um, so bekommt man erst Nichts; muß die Conti aus dem Schuldbuch extrahiren, höflich zustellen und in Demuth warten, bis es den Leuten beliebt, das Geld zu schicken. Senden sie es mit Fluchen, dann muß man noch dankbar quittiren, muß extra ein Präsentchen schicken von Magenmorsellen, Feigen, Citronat, Jungfernleder, Gerstenzucker oder eine Stange Storax, Rauchkerzen, Königsrauch, Rosenwasser, Benzoë, Pomade, englisch Pflaster, Eau de Cologne und dergleichen Dingen. Bekomme ich die etwa gratis? — Leider zeigen die Defectenrechnungen von Jobst und Wippermann das ellenlange Gegentheil. Das halt Einer in Geduld aus!"

„Laß es bleiben!" sagte Madame Rühle und betrachtete die Nachbarin, die Gewürzkrämersfrau, die mit einer neuen Pelzpelerine eben ausging, um den Kaffee bei der Frau Stadtpfarrerin zu trinken.

Herr Rühle rückte die Brille zurecht und sah seine Frau fragend an. „Mit Gunst, Settchen, bist Du bei Trost?" fragte er.

Ein Feuerblick traf ihn ob dieser kecken Rede. Er sagte mehr, als hundert Worte.

Der Apotheker zwang sein Gesicht in Lachform. „Du scherzest, Liebste," verbesserte er honigsüß. „Du weißt, wie mächtig das Herkommen und wie es gewagt ist, dagegen zu streiten. Ich wollt' 'mal das Schreien im Casino hören, wenn ich's unterließe? Auch scheinst Du gar nicht daran zu denken, wie es mir in diesen bedenklichen Zeitläuften darum zu thun sein muß, mir die Gunst des Publikums zu sichern. Seit der philanthropische Präsident hier war, ist unser trockner Landrath auch von diesen verrückten Ideen beherrscht, wie der überhaupt mit Confusionen behaftet ist. Du weißt ja noch, wie sich der Simplicissimus in die Ansicht verbissen hat, es müsse in einer Stadt von dreitausend Seelen eine zweite Apotheke errichtet werden. Daß das nicht aufgegeben ist, liegt klar vor. Gesetzt nun, es geschähe, alle Pest! dann säße ich! Der Mensch bedenkt nicht,

daß hier die Leute rasend gesund sind, unsere Luft desperat rein und unser Wasser übermäßig klar ist. Seit Anno 1814 keine epidemische Krankheit mehr! Die Cholera ließ sich nicht blicken, und was hab' ich an der allein verloren? Ach, mit Weh gedenke ich der verdorbenen Vorräthe, die ich noch, wie die verwelkten Chamillen, so sündtheuer bezahlen mußte! Da komme Einer auf! Erwäge nur, wenn der Zweite an der Taxe abthut, so läuft Alles zu ihm und ich bin ruinirt."

„R-u-i-n-i-r-t?" gähnte die Apothekerin. „Das müßte denn doch seltsam kommen." „Ja wohl, ruinirt," fuhr Rühle in wachsendem Feuer fort und rannte dabei Dampfwolken blasend auf und nieder, „völlig ruinirt. Meinst Du denn, ich gäbe den mausekahlen Doctoren so süße Worte, daß Jeder meint, ich venerire ihn am meisten, wenn ich nicht wüßte, daß eine Zweite herkommt? — Ich hasse sie aus dem Fundamente, wie sie sich selber hassen und sich doch mit Händereiben: „Verehrtester Herr Collega" nennen; aber man muß sehr politisch sein, wenn man bestehen will. An Erwerben ist kaum mehr zu denken. Julchen im Institute kostet jährlich —"

„Schweig' mit Deinem Gekrächze!" rief die Dame am Fenster, ohne daß sie ihre Stellung veränderte.

Rühle hatte den wunden Fleck berührt. Aufhören war jedoch jetzt seine Sache nicht. Er brach hier ab und knüpfte sogleich den anderen Faden wieder an.

„Wenn ich den Tag sechs Recepte dispensire, so ist das viel. Wie will man bestehen? — Wär's noch die gute alte Zeit, wo die —"

„Sei stille!" sprach Settchen, und blickte mit rollendem Auge den Redseligen an. Er kannte dieses: Stille! und diesen Blick.

Rühle war fast am Desperatwerden. Er mußte reden, und sollte der Hausfriede brechen. In diesem Augenblicke kam zur guten Stunde ein Recept. Er eilte in die Apotheke, kam aber bald wieder. „'s war nur ein Säftchen," sagte er, „wie sie leider jetzt nur vorkommen. Sieh', Settchen," hob er an, „Dir gab der liebe

Gott so eine Fischnatur, die nicht aus ihrer Kälte herauskommt. Bei mir ist's anders. Ich muß mich aussprechen. Bei wem aber soll ich's, wenn nicht bei Dir? Thu' mir den Gefallen und laß mich 'mal aussprechen. Es brennt mir im Herzen wie Feuer!" Sie schwieg und nahm die Stellung zur Siesta, gähnte und schloß das kleine Aeugleinpaar. Die Katze schnurrte zu ihren Füßen, der Kanarienvogel zwitscherte, die Pendule pickte, und Rühle fuhr fort:

„Ja, die gute alte Zeit, als ich noch Lehrling und Subject war! Damals war die verfluchte Taxe noch nicht. Es herrschte noch die Pharmakopöe von 1711, in der noch alle die Arcana und Elixire, die Tincturen und Pülverlein wichtig waren, welche jetzt antiquirt, droben in der Materialkammer stehen, wo noch die complicirtesten Pflaster gemacht wurden. Ja, da galt's noch. Die Leute glaubten und zahlten. Da kam der unselige Hahnemann mit seiner Homöopathie, mit seinem Verdünnungssysteme, das unseren Profit verdünnte. Die Pharmakopöe kam, die Taxe, und aller Segen wich. Nun wirthschaften gar der Prießnitz und der Oertel mit ihrem Wasser. Jeder Brunnen wird zur Apotheke, und uns bleibt am Ende gar nichts übrig, als daß wir eine Wasserschenkanstalt errichten und die Brunnen pachten, wobei denn doch noch die Gemeindekasse gewönne." Er seufzte tief auf und fuhr nach einer kleinen Pause in seiner Jeremiade fort: „Nehme ich nur eins für Viele, die Blutegel nämlich. Wär' nur der Franzose verdammt, der sie so en vogue brachte! Ich muß sie theuer bezahlen, wohlfeil verkaufen, dreifach sortiren, und die Hälfte krepirt, ich mag sie nun in Torf setzen, oder in Wasser. Was ich an den Bestien verliere, mag ich gar nicht berechnen; aber mir blutet das Herz. Kommt gar ein Gewitter, so ist ganz der Teufel los. — So geht's in hundert Fällen. — Du klagst über Deine Mägde, mein Settchen; Gott soll's wissen, wie mich diese Canaillen von Subjecten oder, wie sie neumodisch heißen, Gehülfen ärgern. Gehülfen? daß Dich der —! — Ja, die helfen, daß die Liqueure alle werden, sie saufen

wie die Bienen. Selbst der Rectificatissimus ist vor ihren weiten Gurgeln und durstigen Lebern nicht sicher. Ich könnte meine Apotheke allein versorgen; allein ich muß so einen Nagel zur Todtenlade haben. Da sitzen die Herren im Midicinalcollegio, die hören die Flöhe husten und nießen und sagen allemal Prosit. Kommen Einem diese Füchse in die Apotheke und visitiren, dann heißt's: Defect hier, Defect da. Ich glaube, die haben's mit den Materialisten! Dann ist Alles nicht recht. Dreißig Zimmetsorten und vierzig Chinasorten — unter die man keine Lohe mehr mischen kann — müssen dasein. Ueberdies reden sie eine chemische Sprache, die der Teufel verstehen kann. Man meint, sie sprächen Hottentottisch. Sie wollen tausenderlei Apparate haben, von denen unser Einer nichts weiß. Niemand ist schlimmer als der langbeinige Medicinalrath, der Neidsack! — Der will immer, daß ich die Filtrir-, Destillir- und wer weiß was für Apparate kaufen soll. Ja, kaufen! Wart' ein wenig! Wie aber dem sei, kommt die Zweite, so muß ich dran, wie ich mich auch sträuben mag. Das ist der Fluch der Concurrenz, daß sie Einen wider Willen nöthigt, all' das verrückte Zeug mitzumachen, aus dem alten, guten und sicheren, auch lucrativen Gange zu weichen und jeder Neuerung zu huldigen, die so ein Windbeutel ersinnt und die Welt voll schreit, wie vortrefflich sie sei, während sie den Teufel nichts taugt."

Die Apothekerin war während des Sermons ihres Gatten sänftiglich entschlafen. Er hatte das in der Gluth seines Eifers durchaus nicht wahrgenommen und mit wunderbarer Volubilität der Zunge die Qualen seines Herzens heruntergeschauert. Settchen duselte behaglich. Als aber nun ein remarcables Schnarchen sich vernehmen ließ, wurde er aufmerksam und zugleich kreidebleich vor Grimm.

„Warte!" sagte er mit verbissenem Aerger, „Du sollst wach werden." Er eilte in die Apotheke und holte eine Karaffe mit Salmiakspiritus, die er ihr vor die Nase hielt.

Mit einem Schrei erwachte sie, und ihr erstes Wort war das liebkosende: „Esel, was treibst Du mit mir?“

„Gottlob! Settchen, daß Du lebst! Wie war mir so bange! Ich meinte, Du lägest in einer tiefen Ohnmacht. Nun maule mir nicht, Du siehst, daß ich als Mann vom Fache daran denken mußte, Dich zu erwecken!“ So sprach er mit heiliger Miene, die aber die Malice schlecht verhüllte.

Rühle kannte seine Frau. Sie glaubte ihm auf's Wort, um nur nicht weiter nachdenken zu müssen, und nach einer so heftigen Gemüthsäußerung war lange Ruhe gewiß. Er fuhr fort: „Sieh', liebes Kind, ich habe Dir da all' mein Elend erzählt, und Du hast es am Ende gar nicht einmal gehört! O, ich armer Mann!“

„Als ob ich das nicht auswendig wüßte, wie meinen Katechismus?“ — sprach Madame Rühle. „Darum soll mir Julchen auch niemals einen Apotheker heirathen. Ich weiß leider, was das heißt!“

„Du?“ rief jetzt Rühle im heftigsten Zorn, und stemmte beide Arme in die Seite. „Du weißt's, was das heißt? Ich will mich nicht selber loben, aber mein' Seel', einen solchen Mann hättest Du in der Welt nicht wieder gefunden. Laß ich mir nicht Alles gefallen? Bin ich nicht die Sanftmuth selbst, die Geduld und Langmuth? — Ist mein Geldbeutel nicht offen für jede neue Mode, so kostbar sie auch sein mag? Bin ich nicht Stadtrath und Du die Erste Frau der Stadt nach der Bürgermeisterin — und vor ihr, ja, das sag' ich, vor ihr; denn Du bist reich und die eine arme Hexe!“

„Sei stille,“ sprach die Gattin, „ich meine nur, Ihr habet Alle so ein Nummer 99 im Gehirn!“

„Ha, das alte Lied, das immer „Kuckuck“ klingt!“ schrie er jetzt, auf's Aeußerste gebracht. „Wär's ein Wunder, wenn man närrisch würde mit so einem Weibe?“

„Rühle!“ sprach Madame, runzelte die immer noch weiße Stirn und erhob den Zeigefinger der rechten Hand drohend. Wie sich die Wellen des Meeres legen, wenn der Sturm ausgetobt hat,

aber noch lange hoch gehen, so brummte zwar Herr Rühle, aber der Sturm war bedräuet.

„Ich weiß wohl," sagte er nach einigem Auf- und Niederrennen im Zimmerlein, „daß die Leute den Apothekern nachsagen, es rappele zu Zeiten im Capitol; allein nulla regula sine exceptione, das heißt, sie sind nicht alle Narren. Ich, zum Beispiele, mache eine seltene Ausnahme. Wenn's aber auch ist, so steht es fest, daß dies nur den Gerüchen zuzuschreiben ist, die unser Einer immer einathmet. Laß mir übrigens die Apotheker in Ruhe. Es ist mir noch keiner vorgekommen, der ein armer Mann geworden wäre, wenn er nur irgend zu rechnen verstand. Ich hoffe, es war nur Scherz, und wenn heute ein tüchtiger Pharmaceut käme, Du gäbest ihm Julchen gerne."

„Nimmermehr!" war die kategorische Antwort.

Rühle hielt's nicht länger aus. Er rannte zur Thüre hinaus und warf sie hinter sich zu, daß das Thürfenster klirrte. Ob das eigentlich Frau Rühle's Ernst war, lassen wir dahingestellt sein. Sie dachte überhaupt nicht viel, am wenigsten in die dunkle Zukunft hinaus, von der wir Sterbliche ja doch nichts erdenken. Die Attaque, die eben Statt gefunden, war bald vergessen, denn eine Bekannte, welche eintrat, gab der Scene eine andere Richtung. Auch Rühle kam zurück und bewies, daß sein Grimm bis auf den letzten Rest verraucht war, denn er lächelte wieder sauersüß.

Die Freundin kam aus der Residenz, wo Julchen in Pension war. Nachdem die neuesten Moden abgehandelt waren, sagte die Dame: „Da muß ich Ihnen denn doch auch ein kleines Abenteuer erzählen. Meine Cousine nahm mich auf einen Maskenball mit. Alle Welt, was das eine Pracht war! Welche Costüme! Welche Züge! Welche Charaktermasken! Nie habe ich Schöneres gesehen. Wie ich noch so ganz vertieft im Anschauen dieser Herrlichkeiten dastehe, kommt eine allerliebste kleine Hexe von Zigeunerin daher gehüpft, nimmt meine Hand und sagt mir Dinge, die nur Jemand wissen konnte,

der ganz vertraut mit unseren Verhältnissen war. Ich gestehe, daß mich das heillos frappirte. Endlich fällt mir's wie Schuppen von den Augen. Das war — Julchen! Ihr wundernettes Julchen!"

„Julchen!" riefen Vater und Mutter zugleich, hocherfreut über das Lob. „Freilich!" fuhr die Freundin fort. „Und sie hätten sie sehen müssen, wie ihr das Costüme stand. Nein, das muß ich Ihnen ohne Schmeichelei sagen, eine solche Gestalt, so zart und fein gebaut und doch so voll und jugendlich elastisch, hab' ich lange nicht wiedergesehen. Und gar, als sie sich demaskirte! Sie haben sie in einem Jahre nicht gesehen, wie ich auch; ich wette, Sie kennen sie kaum wieder. Ein allerliebstes Gesichtchen, von zauberischer Anmuth umflossen!"

Die beiden Alten strahlten vom Glanze der Verklärung. Madame Rühle hatte andächtig ihre Hände gefaltet, und Papa kraute sich unter der Perrücke.

Die Erzählerin fuhr fort: „Mir war das Mädchen gerade wie ein Engel; denn nun hatte ich doch Jemand aus der Heimath bei mir in dieser großen Welt. Wie sie mich ausfragte! Aber es dauerte nicht lange; denn sie hatte wahrhaft das Gerisse, wie man hier sagen würde. Sie tanzt aber auch wie ein completer Engel. Einer besonders tanzte mit ihr am häufigsten." —

„Wer war er denn?" — fragte die Mutter in größter Spannung.

„Es soll ein Gehülfe aus der Hofapotheke sein."

„Daß dich der —!" rief mit der Zunge schnalzend die Mutter.

„Ei, sieh' 'mal," fuhr die Freundin fort, „was haben Sie denn gegen den? Ich sage Ihnen, es war der schönste Mann auf dem Balle, der beste Tänzer und der gewandteste Unterhalter."

„Seien Sie nur ruhig, werthe Frau Gevatterin," nahm jetzt Rühle das Wort. „Meine Frau hat heute so ihre Ratte. Sie meint das nicht so arg, als es aussieht."

Jene lachte, „ich denke auch," — sagte sie darauf; „aber auch Ihnen bringe ich eine Neuigkeit mit. Der Landrath hat's nun

durchgesetzt, es kommt eine zweite Apotheke her, und die Concession ist schon vergeben."

Das war ein Donnerschlag, der auf's Haupt traf.

„Eine Zweite!" rief endlich Rühle aus. „O, ich geschlagener Mann! Wie soll's nun in der Zukunft gehen?" Er rannte hinaus, um sich Luft zu holen, denn im Zimmer wurde es ihm zu enge.

„Sehen Sie," sprach Madame Rühle, „so sind diese Neunundneunziger! Wenn auch ihr Schäfchen längst im Trocknen sitzt, so meinen sie doch, sie müßten zu Grunde gehen, wenn das Alleinrecht ihnen genommen wird. Wir sind nicht arm. Leben und Lebenlassen ist mein Grundsatz — aber — Julchen darf keinen Apotheker heirathen!"

2.

Der Erzähler hat hier den holden Leserinnen eine Ehestandsscene geschildert, die nichts weniger als grau in Grau gemalt ist. Er darf versichern, daß sie sich haarklein ereignete. So viel, als sie zuletzt als Nutzanwendung zu der Freundin sprach, war lange nicht über die Lippe der guten Dame gegangen, die Freundin überhob sie auch des weiteren Redens, indem sie den Courmacher Julchens schilderte, aber auch einfließen ließ, daß Offiziere, Assessoren und andere Fashionabilitäten sie umkreist, wie die Planeten die Sonne. Die Referentin hatte wirklich gesunde Augen gehabt und zu Julchens Lobe nicht zu viel gesagt. Sie war wirklich allerliebst, das mußte ihr Jedermann zugestehen. So himmelblaue Aeuglein sah man selten, und der Himmel, den sie bargen, war noch schöner und reiner und treuer. Das nußbraune Haar hob den schneeweißen Teint, und die Wängelein schienen pure Rosen. Doch wozu das Mädchen schildern. Alle Männer riefen: Sie ist ein Engel! und die Dandys, Incroyables und Muscadins flüsterten: Himmlisch! Zauberisch! und waren dabei

am Verschmelzen. Das Institut war stets umschwärmt von halbsatten Lieutenants, die auf Ehre schworen, sie jagten sich eine Kugel durch's Hirn, wenn sie sie nicht sähen.

Julchen Rühle hatte von ihrer Mutter Ruhe, von ihrem Vater Beweglichkeit, von ihrer Mutter Kälte und vom Vater Feuer geerbt, so war sie eine recht ansprechende Erscheinung. Jedermann liebte sie, besonders Fritz Herbert.

Neben dem Institute war die Hofapotheke. Hier war Fritz Herbert, dort Julchen Rühle. Alle Mädchen im Institute waren der einstimmigen Meinung, der Fritz sei der schönste Junge der Stadt, und der bescheidenste und der beste Tänzer, und der lieblichste Sänger, und der gewandteste Guitarrenspieler und noch eine Anzahl Und's. Das war im Grund Alles wahr und richtig, allein der Fritz kümmerte sich um das Alles wenig, denn er sah nur einzig und allein nach Julchen. War das der Zug des Herzens, oder der pharmaceutische, oder war's Galvanismus, zu deutsch: Metallreiz — denn Julchen war reich, wie auch ihr Vater verzweifeln wollte. O der argen Welt, die überall Berechnung wittert, wo doch das Herz mit dem armen Kopfe längst davongelaufen ist! Nein, es war der stille, heilige Zug, der Verwandtes vereinte. Mit Beiden war's der uralte Gang. Zuerst Blicke, dann Blicke mit Ausdruck, dann mit Lächeln, dann mit Erröthen — dann stumme Begrüßungen auf dem Balle — dann steife Redensarten — dann gelenkigere, dann zutrauliche Reden — dann warme — dann glühende — zuletzt: Liebe! Als die einmal da war, da war auch eine telegraphische Correspondenz eingerichtet, die zuletzt einer papiernen den Platz gönnte. So stand's, als die Landsmännin kam, sah, hörte und referirte. Und im Institut ahnte keine Seele, was zwischen Julchen und Fritz vorging. Alles war ja in der Ordnung, und um Kleinigkeiten kümmerte sich die Vorsteherin nicht.

Die Mutter vergaß die Sache, und der Vater meinte, es sei so Kinderei, wie zu seinen Subjectenzeiten, wo er auch Cour gemacht, und

doch zuletzt ohne alle Cour sein Settchen acquirirt, nebst der Apotheke zum Pelikan. Während denn in der Residenz die parfümirten Herren den Apotheker verwünschten, der das schönste Mädchen der Residenz gekapert, trug sich in der Apotheke zum Pelikan in —m eine fatale Geschichte zu.

Das Subject, welches dermalen daselbst servirte, hieß Mörser und war, so viel Herr Rühle dafür hielt, ein ganz traitabler Mensch, der Botanik mit Maß und auch Chemie trieb, ohne viel zu verderben. Er besaß die große Kunst, zu schweigen und zu schmeicheln, schien ein Schaf und war ein Fuchs. Er liebte die Spirituosa über Gebühr, besonders den Malaga. Da nun Herr Rühle solchen haben mußte, jedoch selten anwandte, so sah er nicht viel danach. Er wußte, sechs Flaschen waren da und damit hollah. Eines Tages blieb das Subject über Gebühr lange in der Materialkammer, wo er eben Malaga holen sollte. Als das die Geduld des Principals ermüdet, und er hinauslief, siehe, da lag Mörser, das edle Subject, toll und voll in der Stube und sang: „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust ꝛc." Einen Augenblick stand der Principal betroffen, dann aber erkannte sein schlauer Blick den Zusammenhang. „Warte, Du Kölner Funke, Du Saufaus," rief er, „ich will Dir die Lieb' und Lust aus dem Leibe treiben!" eilte und nahm ein spanisches Rohr, das da stand, und begann den Trunkenbold zu kielholen. Unglücklicher Weise war aber Mörser Einer von denen, welche durch prägnante Fälle schnell wieder zur Besinnung kommen. Er raffte sich auf und tauschte die Rolle in einer Weise, daß der dürre Principal Mordio! schrie. Die Materialkammer lag hinten hinaus, wo selten Jemand war. So hörte ihn Niemand.

Durch die angestrengte Arbeit war das Subject ganz zu sich gekommen, stellte endlich das malitiöse Instrument an seinen Ort und sprach:

„Verehrtester Herr Principal, das jus talionis, zu deutsch: Vergeltungsrecht, ist das älteste, wie ich seiner Zeit von meinem Rector vernommen, und hatte selbst vor dem mosaischen und römischen Rechte Geltung unter allen Gebildeten gewonnen, und ist in der Regel unter vier Augen ausgeübt worden bis vor wenigen Minuten. Ich

verhoffe, Sie haben, Verehrtester, dessen Principien jetzt auf's Vollkommenste gefaßt, und erlauben, daß wir jetzt zusammen in die Apotheke zum Dispensiren schreiten, nachdem wir uns hierselbst beiderseits durch einige Leibesübung und Pflasterreichung geziemendst vorbereitet. Billiger Weise lasse ich ihnen den Vortritt, weil ich im Vertrauen gesagt, den Nachtritt von Ihrer Seite fürchte, sintemalen Sie stark echauffirt zu sein scheinen."

„Hund!" schrie der Apotheker.

„Entschuldigen Sie, Verehrtester, ich heiße Mörser, und habe mit dieser Gattung, was zoologisch feststeht, keine Verwandtschaft!" Mit diesen Worten machte er eine Verbeugung und führte den hinkenden Principal zur Stubenthüre, der sich umsonst von seiner nervigen Faust loszumachen bemühte.

„Aus meinem Hause! Fort!" schrie mit den wüthendsten Geberden und von Wuth erstickter Stimme der Principal.

„Sehr gütig," replicirte in unverwüstlicher Laune der Gehülfe, „ich werde mir die Ehre geben, Ihr Geschäft zu verlassen, werde aber zuvor dem von Ihnen so benannten langbeinigen Medicinalrath einige Eröffnungen über die Art und Weise machen, wie Sie der Taxe wohlmeinend nachhelfen, wo sie zu bescheiden ist, und die Medicamente verarbeiten, damit sie weiter reichen; auch die gebrauchten Blutegel um halben Preis wieder annehmen, damit sie den Leuten nicht krepiren u. s. w."

„Satan!" brüllte Herr Rühle und fuhr mit der Hand nach des Subjects Gurgel.

Der aber faßte seine Faust mit Kraft und hob den Principal unter seinen linken Arm wie einen Waarenballen und schritt behende mit ihm die Stiege hinab, setzte ihn dann nieder und ging mit einem Knix in seine Stube, um sein Bündel zu schnüren.

Rühle mußte in die Apotheke, um die Mixtur zu bereiten. Hier verrauchte sein Grimm so schnell, wie er gekommen. Er sah ein, daß er bei der Malice des Mörser in nicht geringe Verlegenheit kommen

könne. Daher versuchte er seine Frau in das Interesse zu ziehen; allein hier fand er taube Ohren. Der Mörser war der Liebling von Madame nicht, denn er maltraitirte die Katze beständig und war nichts weniger als artig gegen sie gewesen. So blieb denn dem Apotheker nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und das Subject freundlich zu gewinnen. Auch hier scheiterte seine Bemühung. Mörser lächelte kühl, zog die Achseln und meinte, nach so traulichen Mittheilungen, wie sie sich gegenseitig in der Materialkammer gemacht, wäre es nicht gut, länger unter einem Dache zu weilen. Er strich sein Salair ein, empfahl sich zu geneigtem Andenken und ging.

Die Calamitäten Rühle's hatten durch des Gehülfen Weggang einen höchst erfreulichen Zuwachs erlitten, welcher durch die augenscheinliche Heiterkeit seiner Frau an Wirkung zunahm. Schnell ergingen Briefe an Commissionäre und Materialisten, welche sich, wie Rühle sarkastisch sich ausdrückte, auch mit dieser **Materia peccans** befaßten, um den Defect zu decken. Nebenbei schrieb denn auch die Mutter an Julchen und äußerte ihre Freude, daß der Katzenfeind Mörser aus dem Hause gegangen.

Wie es zusammenhing, ob Julchen dabei thätig war, ist unbekannt; allein Thatsache war's, daß ein Pharmaceut, Namens Herbert, sich bei Rühle meldete und sofort engagirt wurde. Obgleich ihm das Herz blutete, die Hofapotheke und mit ihr Julchens beglückende Nähe zu meiden, so zog Fritz Herbert doch aus der Residenz ab, und manche kluge Leute wollten bemerkt haben, daß sein Aussehen ganz eigen unternehmend gewesen.

Eines Tages rollte denn vor der Apotheke zum Pelikan in —m ein stattlicher Miethwagen an, hinter dem ein schwerer Koffer aufgeschnallt war; aber keine Herbarien- und Mineralien-Kasten. Daher glaubte auch Frau Rühle, es sei ein Besuch, und der Apotheker erwartete nichts weniger als einen Gehülfen. Dennoch stieg ein blühend schöner, junger Mann aus dem Wagen, trat in die Apotheke und stellte sich als den Gehülfen Fritz Herbert vor; daß

er aus der Residenz kam, konnte natürlich nicht verschwiegen bleiben, wie auch, daß er in der Hofapotheke conditionirt habe.]

Herr Rühle stellte ihn sogleich seiner Frau vor, welche die Complexion und die Manieren des Herrn Herbert sehr angenehm fand und besonders beifällig bemerkte, wie er ihren Liebling, Freund Murner, gar gutmüthlich auf dem Kopfe krauete, der höchst amüsant zu schnurren begann und mit urkräftigem Behagen den dicken Schweif an dem neuen Gönner rieb. Das war ein mächtiger Schritt zur Gunst der Dame!

Ueber Tisch sprach Herr Herbert mit besonderer Salbung von der schönen Lage der Stadt —m, wie er ferner so Vieles von den liebenswürdigen Bewohnern und ihrem geselligen Verkehre vernommen und dergleichen. Das klang wie Musik in den Ohren der Madame Rühle, denn sie war nie weit über das Weichbild der Vaterstadt hinausgekommen. So galt ihr denn Alles hier den höchsten Preis. Es gab keine größere Localpatriotin als sie. Nun kam dieser charmante Mensch direct aus der Residenz, wo denn doch das Paradies ganz in der Nähe war, und fand —m so schön! Das war ein Schritt weiter in der Gunst der Patronin. Sie brachte endlich fein und schlau die Rede auf das Institut, dessen Pensionärin Julchen war, und lockte Herbert's Meinung heraus. Er lobte die Anstalt und pries die Weisheit der Eltern, welche dort ihre Töchter bilden ließen.

Settchens Antlitz leuchtete wie der Vollmond in einer kalten Winternacht.

„Wir haben auch eine Tochter in diesem Institute," sagte sie mit einer Selbstzufriedenheit, die ein Blinder selbst im Tone der Rede wahrgenommen haben würde, und mit besonderem Nachdruck.

Herbert fragte überrascht: „Sie?"

Madame nickte. „Kennen Sie die Mädchen?" fragte sie.

„Gewiß! Von Ansehen!" war Herbert's Antwort.

„So rathen Sie 'mal!"

Herbert sann; sah Madame Rühle und ihren heute sehr schweigsamen Gatten nachdenklich an, und hob dann an:

„Sie Beide haben braune Haare, blaue Augen. — Aha — jetzt fällt's mir ein, und die Aehnlichkeit fällt mir frappant auf, gewiß die allerliebste Brünette, die allen Herren so außerordentlich gefällt? Ich glaube, sie heißt —"

„Julchen!" fiel Frau Rühle ein.

„Richtig! Sie glückliche Mutter! Julchen ist das Ideal der Dichter! Es regnet Sonette auf sie im Wochenblatt."

„Was Sie sagen? Ei der Tausend!" bemerkte selig lächelnd Madame.

„Ich versichere Ihnen! Aber wie kann das auch fehlen? Sie ist schön wie ein Engel!"

Frau Rühle erröthete vor Seligkeit, und Rühle rückte vor Lust auf seinem Stuhle hin und her.

„Aber," hob sie endlich an, „man sagt, so ein — Gehülfe aus der Hofapotheke mache ihr die Cour. Ist das wahr?"

„Wüßte nicht," — entgegnete Herr Herbert, dem in diesem Augenblick etwas in die Sonntagsgurgel kam, daß er bedeutend husten mußte und das Gesicht in der Serviette barg.

Herr Rühle klopfte ihm mitleidig recht wacker zwischen die Schultern, daß das Uebel schnell vorüberging. Dies gab dem Gespräch eine andere Wendung, und bald wurde der Tisch aufgehoben.

„Ein netter Mensch, wahrhaftig!" sprach mit Lächeln Frau Rühle; „wie der artig sein kann, und was der einen richtigen Blick hat! erkennt ja doch gleich aus meinen Zügen meine Tochter!"

Sie setzte sich in den Sessel in der Fensterecke, schlürfte ihr Täßchen und sank in ihre Siesta, während Herr Rühle mit Herbert die Runde in der Materialkammer, Apotheke und dem Laboratorium machte.

„Ich gestehe, verehrter Herr Principal," hob Herbert an, als Beide wieder in der Apotheke waren, „daß ich noch in keiner Apotheke servirte, wo solche Eleganz, solche Ordnung, solche Fülle aller

Medicamente und Stoffe, solche Vollständigkeit im Laboratorium geherrscht hätte, als bei Ihnen. Selbst, im Vertrauen gesagt, in der Hofapotheke sieht's so nicht aus!"

„Was Sie da sagen! Der Herr Hofapotheker ist ja doch der Tertius der Visitatoren, der's also überall am besten haben sollte."

„Nun, Sie wissen doch, daß es leichter kritisiren ist, als besser machen!" versetzte Herbert.

„Freilich!" fiel Rühle ein; „aber da hat er mir Sachen verworfen, wie z. B. die China —"

„Die er selber nicht besser führt," ergänzte Herbert. „Glauben Sie mir, in der Hofapotheke thut der Name Alles. Wüßten Sie, was ich weiß."

„Glaub's wohl," sprach Rühle. „Es mag auch als so wenig kauscher sein, als bei anderen Leuten. Item, es geht ihn an."

Dies Gespräch würde noch fortgedauert haben, wenn nicht Herr Herbert noch eine Bestellung zu machen gehabt hätte. Er empfahl sich also nur auf ein Viertelstündchen.

Sein Weg ging aber gerade zu der Freundin, die Julchen auf dem Maskenballe fand, und die er dort selbst kennen gelernt. Er brachte ihr einen Brief von Julchens Hand. — Beim Abschiede versicherte sie ihm, sie werde ihn durchaus nicht kennen, und Herbert kehrte froh in das Nest seines Pelikans zurück, wo er sogleich hinter den Receptirtisch trat und Herrn Rühle dringend bat, derweile sein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen. Daß er auch hier einen Stein im Brette hatte, war entschieden. Rühle fragte Settchen: „Wie gefällt Dir der Mensch doch?"

Ihre Antwort war nur ein bedeutsames Nicken mit dem Kopf.

„Er macht 'mal eine Ausnahme von der Regel," fuhr Rühle fort.

„Nr. 98," sagte Madame Rühle und lächelte satyrisch.

Der Gatte schlang hastig den Stich hinunter und schwieg; aber die Dampfwolken, welche er blies, zeugten genugsam, wie es im

Innern wogte, wie sich ein Tornado nahe. Der Eintritt eines Fremden änderte jedoch die Scene.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, hoch gewachsen, von fester Haltung und determinirtem Ausdrucke der Züge. Sein Gruß war kurz, doch verbindlich.

„Ich heiße Aussiecher," sprach der Fremde, „und bin ein College von Ihnen, verehrter Herr Rühle, und zwar in nächster, localer Beziehung, denn ich habe die Concession für eine zweite Apotheke hierselbst. Ich wollte mir indeß nicht versagen, Sie zu begrüßen und den Wunsch auszusprechen, künftig mit Ihnen freundlich zu verkehren."

Rühle wurde bleich wie Kreide, und es war ihm, als griffe der Tod mit eiskalter Hand an sein Herz und presse es zum Zerspringen; allein was war zu thun? Sollte er sich dem — gegenüber eine Blöße geben? Durfte er, wie auch das Herz blutete, die Urbanität bei Seite setzen? Er zwang den Schmerz hinunter bis in die tiefste Tiefe des Herzens und stellte mit freundlichen Worten seine Frau vor, indem er in sauersüßen Redensarten des Collegen Erbieten annahm.

Beide waren bald in ein Fachgespräch vertieft, das Madame Rühle zu einem fatalen Gähnen trieb.

Allgemach nahte jedoch das Gespräch wieder ihrem Ideenkreise; denn Herr Rühle fragte liebevoll: „wo der Herr College denn seine Apotheke errichten würde?"

„Ich habe das schöne Haus, Ihnen vis-à-vis, gekauft von den Beutler'schen Erben," versetzte der lakonisch. „Es liegt vortrefflich, wie das Ihre, mitten in der Stadt, so zu sagen, im Herzen derselben, wo der Pulsschlag des Verkehrs, besonders, wie ich mir habe sagen lassen, an den Wochenmärkten, recht lebendig hüpft. Uebrigens," fuhr er fort, „werde ich das Geschäft einrichten, es etwa ein halbes Jahr selber führen und es alsdann einem Neffen übergeben, der mein Erbe, ein eminenter Apotheker und wahrhaft

Herbert, der das wohl einsah und sich überhaupt auf seinen Vortheil verstand, setzte sich nun jeden Mittag an das Instrument, und handthierte auf demselben so lange herum, bis ein Kakodämon ein Recept sandte.

Selbst den bösen Geist, der Rühle'n, wie einst den König Saul, beschlich, seit die Zweite gewiß war, beschwor öfters der fingerfixe Gehülfe; denn auch er theilte den Geschmack seiner Theuren und überhaupt des musikliebenden Theils der Einwohner von —m an Walzern und schottischen Tänzen. Jener besagte böse Geist nahm aber mehr und mehr überhand; denn da drüben, wo der kolossale Mohr über der Thüre auf das Schild deutete, dessen Raum bloß die Inschrift „Mohren-Apotheke" führte, ohne den Namen des Besitzers zu nennen, da drüben hämmerte der Schreiner, pinselte der Lackirer, kurz, alle Handwerker entwickelten ihre Kunst, das Haus von außen und innen zu einem wahren Palais herauszustaffiren. Rühle war ganz außer sich; denn er sah den Brobdieb vor der Nase, sah den Mohr, der die weißen Zähne fletschte, als wolle er höhnend ihn foppen, oder den alten Pelikan, der nun schon seit hundert Jahren seine Jungen fütternd in die eigene Brust biß, aus seinem Neste treiben.

Der Mann ging sichtlich zurück. Sein Auge war trübe, und seine Farbe strich über in's Gelbe, und zwar der Art, daß man sah, es war ein entschiedenes Gallenleiden. Zuletzt half auch Herbert's Spiel nicht mehr, denn er wurde auch gegen ihn verschlossen und finster, ja es schien, als hege er Mißtrauen.

So war es wirklich, wie es sich in des Principals eigenen Worten aussprach.

„Settchen," rief er einst, als Herbert seinen freien Nachmittag genoß, „Alles vereinigt sich, um mich unter die Erde zu schaffen. Bestelle den Sarg, es ist aus mit mir."

„Muthe mir doch das nicht zu," sprach mit unerschütterlicher

Ruhe die Gattin; „Du kannst das am besten selbst; ich kenne doch in dem Artikel Deinen Geschmack nicht!"

Rühle biß die Zähne auf einander. „Willst Du mich noch schneller in's Grab bringen?" fragte er giftig. „Bist Du im Bunde mit diesen Nägeln zu meiner Todtenlade?"

„Wer sind die denn?" fragte sie.

„Du zuerst, dann der vermaledeite Ausstecher und — das Subject!" war seine zornige Antwort.

„Das Subject, der Gehülfe — Herbert?" — fuhr mit Erstaunen Madame zu fragen fort. „Was thut Dir denn der seelengute Junge. Ich sage Dir, Rühle, Dir rast einmal wieder Nr. 99 im Kopfe herum; aber den guten Jungen laß mir aus dem Spiele, den nehm' ich in meinen Schutz, und wer ihn antastet, tastet mich an!"

„Das fehlt noch," jammerte Rühle, „nun nährt sie die Schlange noch!"

„Die Schlange!" rief Frau Rühle und richtete sich empor, als wolle sie wie eine Juno den Wurm niederschmettern, der es wagen sollte, ihr gegenüber zu treten.

Rühle zog sich gegen die Thüre bescheiden zurück und wiederholte aus sicherer Ferne: „Ja, die Schlange, sage ich!"

Madame Rühle bemerkte das Manövre, das ihn salviren sollte, und mußte lachen. „O, diese Neunundneunziger!" rief sie. „Geh' 'mal her und sprich Dich aus!"

„Ist nicht von Nöthen," sprach Rühle, und behauptete seine Stellung, — „ich kann von hier aus ebenso gut mein Elend klagen, als bei Dir; aber das sag' ich Dir, der ist eine Schlange. Der Stößer erzählt mir, daß er heimlich mit dem Ausstecher, dem Spitzbuben, verkehrt."

„Schäme Dich," grollte Madame, „daß Du dem jungen Manne zumuthest, grob gegen Herrn Ausstecher zu sein, der sich human an jeden Zunftgenossen anschließt."

„Was?“ rief der reizbare Rühle, „Zunftgenossen. Wir Apotheker sind keine zünftigen Handwerker! Unser Gewerbe ist eine Kunst, und Du, die Frau eines Apothekers, solltest das besser wissen.“

„Rühle, Rühle, Dir ist der Teufel der Bosheit unter Deine Perrücke gefahren. Geh', nimm ein niederschlagend Pulver, sammt einer Blutreinigung, die Galle ist Dir in's Geblüt geschlagen.“ Er rannte hinaus und warf die Thüre zu; diese spottenden Reden griffen ihm in's Herz hinein.

3.

Solcher Scenen gab es indeß immer mehr. Es war in der That mit Rühle nicht wohl mehr auszukommen. Je ärgerlicher ihm der Gehülfe wurde, der ihm übrigens Alles that, was er ihm nur im Auge lesen konnte, desto höher stieg dieser in der Gunst der Madame Rühle. Er hätte ihn schon gerne entlassen, wenn er es gewagt hätte; denn nie hatte sich seine Frau so für einen Gehülfen ausgesprochen, und nie saß einer so fest in ihrer Gunst. Wenn ihm dies schon Lebensüberdruß bereitete, so mußte er noch in's Ungeheure wachsen, da die Mohrenapotheke täglich ihre Herrlichkeit in größerem Maßstab entfaltete. Des Besitzers bedeutende Geldmittel liehen der Arbeit Flügel. Es war noch nicht halbet Mai, da war Alles fix und fertig.

Ausstecher fand sich eines Nachmittags nach der Siesta ein. — Der Mann war überselig. Er bat sich die Ehre aus, daß Herr und Madame Rühle sein Haus und seine Apotheke sähen.

Dem war nun freilich auf schickliche Weise nicht auszuweichen.

„O wie manchen sauern Apfel muß ich anbeißen!“ seufzte Rühle in sich hinein, und fluchte alle Wetter in Ausstecher's

Magen. Wie sauer aber auch der Herr College die Miene zog, wie sehr er sich mit Unwohlsein entschuldigte, es half nichts. Ausstecher ließ nicht nach mit Bitten. Zu des Geängsteten größtem Schrecken stellte sich seine Frau nun auch auf Ausstecher's Seite; denn sie drückte schon die Neugierde, das Haus zu sehen, von dessen innerem Schmucke die Damen der Stadt nicht genug zu reden wußten und die Mutter laut glücklich priesen, welche ihre Tochter einst an den präsumtiven Universalerben des steinreichen Ausstecher's verheirathen könne. Unter allerlei Vorwänden waren sie schon eingedrungen, und es schien, als sehe es Ausstecher nicht einmal ungerne. So war denn die Neugierde der Madame Rühle gestachelt und gespornt worden und hatte eine mächtige Stärke erreicht.

„Mach' keinen Sprenzpfeffer, Rühlchen," sagte sie mit ungemein gewinnendem Tone, „und komm!"

Das war unwiderstehlich. Rühle schlich die Stiege hinauf, zog seinen Bratenrock an und schritt dann den bitteren Weg über den Markt hinüber. Der Mohr fletschte noch höhnischer die Zähne, als er es, von drüben gesehen, that. Es drückte Rühle'n fast die Gurgel zu und das Herz ab.

Die Thüren öffneten sich endlich, und sie traten ein.

Man hatte nicht zu viel gesagt. Hier herrschte verschwenderische Pracht. Solchen Luxus hatte die gute Stadt —in noch nicht gesehen, und Fr[illegible]potheker Rühle meinte, sie sei in dem Palaste des Geiste[illegible]nigs [illegible]en berühmten Diamanten besaß.

Di[illegible]in, das mußte selbst Rühle zugestehen, sie ließ, [illegible] Solidität betraf, nichts zu wünschen übrig. [illegible] zusammendrückte, war das Laboratorium; [illegible] die Apparate wirklich auf's Herrlichste, von [illegible]hm so oft schon die Ohren vollgeorgelt. Er [illegible]her er that, als habe er sie längst gekannt, [illegible]hes Journal geschildert. Als er aber

die Preise hörte, da tanzten alle diese Apparate wie Höllengeister um ihn herum, und es schwindelte ihm schier.

Frau Rühle drängte, aus der Nähe dieser Retorten und Kolben, Tiegel und Mörser zu kommen. Selbst Rühle wollte weg; denn es wurde ihm mit jedem Momente zu Muthe, als sehe er schon sein Geld zum Schornsteine hinauslaboriren, da er jetzt alle diese Apparate ja auch kaufen mußte. Ausstecher gab nach, und endete die pharmaceutische Tortur des Collegen, die bei den Platintiegeln begonnen hatte.

Jetzt trat man in die Küche. Hier schien die Hausfrau bereits geschaltet zu haben, so blinkte und glänzte Alles, so vollständig war das Geschirre, so nett, so schön. In den Stuben übertrafen Tapeten, Böden, Spiegel und Geräthe Alles, was das kleine, aber ungemein scharfe Auge der Madame Rühle bis jetzt erblickt. Und gar als sie in den Salon traten: — da dampfte in Meißner Porcellan der duftende Trank Arabiens und der Tisch bog sich von köstlichem Backwerk.

Je mehr Ausstecher bei Rühle verlor, desto höher stiegen seine Fonds bei Madame. Das ist ein Mann, der Welt hat, dachte sie; ein vortrefflicher Mann! Ueberdies führte er die kolossale Figur am Arm in allen Zimmern herum, wischte sich den Schweiß ob der schweren Arbeit, aber muckste nicht, sondern erschöpfte sich in den eleganteſten Redensarten, wodurch Madame wahrhaft echauffirt wurde vor Vergnügen.

Mit der gewandtesten Artigkeit führte sie Ausstecher zum Ehrenplatz und bat sie so zart, die Ehre des Hauses zu vertreten, daß es alle Nerven der Glücklichen in harmonische Schwingungen versetzte. Mit Grazie servirte sie den Kaffee.

Und als sie nun so traulich zusammensaßen und Frau Rühle auf beiden Seiten kaute, meinte Rühle, um doch auch 'mal Etwas zu sagen, „es fehle hier jetzt nur noch der rechte Haussegen (er

seufzte tief auf, unterdrückte jedoch den Verräther), nämlich die sinnig ordnende, reinlich waltende Hausfrau."

„Für mich ist Spiel und Tanz vorbei," declamirte komisch Ausstecher; „allein der eigentliche Besitzer ist ein Bursche von vier und zwanzig Jahren, der ganz Ihrer Ansicht ist, Herr Collega!"

„Nun, da ist ja die Sorge leicht gehoben," meinte Rühle.

„Da irren Sie, Werthester; darf ich Ihnen im Vertrauen mich äußern, so hat er eine vertraute Bekanntschaft mit einem ebenso lieblichen, als vortrefflichen Mädchen; allein man sagt, die Mutter habe einen sehr entschiedenen Widerwillen gegen Apotheker —"

„Die Närrin!" plumpste Rühle heraus, bei dem die Amts- und Standes-Ambition einen hohen Grad erreicht, und den man empfindlicher nicht berühren konnte, als durch Losfahren über die Apotheker.

„Wenn ich auch so hart gar nicht zu urtheilen geneigt bin, wie Sie, verehrter Freund, so glaube ich, daß im vorliegenden Falle das Urtheil der Mutter sich doch modificiren würde; denn," fuhr Ausstecher fort:

1. „ist dies Haus mit allen Im- und Abpertinenzien meines Neffen freies Eigenthum;
2. erbt er von mir circa zwanzigtausend Gulden in baarem Geld und ein Gütchen von hundert Morgen rc.;
3. ist er ein bildschöner Junge, und
4. ein in seinem Fach excellirender Apotheker, endlich
5. ein gewandter, gebildeter, sanfter, guter Mensch.

„Was meinen Sie, Verehrteste, zu solch' einer Partie?" — Mit diesen Worten wandte sich Ausstecher an Madame Rühle.

Sie war etwas verlegen; allein sie sammelte sich und sagte: „Da müßte ja eine Mutter fast den Ehrentitel meines Herrn Gemahls verdienen, wenn sie Nein sagen sollte."

„Victoria!" rief Ausstecher. „Ich heiße Herbert und werbe hiermit in schönster Form für meinen Neffen, Fritz Herbert, den

Gehülfen in Ihrer Officin, um Julchen, Ihre liebenswürdige Tochter."

Frau Rühle saß da wie Loth's Weib. Herr Rühle starrte den Freiwerber an und rief: „Wie, Sie haben Versteckens mit uns gespielt?"

„Es ist Alles so der Plan Julchens," rief der falsche Ausstecher aus, und wollte bersten vor Lachen.

„Sehen Sie, theuerste Freunde, Julchen war mit Fritz längst ein Herz und eine Seele. Ich, selbst Apotheker, treibe es aber nicht, höre von der Sache, komme, sehe Julchen und verliebe mich schier selbst in sie, bin also auf der Stelle einverstanden mit Fritzens Liebe.

„Bekannt mit den Verhältnissen, erwerbe ich für Fritz die Concession, hier die Zweite zu errichten. Daß Sie ärgerlich über diese Zweite seien, konnte ich mir denken, und bestätigte Julchen. — Gerade in dieser Zeit verläßt Sie Ihr Gehülfe. Julchen schickt ihren Fritz her, damit ihn ohne Anstand und Aufsehen die guten Eltern kennen lernen können. Daß sie ihn liebgewönnen, wußte Julchen im Voraus und rechnete darauf, daß ihre gute und richtig urtheilende Mutter bei ihm die Abneigung gegen uns Neunundneunziger würde fahren lassen.

„Bei dem Vater rechnete sie auf die richtige Würdigung wahrer Tüchtigkeit der Kenntnisse und des Charakters. Ich alter Narr wurde beauftragt, unter falschem Namen herzugehen und die künftige Wohn- und Werkstätte einzurichten. Voila tout!

„Nun sagen Sie Ja, und Alles ist gut. Julchen wird glücklich, bleibt bei dem guten Mütterchen, und die Zweite ist fortab kein Dorn in Ihrem Auge, Herr Collega!"

Die Alten rieben sich die Stirne. „Alle Welt!" rief plötzlich Madame Rühle, „Sie bekommen Besuch! — Es fährt ein Wagen vor!"

„Seien Sie ruhig!" sprach der Oheim, „Sie erlauben nur einen Augenblick." — Er ging.

„Das ist eine verwetterte Geschichte, Settchen!“ sprach Rühle, „was meinst Du dazu?“

„Ja sagen!“ war die lakonische Antwort.

„Meinetwegen!“ entgegnete er — und in dem Momente ging die Thüre auf und — Julchen am Arme des Gehülfen Fritz Herbert trat herein.

Sie flog erglühend der Mutter in die Arme.

Fritz trat zu Rühle. „Vergeben Sie,“ sagte er, „das ganze Possenspiel ging von Julchen aus. Zürnen Sie mir nicht!“

„Sie Galgenvogel!“ lachte Rühle. — „Lassen Sie mir nur solche Possen in Zukunft, so mag's gut sein.“

„Darf ich hoffen?“ fragte er.

„In Gottes Namen denn Ja!“ sagte der Alte, und das Gefühl trat in zwei glänzenden Zeugnissen ihm in die Augen. Fritz umarmte ihn stürmisch.

Die Mutter konnte das geliebte Kind fast nicht aus ihren Armen lassen. Auch sie segnete den Bund und flüsterte in Julchens Ohr: „Laß Dir nur die Herrschaft nicht nehmen!“

Die erröthete — aber sie nickte, bedeutsam lächelnd, der Mutter zu.

Als nun im engen schönen Kreise Julchen den Eltern unter Lachen und Scherz Alles gestand und der Oheim zusetzte, er habe Julchen in dem Wagen, den er ihr hiermit als Haussteuer schenke, abholen lassen, und Fritz sei ihr entgegengeeilt, so lösten sich alle Räthsel, und der Pseudo-Ausstecher hob das Glas perlenden Champagners und rief:

„Hoch lebe die Zweite!“

Und Alle stimmten fröhlich in den Toast ein.